Die christliche Kirche

im

Uebergang von der griechisch-römischen zur germanischen Welt.

Zwölf Vorträge,

im Saale der Evang. Gesellschaft in Stuttgart gehalten

von

Dr. C. Burk,
Oberkonsistorialrath.

(Fortsetzung von: **„die Jugendzeit der christlichen Kirche."**)

Stuttgart.
Verlag der Buchhandlung der Evang. Gesellschaft.
Färberstraße Nr. 2.
1877.

Lieben Deutschen, kauft, weil der Markt vor der Thür ist, sammelt ein, weil es scheinet und gut Wetter ist, braucht Gottes Gnade und Wort weil es da ist.

Luther.

Erster Theil.

Die römische Reichskirche.

I. Kirche und Welt.

Verehrte Freunde! Im vorigen Winter habe ich versucht, die Jugendzeit der christlichen Kirche Ihnen zu vergegenwärtigen. Und wie keines von uns an die eigene Jugend zurückdenken kann, und wäre es auch eine harte, entbehrungsreiche Jugend gewesen, ohne daß der stille Wunsch in ihm sich regt: o daß ich wieder jung wäre, — so hat wohl auch jene Betrachtung in dieser und jener Seele, welcher das Gedeihen der christlichen Kirche Herzensanliegen ist, den Wunsch hervorgerufen: o daß unsere evangelische Kirche aus all ihrer Verweltlichung und Zerrüttung und Verwirrung zurückversetzt würde in jene Zustände der ersten Jahrhunderte! Da war wohl viel Kampf, aber auch viel Sieg; viel Druck von außen, aber viel innere Kraft; es war die schöne Zeit des Werdens, des Wachsthums nach innen und außen, eine Frühlingszeit, wo das Samenkorn sich hindurchrang durch den harten, schweren Boden, aber eben in diesem Ringen seine Lebenskraft bewährte und übte. Kein Wunder, daß, so oft diese Zeit unserem geistigen Auge vorgeführt wird, so oft unser Blick auf die Gestalten jener apostolischen Männer, jener Bekenner und Blutzeugen fällt, ein eigenthümliches, ehrfurchtsvolles Sehnen uns ergreift, und daß in allen späteren Jahrhunderten der Kirche der Wunsch immer wieder laut wird:

Löwen, laßt euch wieder finden
Wie im ersten Christenthum!

Einen ganz anderen Anblick bietet diejenige Zeit der christlichen Kirche, welche ich Sie jetzt mit mir zu durchwandern einladen möchte. Die Kämpfe sind vorüber und die Kirche ist als Siegerin aus denselben hervorgegangen. Die Elende, über die alle Wetter giengen, sitzt jetzt als Königin auf dem Throne. Aber wie kommt es, daß wir zu dieser herrschenden Kirche, welcher Kaiser und Volk huldigen, welche in prächtigen Tempeln ihre Gottesdienste feiert, welche auf alle Verhältnisse des öffentlichen und Privatlebens einen bestimmenden Einfluß ausübt, welche die Künste und Wissenschaften des Alterthums sich dienstbar gemacht hat und auf der Höhe der Zeit steht — daß wir zu ihr bei weitem nicht so uns hingezogen fühlen wie zu jener Kirche, von der es galt: „Was nichts ist vor der Welt, das hat Gott erwählet," welche gehaßt und verachtet war, verworfen von der öffentlichen Meinung, verfolgt von den Gewaltigen, — deren Mitglieder meist ungebildete Leute, deren Versammlungsorte Einöden und Grabgewölbe waren? — Der Grund, daß uns diese unscheinbare Gestalt der Urkirche mehr anmuthet als die Prachtgestalt der römischen Reichskirche, liegt darin, daß mit der äußeren Lage der Kirche auch ihr inneres Wesen sich geändert hat, daß sie, während sie äußerlich Siegerin ward über die Welt, sich innerlich von der Welt überwinden ließ und von der Sinnes- und Lebensweise der besiegten Feindin nur allzu vieles in sich aufnahm. Der Herr hat im Gleichniß von dem Senfkorn weissagend darauf hingewiesen, wenn seine Gemeinde eine äußerlich ansehnliche Gestalt gewinnen und weithin sich ausbreiten werde, dann werde es auch nicht fehlen an Vögeln, welche unter ihren Zweigen wohnen, d. h. an Menschen, welche, ohne der Gemeinde innerlich anzugehören, ohne in Lebensgemeinschaft mit ihr zu stehen, äußerlich sich zu ihr halten, um von ihr Nutzen zu ziehen. Dies erfüllte sich, als die Kirche Christi im römischen Reiche öffentliche Anerkennung erlangt und sich der Begünstigung von Seiten der Staatsgewalt zu erfreuen hatte. Tausende drängten sich jetzt zu ihr heran, welche ihr innerlich so ferne als möglich standen, in der Hoffnung, hiedurch die kaiserliche Gunst zu erwerben und ihrem Ehrgeiz Befriedigung

zu verschaffen. Daß dieser Art Leute ihren ganzen heidnischen Sinn mit herübernahmen in die christliche Kirche, und daß in Folge davon alle die widerlichen Parteikämpfe und kleinlichten Ränke, welche in dem alternden Römerreich und sonderlich am Kaiserhofe zu Konstantinopel spielten, ihre Schatten auch in das Heiligthum der Kirche herein warfen, auf den Gang ihrer Synoden, auf die Entwicklung ihrer Lehre ihren trübenden Einfluß ausübten, ist nicht zu verwundern. So ist es zunächst ein düsteres Bild, welches die Kirche seit Constantin unserem Auge darbietet. Allein jener Glaubensmuth und Liebeseifer, welche in der vorangehenden Zeit so herrlich geleuchtet hatten, waren doch nicht mit einem Male ausgestorben. Mochte nach dem Ausdrucke Augustins die Gottlosigkeit in der Kirche dem Schaum gleich oben auf schwimmen, unter der häßlichen Oberfläche war doch das edle Oel verborgen, und die Männer, welche unter einem entnervten Geschlecht, in einem sinkenden Staate, in einer verweltlichten Kirche doch die ächten Kennzeichen der Jüngerschaft Christi an sich trugen, sie kommen uns, um mit einem anderen Schriftsteller jener Zeit zu reden, vor „wie die Sterne der Nacht an einem umwölkten Himmel, welche, der eine hier, der andere dort, einen Theil des Himmels erleuchten, und deren Glanz immer holdselig ist, am holdseligsten aber, wenn man ihn nicht erwartet.“ Die Lebens- und Charakterbilder solch markiger christlicher Persönlichkeiten, wie sie uns im 4. und 5. Jahrhundert in nicht geringer Zahl begegnen, Ihnen vorzuführen, das schon wäre eine schöne Aufgabe. Aber noch nach einer anderen Richtung möchte ich Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Die Geschichte, insonderheit die Kirchengeschichte, ist nicht blos ein Exempelbuch, dazu geschrieben, daß wir uns an den Beispielen der Menschen- und Christentugend, die sie enthält, erbauen; sie ist zugleich ein Spiegel des göttlichen Waltens, der Führungen des Herrn mit Seiner Gemeinde; und wer diese Führungen in der Vergangenheit kennen und verstehen gelernt hat, dem wird sich so manches Dunkel der Gegenwart und Zukunft aufhellen. In diesem Sinne haben die Frommen des A. Bundes auf die Geschichte ihres Volkes zurückgeblickt und aus der-

selben für ihre eigene Zeit Licht und Trost geschöpft, und für ihr persönliches Verhalten Weisung gefunden. Hiezu soll auch uns die Kirchengeschichte dienen; und ich meine, gerade die Periode, welcher wir uns jetzt zuwenden wollen, sei besonders geeignet, uns diesen Dienst zu leisten. — Die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche mit ihren blutigen Verfolgungen und ihrem Märtyrerthume stehen so einzigartig da, daß die Anwendung der damaligen Erfahrungen auf unsere Zeit eine ferner liegende ist, wenn schon der Tieferblickende sich nicht wird verhehlen können, daß nicht wenige Zeichen der Zeit auf eine Wiederkehr ähnlicher Zustände hinweisen, wie sie die Kirche in den zwei nachapostolischen Jahrhunderten durchlebt hat. Aber die Kirche des 4. und 5. Jahrhunderts, welche dasteht inmitten einer sich christlich nennenden und doch von heidnischen Elementen durchdrungenen Welt, welche in die verschiedensten Beziehungen tritt zu einem seiner Allgewalt sich rühmenden Staate, der es nicht mehr wie früher auf ihre Vernichtung, sondern auf ihre Beherrschung abgesehen hat, die Kirche, in deren Mitte der große Kampf zwischen den Leugnern der Gottheit Christi und ihren Bekennern, zwischen den Bestreitern und den Vertheidigern der Lehre von der Erbsünde und von den übernatürlichen Wirkungen der göttlichen Gnade durchgekämpft wurde; sie hat in Leben und Wissenschaft an so vielen Aufgaben sich abgearbeitet, welche, wenn auch in etwas anderer Gestalt, der Kirche der Gegenwart wieder gestellt sind, daß ihre Geschichte in der That höchst lehrreich werden muß für das Verständniß unserer Zeit. Darum, hoffe ich, soll uns die Betrachtung der römischen Reichskirche auch dazu dienen, daß wir klarer erkennen, wie wir zu den kirchlichen Fragen und Kämpfen unserer Tage uns zu stellen haben.

Das entscheidende Ereigniß, durch welches diese neue Periode eingeleitet wird, ist der Uebertritt des Kaisers Constantin zum Christenthum. Dieser Herrscher war ein Sohn des milden, den Christen günstig gesinnten Constantius Chlorus und der frommen Helena, welche später als eifrige Christin erscheint. Umgab so den jungen Constantin im Elternhause ein Geist der Duldung,

so sollte er bald Zeuge von dem Walten eines ganz anderen Geistes werden, als er im Jünglingsalter an den Hof Diokletians und des glühenden Christenhassers Galerius kam und Augenzeuge von dem Ausbruch der diokletianischen Christenverfolgung in Nikodemien war. Welchen Eindruck die Greuel dieser Verfolgung, der Glaubensmuth der Christen und das traurige Ende Diokletians auf den Prinzen machten, wissen wir nicht: doch ist immerhin wahrscheinlich, daß zu seiner späteren Entscheidung für Christum auch diese Jugendeindrücke mitwirkten. Noch im Jahre 308 brachte er aus Veranlassung eines glücklichen politischen Ereignisses dem Gotte Apollo glänzende Weihgeschenke dar. Aber schon 312, nachdem inzwischen Galerius auf seinem Sterbebette den Christen freie Religionsübung zugestanden und Constantin selbst seinen Gegner Maxentius besiegt hatte, erklärte er sich offen für das Christenthum. Wie ist diese Umwandlung zu erklären? Der Kirchengeschichtschreiber Eusebius erzählt — und er beruft sich dabei auf die Aeußerungen des Kaisers selbst, — als Maxentius und Constantin einander gegenüber gestanden, habe der erstere die heiligen Gebräuche des Heidenthums genau beobachtet, um sich dadurch den Beistand der Götter zu sichern. Da habe Constantin sich gefragt, an welchen Gott denn er sich um Hilfe wenden solle, und habe den einen allmächtigen Gott angerufen, er möge sich ihm offenbaren und ihm seinen Schutz verleihen. Es sei gegen Abend gewesen, als er so betete, da habe er am Himmel ein leuchtendes Kreuzeszeichen erblickt mit der Umschrift: „in diesem siege." Als er darüber nachsann, was das zu bedeuten habe, sei ihm im Traume der Nacht Christus selbst mit dem nemlichen Zeichen erschienen und habe ihn aufgefordert, sich eine Abbildung desselben machen zu lassen und diese als Schutzmittel gegen die Feinde zu gebrauchen. In Folge hievon ließ sich der Kaiser eine prächtige Fahne anfertigen, auf welcher neben dem Kreuzeszeichen der Namenszug Christi angebracht war, und berief Geistliche, um sich von ihnen in der christlichen Wahrheit unterrichten zu lassen.

Was haben wir von diesem Berichte zu halten? Man kann

zu allen derartigen Berichten von wunderbaren Begebenheiten eine vierfache Stellung einnehmen. Entweder man erklärt das Ganze für ein Werk des Betruges: Constantin, sagt man, hat aus Politik sich für die Christen entschieden und, um der Sache ein besseres Ansehen zu geben, hat er den ganzen Vorfall erdichtet. Allein die politische Klugheit hätte in der That einen solchen Schritt vielmehr widerrathen. Die Christen brauchte er nicht erst für sich zu gewinnen, die waren wegen seines Vaters und seiner eigenen Duldsamkeit ohnehin auf seiner Seite. Dagegen mußte er befürchten, die ganze heidnische Partei, und die war nach Zahl und Einfluß sehr beträchtlich, durch offene Erklärung für das Christenthum in das Lager seines Gegners hinüber zu treiben. Wer unsere Erzählung nur aus einem Betrug Constantins meint erklären zu können, der leitet dessen Thun aus den Anschauungen unserer Zeit ab, statt aus denen der seinigen. Die heutige Politik rechnet allerdings nur mit sichtbaren Faktoren, allein den Männern jener Tage, und zwar den Heiden ebensowohl als den Christen, galten die unsichtbaren Mächte als wirkliche Realitäten, welche auf das Völkerleben, auf Krieg und Sieg Einfluß üben. Constantin hat daher nicht blos zum Schein für den Christengott sich erklärt, sondern weil er wirklich überzeugt war, daß derselbe der mächtigere sei. Wie er aber zu dieser Ueberzeugung gelangte, das wäre eben zu erklären. — Man könnte etwa, um nur dem für unsere Zeit so anstößigen Wunder zu entgehen, auf die unabsichtlich dichtende Sage zu verweisen geneigt sein. Nur schade, daß jener Bericht von einem Manne stammt, der ihn aus dem Munde des Kaisers selbst zu haben behauptet, so daß für die Thätigkeit der Sage kein Raum ist. Somit bleibt nichts übrig, als einen wirklichen Vorgang zuzugestehen. Dabei sind dann wieder zwei Auffassungen möglich: entweder war derselbe ein äußerlicher, auch von anderen Menschen wahrnehmbarer am Himmel, oder war es ein Vorgang in der Seele des Kaisers, ein Gesicht, das er hatte. Für jede dieser beiden Auffassungen lassen sich Gründe aus den Berichten der Zeitgenossen anführen. Im Grunde aber kommt wenig darauf an, ob wir für die eine oder für die

andere uns entscheiden, wenn wir nur in diesem Ereigniß ein Zeugniß erkennen von dem Walten dessen, von dem gesagt ist: „des Königs Herz ist in der Hand des Herrn wie Wasserbäche, und er lenket es wohin er will." Wollte man aber gegen die Annahme einer göttlichen Einwirkung einwenden, daß ja die Bekehrung Constantins doch keine wahre Herzensbekehrung gewesen sei, so entgegnen wir, daß durch Zeichen und Wunder überhaupt die Bekehrung der Herzen höchstens vorbereitet, nicht aber zu Stande gebracht werden kann, daß es sich aber bei dem Uebertritt des Constantin in erster Linie nicht um seine Person, sondern um die Wendung der Geschichte der ganzen Christenheit handelte; und niemand wird wohl leugnen, daß diese Wendung eine so herrliche, so überraschende war, daß ein wunderbares Eingreifen des Herrn zu diesem Zwecke in keiner Weise als Gottes unwürdig erscheinen kann.

Wir sind hiedurch auf die weitere Frage geführt, wie das persönliche Verhalten des Kaisers bei und nach diesem Vorgang zu beurtheilen sei. Hierüber gibt es nun zwei direkt einander entgegenstehende Ansichten. Während man in älterer Zeit den Uebertritt Constantins nicht hoch genug preisen konnte als eine große Glaubensthat; so fehlt es in neuerer Zeit nicht an solchen, welche ihn beschuldigen, eine heuchlerische Komödie gespielt zu haben, und welche sich hiefür auf manche Handlungen seines späteren Lebens berufen, die allerdings nichts weniger als christlichen Charakter an sich tragen und mehr einem argwöhnischen Despoten als einem Jünger dessen gleich sehen, der für seine Feinde gebetet hat. Allein die Wahrheit liegt, dünkt uns, in der Mitte. Es ist, wie wir schon oben gezeigt, nicht zu zweifeln, daß Constantin von dem Vorzug des Christenthums vor dem Heidenthum wirklich überzeugt war. Allein diese Ueberzeugung war eine ähnliche, wie bei jenem Zauberer Simon, von dem die Schrift ja auch sagt, daß er gläubig geworden sei. Nicht die den Menschen heiligende und erneuernde Geistesmacht, auch nicht die alle menschlichen Meinungen übertreffende Gotteswahrheit des Evangeliums kam ihm zum Bewußtsein; vielmehr nur als der äußerlich m ä c h t i g e r e gegenüber von den Heiden=

göttern erschien ihm Christus, er erkannte „in dem Christenthum gewissermaßen eine höhere Magie als die der alten Götter Roms,“ und er war der Meinung, die Erweisung dieser Uebermacht sei an ein äußeres Zeichen geknüpft, an das Kreuzeszeichen. Auf diesem Standpunkte konnte er sich dem sittlich umbildenden Einflusse des Christenthums entziehen, ohne daß deßhalb sein Bekenntniß zu demselben als auf Verstellung beruhend verurtheilt werden dürfte.

Doch viel wichtiger als die persönlichen Motive des Kaisers ist für uns die Frage, welche Folgen sein Uebertritt für die christliche Kirche gehabt habe. Daß derselbe zunächst für ihre äußere Stellung zum römischen Staate von der allergrößten Bedeutung war, versteht sich von selbst. Daß ein Kaiser ein Christ sein könne, war noch einem Tertullian als reine Unmöglichkeit erschienen, und so war die ganze Stellung der Kirche zum Staat von der Voraussetzung ausgegangen, daß derselbe heidnisch sei. Daher hatte es der Kirche bis dahin nicht einfallen können, irgend welche staatliche Unterstützung oder Begünstigung zu erwarten, Duldung war das Höchste, was sie verlangt hatte, und auch das war ihr selten genug zu theil geworden. So wenig sie aber vom Staate Nutzen gezogen hatte, so wenig war von einem Eingriff desselben in ihre inneren Angelegenheiten die Rede gewesen. Ob dieses oder jenes als kirchliche Lehre anerkannt oder verworfen wurde, ob die Leiter und Lehrer der Gemeinde hinreichende Bildung besaßen oder nicht, ob jemand aus der Kirche ausgeschlossen oder darin geduldet wurde, ob diese oder jene Maßregel kirchlicher Zucht eingeführt wurde, das alles hatte die Machthaber des Staates nicht im geringsten gekümmert, in dem allem hatte die Kirche völlig freie Hand gehabt, und so war sie in jenen Tagen der Verfolgung viel selbständiger dagestanden als in irgend einer späteren Zeit; ein eigener, in sich geschlossener, nach eigenen Gesetzen sich bewegender Organismus. — Der römische Staat seinerseits war mit dem Heidenthum aufs engste verwachsen gewesen. Sein Oberhaupt hatte zugleich die Würde eines obersten Priesters begleitet, Opfer und Vogelschau hatten jede öffentliche Unternehmung

im Frieden und Krieg eingeleitet, Abfall vom väterlichen Glauben hatte als Staatsverbrechen gegolten. Das alles mußte nun, nachdem der Herrscher ein Christ geworden war, sich ändern. Das Verhältniß der christlichen Kirche zum römischen Staate war neu zu ordnen. Und es war ebenso wichtig als schwierig, hiebei das Rechte zu treffen. Zwei Wege lagen vor. Entweder der Staat konnte eine neutrale Stellung einnehmen, konnte die Freiheit des religiösen Bekenntnisses proklamiren, indem er es jedem seiner Bürger frei stellte, für das Christenthum oder Heidenthum sich zu entscheiden, und es der christlichen Kirche überließ, mit ihren geistigen Waffen Herr zu werden über das Heidenthum. Dieser Weg hätte nicht nur den Aussprüchen des Herrn und seiner Apostel entsprochen, in denen nirgends von einem Zwang zum Glauben die Rede ist, sondern auch den Anschauungen der alten Kirche, in welcher namentlich Tertullian mit aller Kraft seiner Rede für die Glaubensfreiheit eingetreten war und sehr scharf nachgewiesen hatte, daß zu unterscheiden sei zwischen den den Staatsgesetzen unterworfenen äußeren Handlungen und zwischen der Gewissensüberzeugung, für welche wir nur Gott verantwortlich seien. Wenn nun aber Constantin und seine Nachfolger diesen Weg nicht einschlugen, wenn sie vielmehr in steigendem Maße das Christenthum zu dem zu machen sich bemühten, was früher das Heidenthum gewesen war, zur Staatsreligion, wenn demzufolge der Uebertritt zur christlichen Kirche mehr und mehr Vortheil brachte für's bürgerliche Leben, das Heidenthum dagegen mit den Mitteln weltlicher Gewalt bekämpft und die Anhänglichkeit an dasselbe als Ungehorsam gegen das Gesetz immer schärfer bestraft wurde, wenn Constantin eine Kirche mit reichen Mitteln ausstattete, damit sie durch Gaben an die Armen diese zur Bekehrung locken könne, wenn sein Sohn Constantius Tempel plünderte und ihre Güter an christliche Kirchen schenkte, wenn weiterhin die Staatsgewalt auch eingriff in das innere Leben der Kirche, wenn die Kaiser Bischöfe ein- und absetzten, Kirchenversammlungen beriefen, bei den Beschlüssen derselben nicht selten durch ihre Willenserklärung den Ausschlag gaben, um sofort für diese Beschlüsse unter An-

drohung weltlicher Strafen Gehorsam zu erzwingen, wenn in Folge davon jede Abweichung von der kirchlichen Lehre mit scharfer weltlicher Strafe geahndet, der Eifer für dieselbe dagegen als Mittel betrachtet wurde, um zu weltlichen Ehrenstellen zu gelangen, wenn im Zusammenhange hiemit sich auf dem Boden der Kirche bald das Intriguenspiel des Ehrgeizes bemerklich machte: so können wir diese Folgen des von Constantin beobachteten Verfahrens wohl beklagen, aber wir werden es bei vorurtheilsfreier Erwägung mindestens sehr erklärlich finden, daß er diesen Weg einschlug. Wenn heutzutage, da doch eine viel reichere geschichtliche Erfahrung hinter uns liegt, Tausende von gebildeten und wohlmeinenden Christen namentlich in Deutschland es nicht verstehen können, daß die Kirche ein eigener, nach inneren Gesetzen sich bestimmender Organismus sei, der staatlicher Zwangsgesetze und polizeilicher Hilfe nicht bedürfe; wenn auch Staatsmänner der Gegenwart häufig genug der Versuchung nicht widerstehen, die Kirche als bloßes Mittel zur Erreichung politischer Zwecke zu benützen und jede Regung eines selbständigen Lebens in derselben als staatsfeindlich mit mißtrauischen Blicken zu betrachten: wie könnte man da erwarten, daß ein Mann wie Constantin, welcher aufgewachsen war in den Anschauungen des Alterthums, die von einer Trennung des bürgerlichen und religiösen Lebens nichts wissen, und in den Traditionen des römischen Staates, der von jeher die väterlichen Gesetze als maßgebend auch für die religiöse Ueberzeugung des Einzelnen betrachtet hatte, — daß er zum Gedanken der Religionsfreiheit sich hätte erheben sollen? Ist es also ganz begreiflich, daß der Kaiser die Kirche in engste Verbindung mit dem Staate brachte und die Zwangsmaßregeln des letzteren auch auf kirchlichem Gebiete in Anwendung zu bringen geneigt war, so ist es bemerkenswerth, daß die heidnische Partei, so schwer sie durch diese Maßregeln getroffen war, doch nichts dagegen einwendete, vielmehr dem Kaiser noch schmeichelte. Ernstere Christen, Männer wie ein Athanasius und Hilarius, waren es, welche vor Anwendung weltlicher Zwang- und Lockmittel in Sachen des Glaubens aufs nachdrücklichste warnten. Aber freilich

ließen sich in der Kirche, welche noch eben Freiheit der religiösen Ueberzeugung gefordert hatte, auch Stimmen vernehmen, welche solche Gewaltmaßregeln nicht nur ohne Widerrede, sondern auch mit Beifall begrüßten. Zur Erklärung dieser Erscheinung könnte man auf die allgemeine Erfahrungsthatsache hinweisen, daß jede politische oder religiöse Partei zwar, so lange sie die schwächere ist, Freiheit der Ueberzeugung fordert, aber sobald sie zur Herrschaft gelangt ist, in Versuchung geräth, Anderen diese Freiheit zu verweigern, eine Erfahrung, die sich auch in der Gegenwart auf dem Boden der Kirche und des Staates vielfach wiederholt; — man könnte an die Thatsache erinnern, daß die Trunkenheit des Sieges und der Glanz äußerer Erfolge die Menschen so leicht verleiten, die Grundsätze der Freiheit zu verleugnen und eine glänzende Knechtschaft der entbehrungsreichen Unabhängigkeit vorzuziehen. Und eine Siegestrunkenheit war es ja in der That, was bei dem plötzlichen Umschwung jener Tage aller der Christen sich bemächtigen mußte, welche nicht tiefer gegründet waren im Worte Gottes und aus demselben gelernt hatten nüchtern zu sein. — Wir hören etwas von dieser Trunkenheit in den Worten, mit welchen der Kirchengeschichtschreiber Eusebius in seinem Leben des Kaisers Constantin von dessen Anwohnen bei der Kirchenversammlung in Nicäa redet. Als derselbe im kaiserlichen Purpur durch die Versammelten dahinschritt, da sei er erschienen wie ein himmlischer Gottesbote; als er den Vätern des Concils unter Aufbietung aller militärischen Pracht ein Gastmahl gab, da sei es gewesen, als ob Christus in seinem Reiche unter ihnen throne. — Allein es ist nicht nur die menschliche Schwäche, woraus sich die Stellung erklärt, in welche die christliche Kirche zum römischen Staate gerieth. Auch in den Verhältnissen selbst war diese Stellung begründet. Zwischen der religiösen Ueberzeugung und dem äußeren, auch dem politischen Verhalten des Menschen läßt sich nun einmal nicht abstrakt scheiden. Die Religion eines Volkes wird immer auch in seinem staatlichen Leben sich abspiegeln. So war es doch wohl selbstverständlich, daß nach Constantins Uebertritt nicht nur die heidnischen Religionsgebräuche, welche bis dahin mit öffentlichen

Veranlassungen in Verbindung standen, aufgehoben, die Bezahlung heidnischer Gottesdienste aus öffentlichen Mitteln eingestellt, unzüchtige Kulte verboten, auf heidnischen Anschauungen beruhende Sitten und Rechtsverhältnisse, wie Sklaverei und Vielweiberei, gesetzlich beseitigt wurden, sondern auch daß dem Bedürfnisse der christlichen Bevölkerung, den Tag des Herrn zu feiern, durch ein Gesetz entsprochen wurde, welches den Stillstand aller weltlichen Geschäfte mit Ausnahme dringender Feldarbeiten am Sonntage vorschrieb. Schon dies mußte den Anhängern des Heidenthums als Parteinahme der Staatsgewalt für das Christenthum erscheinen, und es zeigte sich hierin, daß nun eben einmal, allen Theorieen zum Trotz, es einem Staate nicht möglich ist, dem Christenthum gegenüber neutral zu bleiben.

Bald aber giengen die Herrscher aus den oben erwähnten Gründen weiter zu eigentlichen Gewaltmaßregeln gegen das Heidenthum: Constantin verbot alle heidnischen Opfer und sein Sohn Constantius erneuerte dieses Verbot, ja er verschärfte es, indem er 353 selbst die Todesstrafe auf die Darbringung von Götzenopfern setzte und die Schließung aller heidnischen Tempel befahl. Aber bis zur Durchführung dieses Verbotes in dem ganzen ungeheuren Reiche war noch ein weiter Schritt. Selbst die Verlegung der kaiserlichen Residenz aus der Weltstadt Rom an die Ufer des Bosporus, wo sich an der Stelle der altgriechischen Kolonie Byzanz die neue Kaiserstadt Constantinopel erhub, war eigentlich ein Bekenntniß, daß eine mit dem neuen Glauben sich so enge zusammenschließende Staatsgewalt nicht heimisch werden könne in einer Stadt, welche erfüllt war von den Tempeln der alten Götter, wo die väterlichen Kulte als heilig gehaltene Ueberlieferung in den vornehmsten Familien sich fortpflanzten und das gesammte Volksleben mit dem Heidenthum verwachsen war. Daher sah sich Constantins Sohn Constans, welchem nach des Vaters Tod die Herrschaft über das Abendland zugefallen war, genöthigt, wenigstens vor den Mauern Roms die Tempel und Opfer fortbestehen zu lassen, damit, wie er sich ausdrückte, dem Römervolke seine gewohnten festlichen Lustbarkeiten nicht entzogen werden. Ebenso blieb im Sitzungs-

sale des röm. Senates noch lange Jahre hindurch das Bild der Siegesgöttin aufgestellt.

Aber nicht nur die altrömischen Adelsgeschlechter hielten mit großer Zähigkeit am väterlichen Götterglauben fest, sondern ebenso auch ein großer Theil der Landbevölkerung, die ja überhaupt schwerer und langsamer an den geistigen Bewegungen der Zeit sich betheiligt. Hiezu kamen dann als dritte Klasse, an welcher das Heidenthum einen Halt hatte, die Philosophen, welche damals im römischen Reiche eine große Rolle spielten und sich als Lehrer der Weisheit und Beredsamkeit in den meisten größeren Städten, namentlich aber in Athen aufhielten, auf die Jugend der höheren Stände einen weitgreifenden Einfluß ausübten und in ihrer Mitte eine Reihe berühmter Namen zählten, wie einen Jamblich, Libanius, dem die Schüler aus den entlegensten Theilen des Reiches zuströmten, u. A. Die damals herrschende Philosophie war der sogen. Neuplatonismus, eine seltsame Verbindung von Gedanken der altgriechischen, namentlich platonischen Weltweisheit mit dem väterlichen Götterglauben, sowie mit den magischen Künsten und Beschwörungen, deren damals die Welt voll war. Die Anhänger dieser Philosophie wollten das Heidenthum, nicht das der ererbten Volksreligion, sondern das nach ihrem System zurecht gemachte, mit allerlei neuem Aberglauben versetzte, wenigstens in engerem Kreise als die Religion der Gebildeten bewahren. Es war aber natürlich, daß sie begierig jede Gelegenheit ergriffen, demselben auch äußerlich zum Sieg über das Christenthum zu verhelfen.

Eine solche Gelegenheit schien sich zu bieten, als nach dem Tode des Kaisers Constantius dessen Vetter Julian 361 auf den Thron kam. Wenn dieser reich begabte junge Mann ein Gegner des Christenthums geworden ist, so war daran zum großen Theil der verweltlichte Zustand der Kirche schuld, und in der von ihm ausgehenden Bedrückung hat dieselbe die gerechte Strafe dafür empfangen, daß sie so weit von den apostolischen Grundsätzen abgekommen war. Julian hatte als Kind es mit erlebt, wie Constantius ein Glied der kaiserlichen Familie nach dem andern aus dem Wege räumte,

und war selber mit Noth dem tyrannischen Argwohn desselben entgangen. Am kaiserlichen Hofe erzogen hatte er das Christenthum um so grimmiger hassen gelernt, von je unwürdigeren Vertretern desselben er umgeben war und je mehr er gezwungen wurde, die Gebräuche desselben mitzumachen, ja auch seinen Spielen die Form von Andachtsübungen zu geben: — ein für alle Zeiten warnendes Beispiel davon, welchen Schaden das Aufdrängen religiöser Formen bei der Jugend namentlich dann anrichtet, wenn sie merkt, daß hinter diesen Formen eine nichtswürdige Gesinnung sich versteckt. Um so mehr fühlte sich der junge Julian von der Lektüre der alten heidnischen Klassiker angezogen, und als er 21 Jahre alt nach Nikomedien kam, gewann dort der hochberühmte heidnische Rhetor Libanius den größten Einfluß auf ihn. Zwar hatte er seinen christlichen Lehrern schwören müssen, diesen gefährlichen Gegner der Wahrheit nicht zu hören, aber er wußte das Versprechen zu umgehen, indem er die nachgeschriebenen Vorträge desselben sich verschaffte und mit Begierde las. Insbesondere aber machten zu Ephesus die Gauklerkünste der neuplatonischen Beschwörer Eindruck auf ihn. Er ließ sich in die eleusinischen Mysterien aufnehmen, damals eine Art von Freimaurerorden innerhalb des sinkenden Heidenthums. Nach vorangegangenen langen Prüfungen führte man den Prinzen in eine Höhle und sprach geheimnißvolle Formeln über ihn; ein furchtbares Getöse ließ sich hören, feurige Erscheinungen zeigten sich. So erfolgte seine Einweihung. Als er später die Universität Athen bezog, konnte es den neuplatonischen Rhetoren und Philosophen daselbst nicht schwer fallen, ihn immer enger an sich zu ketten; zumal sie seiner Eitelkeit zu schmeicheln wußten. Er schwärmte für das alte Heidenthum, wenn er auch daneben für zweckmäßig erachtete, Eifer für das Christenthum zu erheucheln, ja sich eine Platte scheeren zu lassen, um sich den Schein der Neigung zu ascetischem Leben zu geben. Als er aber zur Regierung gelangte, warf er die Maske ab, die er bisher aus Furcht vor Constantius beibehalten hatte, erklärte sich offen für das Heidenthum und betrachtete dessen Wiederherstellung fortan als seine Lebensaufgabe. Schon als er, eben

zum Kaiser ausgerufen, seinen Einzug in Vienne hielt, rief eine blinde Frau begeistert aus: „dieser ist es, der die Göttertempel herstellen wird.“

Von einer gewaltsamen Unterdrückung des Christenthums konnte freilich nicht mehr die Rede sein. Daß durch äußeren Druck eine religiöse Ueberzeugung nicht überwunden wird, das lehrte ihn die Geschichte der vorangehenden Jahrhunderte, und so hütete er sich wohlweislich, den Märtyrerheroismus wieder zu wecken. Wenigstens öffentliche Hinrichtungen suchte er, wenn gleich auch unter seiner Regiernng noch manche Christen ihren Glauben mit dem Tode besiegelten, sorgfältig zu vermeiden. Als z. B. der syrische Bischof Markus, weil er früher die Zerstörung eines Göttertempels veranlaßt hatte, von wüthenden Heiden mißhandelt, durch die Straßen geschleppt, endlich mit Honig bestrichen und in einem Korbe in der Luft schwebend den Stichen der Bienen preisgegeben wurde, was er mit staunenswerther Standhaftigkeit ertrug: da befahl Julian auf des Statthalters Verwendung seine Freilassung, weil er den Christen keine Märtyrer geben wollte. Sonst aber drückte er ein Auge zu, wenn die Volkswuth sich an den Christen vergriff, z. B. als der Bischof Georg von Alexandrien nebst zwei anderen Christen vom Pöbel nach schweren Mißhandlungen ermordet und den kaiserlichen Drohungen zum Trotz weitere derartige Greuel verübt wurden. Im allgemeinen jedoch wandte er statt der Gewalt die Ueberlistung und Verlockung an, um die Christen zum Abfall von ihrem Glauben zu bringen. So ließ er sein Bild mit heidnischen Götterbildern umgeben, damit, wenn sie nach der Sitte der Zeit jenem ihre Verehrung bezeugten, dies als Huldigung gegen die Götter ausgelegt werden, oder, wenn sie es unterließen, sie als Verächter des Kaisers gestraft werden könnten. Den christlichen Soldaten bot er Geschenke und Aussicht auf Avancement, wenn sie sich entschlößen, den Göttern zu opfern. Aber auch zu direkten Bedrückungen der Christen schritt er mit der Zeit fort und dabei liebte er es, zu der Ungerechtigkeit den Hohn hinzu zu fügen. So nahm er den Kirchen ihren Besitz an Geld und kostbaren Gefäßen, weil ja den Armen das Himmelreich

verheißen sei; so zwang er zwar die Diener der Kirche zum Kriegsdienste, von welchem sie durch Constantin befreit worden waren, schloß aber zu gleicher Zeit die Christen von allen Befehlshaberstellen aus, da ihnen ja verboten sei das Schwert zu führen. Städten, welche treu zum christlichen Bekenntnisse hielten, nahm er ihre Vorrechte und ließ sie auf jede Weise die kaiserliche Ungnade empfinden.

Hauptsächlich aber suchte Julian seinen Zweck dadurch zu erreichen, daß er das Heidenthum sittlich zu heben und die Christen geistig herab zu drücken unternahm. In ersterer Beziehung legte er gegen seinen Willen ein Zeugniß für das Christenthum ab, sofern er zur religiösen Hebung des Heidenthums kein Mittel fand, als solche Einrichtungen, die auf christlichem Boden gewachsen waren, auf dasselbe zu übertragen. So ahmte er die Predigt und den Kirchengesang der Christen nach, indem er anordnete, daß bei jeder religiösen Versammlung die heidnischen Göttersagen ausgelegt werden, und Tempelgesänge ausführen ließ. Auch die Früchte christlicher Liebesthätigkeit suchte er dem Heidenthum zuzueignen; Krankenhäuser und Herbergen für Fremde sollten auf kaiserlichen Befehl in allen bedeutenderen Städten eingerichtet werden. Von der bloßen Humanität hoffte man, wie seither so manchmal, die Frucht zu ernten, welche in Wahrheit nur dem Glauben an Christum entsprießt. Aber diese Hoffnung ward zu Schanden. Trotz der kaiserlichen Protektion blieben diese heidnischen Wohlthätigkeitsanstalten todtgeborene Kinder, die bald spurlos wieder verschwanden. — Ebenso wenig führten die gegen das Christenthum gerichteten Angriffe zum Ziel. So wenn der Kaiser den Christen die Anlegung von höheren Lehranstalten, namentlich von Schulen der Rhetorik verbot, um sie dadurch von aller höheren Bildung auszuschließen und die jungen Leute höheren Standes von frühe an den Einflüssen heidnischer Lehrer auszusetzen. Wir wissen von nicht wenigen Christen, welche in ihrer Jugend solch heidnische Schulen besucht haben und doch ihrem Glauben treu geblieben, ja Zierden der Kirche geworden sind. Warum das? weil sie von Hause einen so festen Grund christlicher Erkenntniß

mitbrachten, daß auch die heidnische Schule denselben nicht zerstören konnte. — Merken wir uns das in einer Zeit, in welcher die Entchristlichung der Schule Fortschritte macht, und konfessionslose Schulen an immer mehreren Orten eingeführt werden. Christen, bei welchen es in Wahrheit heißt: „ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen," brauchen sich vor ihnen nicht zu fürchten. Jünglinge, die aus solchen Häusern hervorgehen, haben einen starken Halt gegen die Versuchungen zum Abfall. Weiter suchte Julian dem Glauben der Christen dadurch Schmach anzuthun, daß er die Streitigkeiten der verschiedenen Parteien unter denselben begünstigte, ja zu seiner Belustigung die Vertreter entgegengesetzter Ansichten mit einander disputiren ließ. Die Uneinigkeit der Christen hat ja schon manchmal dazu gedient, in den Augen ihrer Feinde sie verächtlich zu machen. Um die Weissagungen des Herrn von der Zerstörung des Tempels Lügen zu strafen, gestattete er den Juden, ihr Heiligthum auf Moria wieder aufzubauen, aber als dieselben nun den Grund zu graben begannen, brachen Flammen aus dem Boden heraus, erschrocken flohen die Arbeiter von dannen und sie mußten von ihrem Vorhaben abstehen. Die Wahrheit dieses Berichtes, der sich im Wesentlichen übereinstimmend bei heidnischen und bei christlichen Schriftstellern findet, läßt sich nicht wohl in Zweifel ziehen. Wie ein ungläubiger Mensch sich diesen Vorfall zurecht legen will, überlassen wir ihm, uns ist er ein Beweis für den Ausspruch des Herrn: „meine Worte vergehen nicht!" — Auch in einer Schrift, welche er auf seinem Feldzug gegen die Perser zu Antiochien schrieb, gab Julian seinem Haß gegen das Christenthum, das ihm nur eine Religion der Gräber zu sein und an dem Verfall der altrömischen Tapferkeit die Schuld zu tragen schien, Ausdruck.

Aber gerade dort in Antiochien mußte er inne werden, daß seine Hoffnung, den Sieg des Heidenthums herbeiführen zu können, eine eitle sei. Im Sommer 362 hielt er seinen Einzug in dieser altchristlichen Stadt, wo nur noch wenige alte Männer der heidnischen Feste kundig waren. Sogleich war es sein eifrigstes Bestreben, den alten Götterdienst wieder herzustellen. Wo

er auf den Höhen um die Stadt einen alten Tempel sah, kletterte er hinauf, um Opfer darzubringen, der Opfermahlzeiten waren so viele, daß unter den Soldaten, die daran Theil nahmen, Trunkenheit sich verbreitete; unter strömendem Regen brachte der Kaiser selbst seine Opfer unter freiem Himmel, Hunderte von Stieren ließ er schlachten und setzte seine Ehre darein, mit einem Gefolge von alten Weibern, welche dem Heidenthum noch anhingen, die Opferthiere dem Priester zuzuführen. Um so größer war sein Unwillen, als die Bevölkerung von Antiochia völlig theilnahmlos blieb. Und bald kam es noch zu weiteren Zerwürfnissen. In der Nähe der Stadt befand sich ein Hain des Gottes Apollo, welcher, wie das so oft vorkam, zugleich eine Stätte der Unzucht war. Hier hatte man, um diesen Ausschweifungen ein Ende zu machen, die Gebeine des Märtyrers Babylas beerdigt, und die Christen von Antiochien strömten schaarenweise zu diesem Grabe, um ihre Andacht zu verrichten. Julian ließ den alten Apollotempel wieder eröffnen und richtete ein Orakel ein. Weil nun aber die Priester erklärten, der Gott könne auf die an ihn gerichteten Fragen keine Antwort geben wegen der Nähe der Todten, so ließ der Kaiser die Gebeine des Märtyrers ausgraben. Die Christen trugen dieselben in feierlichem Aufzuge zu einer andern Begräbnißstätte, wobei sie Lieder über die Nichtigkeit des Götzendienstes sangen. Julian erblickte hierin eine persönliche Beleidigung und ließ mehrere Christen verhaften und einen derselben foltern. Nun sollte ein Fest des Apollo gefeiert werden, der Kaiser erwartete, daß die Bevölkerung dasselbe mit großem Glanze begehen und ihre Opfer bringen werde, aber niemand erschien als ein alter Priester, welcher eine Gans als Opfer herbeitrug. Der Kaiser gerieth in großen Zorn und hielt den Antiochenern eine heftige Strafrede, worin er ihnen vorwirft, daß sie an die Armen alles verschenken, aber für die Götter nichts aufwenden wollen. — Als bald darauf durch Unvorsichtigkeit eines heidnischen Philosophen in jenem Tempel Feuer ausbrach, hatte Julian die Christen im Verdachte der Urheberschaft, ließ mehrere Kirchen in der Nachbarschaft zerstören, und setzte, ehe er zum Krieg gegen die

Perser weiter zog, einen grausamen Menschen als Statthalter ein, der sofort als Verfolger der Christen auftrat. Ueberhaupt scheint der Plan gewesen zu sein, nach glücklich vollendetem Feldzug schärfer vorzugehen, und schon glaubte die heidnische Partei ihres Sieges gewiß zu sein. „Was macht jetzt euer Zimmermannssohn?“ fragte damals der Redner Libanius spottend einen Lehrer der Gemeinde zu Antiochien. „Er arbeitet an einem Sarge,“ lautete die Antwort, „darein du deine Hoffnungen legen sollst.“ Und in der That, der Sarg war fertig, ehe mans gedacht. In einer Schlacht gegen die Perser empfieng Julian, erst 32 Jahre alt, tapfer kämpfend die Todeswunde. Ob er, wie die Sage will, sterbend gerufen: „Du hast gesiegt, Galiläer!“ mag dahin gestellt bleiben — jedenfalls h a t t e der Galiläer gesiegt und Freund und Feind hatte den Eindruck, daß dem so sei. Der Heide Libanius rechtete mit seinen Göttern, daß sie diesen Kaiser, der so eifrig in ihrem Dienste gewesen, so früh haben dahin raffen lassen. Der blinde Didymus aber, Vorsteher der christlichen Katechetenschule zu Alexandrien, hatte jenen Tag im Gebet und Fasten zugebracht, tief bekümmert über die Abtrünnigkeit des Kaisers und die Noth der Kirche, und war auf seinem Stuhle eingeschlafen. Da sah er weiße Rosse in der Luft rennen und hörte die Reiter rufen: „Verkündet dem Didymus, daß heute zu dieser Stunde Julianus getödtet ist.“

Wenn irgend einmal, so hat es sich bei diesem Tode erfüllt: „Fürsten sind Menschen vom Weibe geboren, sinken wieder in den Staub, ihre Anschläge sind auch verloren, wenn nun das Grab nimmt seinen Raub.“ Ja, seine Anschläge waren verloren, alle die klug berechneten Veranstaltungen zur Wiederherstellung des Heidenthums, sie waren mit e i n e m Mal zu Schanden geworden.

Nun gieng es vollends schnell abwärts mit dem alten Glauben, er hatte den Halt in den Gemüthern verloren, so daß, als im Jahr 385 der Kaiser Theodosius das Weissagen aus den Opfern verbot, ja 392 das Opfern für ein Majestätsverbrechen erklärte, nirgends ein ernstlicher Widerstand sich erhob. Freilich kam es, bis die heidnischen Heiligthümer beseitigt waren, noch

zu manchen stürmischen und des christlichen Namens wenig würdigen Auftritten. Ernstere Christen, wie ein Chrysostomus, drangen darauf, daß man den heidnischen Irrthum nur durch Belehrung und Erweisung christlicher Liebe bekämpfe. Aber es hatte sich, zumal in den größeren Städten, schon ein christlicher Pöbel gebildet, und dieser, durch fanatische Mönche aufgereizt, ließ sich allerlei Ausschreitungen zu Schulden kommen. So ist z. B. in Alexandrien die gelehrte Hypatia, die Vorsteherin der neuplatonischen Philosophenschule, in einer Kirche grausam ermordet worden. In dieser Stadt kam es zu eigentlichen Straßenkämpfen zwischen der christlichen und heidnischen Partei. Die letztere verschanzte sich in dem prächtigen Serapistempel, einem der größten Heiligthümer des damaligen Heidenthums, und verübte von da aus allerlei Gewaltthaten. In Folge hievon verfügte der Kaiser die Zerstörung aller Tempel in der Stadt. Die Menge strömte zusammen, um das Schauspiel der Niederreißung des Serapistempels mit anzusehen. Allein lange wagte niemand, an die Bildsäule des Gottes Hand anzulegen, denn von Alters her war der Glaube verbreitet, wenn diese stürze, so werde Himmel und Erde zusammenfallen. Endlich faßt sich ein christlicher Soldat ein Herz und zertrümmert die Bildsäule mit einer Axt unter allgemeinem Geschrei der Menge. Damit war in dem alten Götzenlande Aegypten dem Götzendienst der Todesstoß gegeben. Anderwärts dagegen, namentlich im Abendlande, dauerte derselbe noch fort, besonders auf dem Lande, so daß angesehene Kirchenlehrer, wie Chrysostomus und Augustin, die Christen an ihre Pflicht mahnten, durch Erbauung von Kirchen auf dem Lande für die Bekehrung der noch übrigen Heiden zu wirken. Immer mehr zog sich das Heidenthum in die Verborgenheit zurück. Den letzten Stoß gab ihm der despotische Kaiser Justinian, welcher selbst Martern und Hinrichtungen gegen die Anhänger des alten Götterglaubens in Anwendung brachte und die philosophischen Vorlesungen der heidnischen Neuplatoniker in Athen schloß.

II. Das christliche Leben.

Verehrte Freunde! Wir haben gehört, wie die christliche Kirche zur römischen Reichskirche wurde, und wie sich ihr Verhältniß zum römischen Staate im Laufe der Zeit gestaltete. Heute hat uns die Frage zu beschäftigen, welchen Einfluß dies auf das christliche Leben ausübte, in welcher Weise die Mitglieder dieser Reichskirche ihren Christenberuf auffaßten, ein Volk des Eigenthums zu sein, und durch ihren Wandel zu verkündigen die Tugenden deß, der sie berufen hatte von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte. Wir haben schon darauf hingewiesen, wie in Folge der Begünstigungen, welche der Kirche von Seiten der Herrscher zu Theil wurden, sich ganze Schaaren zu ihrer Mitgliedschaft herbei drängten, welche innerlich dem Christenthum ferne standen. Muß doch selbst Eusebius, dem die Zustände unter Konstantin in so glänzendem Lichte erscheinen, jammern über die unsägliche Verstellung solcher, welche sich in die Kirche einschlichen. Es waren das sowohl hochgestellte Leute, welche sich durch einen solchen Schritt in der kaiserlichen Gunst zu befestigen hofften, als auch Arme, welche die reichlichen Almosen anlockten, die christlichen Armen in Aussicht standen. „Wie viele," ruft Augustin aus, „suchen Jesum nur, damit es ihnen zeitlich wohlgehe!" Eine Kirche, welche so viele weltlich gesinnte Mitglieder in sich schloß, konnte natürlich das allgemeine Weltverderben der damaligen Zeit nicht aufhalten. Allerdings war es dem Einfluß des Christenthums zu danken, daß manche unmenschliche Sitten aufhörten, daß z. B. die Gladiatorenkämpfe, diese entsetzliche Augenweide der Römer besonders in der Kaiserzeit, von Konstantin im Jahre 325 verboten wurden. Freilich half dieses Verbot nicht viel. Erst Theodosius schaffte die Stiergefechte, bei welchen Menschen gebraucht wurden, ab. Der christliche Dichter Prudentius forderte den Kaiser Honorius auf, auch die Fechterspiele zu verbieten, und der Mönch Telemachus reiste aus dem Morgenlande nach Rom, um denselben ein Ende zu machen. Er stürzte sich unter die

Fechtenden und trennte sie, wurde aber ein Opfer der Wuth des Volkes, das sich seine blutige Lust nicht stören lassen wollte. Dieser Vorfall soll den Kaiser Honorius bewogen haben, ein neues Gesetz gegen die Fechterspiele zu erlassen. Aber mochten auch die ärgsten Auswüchse beseitigt werden, aus dem allgemeinen Sittenzerfall konnte sich jenes entnervte Geschlecht nicht mehr aufraffen, das Christenthum selbst, obwohl alle auf den Namen desselben Anspruch machten, konnte sich nicht als der die ganze Masse durchdringende Sauerteig beweisen, sondern zeigte seine Kraft nur darin, daß es einzelne Seelen über das Elend der Zeit hinaushob, ihnen für ihr Wirken höhere Ziele, für ihr Leiden kräftigen Trost darbot. Hieraus erklärt sich eine Erscheinung, welche, wie sie überhaupt den Zeiten sittlicher Auflösung eigen ist, in jenen Jahrhunderten ganz besonders stark hervortritt. Ernstere Gemüther wurden abgestoßen durch das Verderben der Zeit, und da sie sich doch zu Ueberwindung desselben zu schwach fühlten, so blieb ihnen nichts übrig, als in Absonderung von der Welt das Heil ihrer Seele zu suchen. War früher die Welt außerhalb der Kirche gewesen, so daß, wer in die Kirche eintrat, eben damit dem Reiche der Welt entnommen war, so mußten jetzt, seit die Kirche von der Welt überschwemmt war, diejenigen, welche sich der Welt nicht gleichstellen mochten, innerhalb der Kirche selbst sich von der großen Masse scheiden, dabei aber doch der letztern, die ja auch an den Gnadenmitteln der Kirche Antheil hatte, den Christennamen zugestehen. So bildete sich allmählig — nicht ohne Einfluß der von den heidnischen Geheimlehren her gebräuchlichen Unterscheidung zwischen Zuhörern und Vollkommenen — die Vorstellung einer doppelten christlichen Tugend, einer niedrigeren, welche für die gewöhnlichen Christen ausreiche, und einer höheren für diejenigen, die nach Vollkommenheit streben; — eine höchst bedenkliche Anschauung, bei welcher die Gefahr der sittlichen Leichtfertigkeit auf der einen, des geistlichen Hochmutes auf der andern Seite nur gar zu nahe lag. Da entzog sich der Eine dem Ernste christlicher Heiligung, indem er sich darauf berief, daß er ja nur ein Weltmensch, nicht ein Geistlicher oder Mönch sei; fragte

auch wohl seinen Mitchristen, welcher sich eines ernsteren Lebens befleißigte, spottend: „Du bist wohl ein großer und gerechter Mann, ein Elias, ein Petrus; du bist wohl vom Himmel gekommen?" während dort ein anderer wegen seiner strengen Lebensweise sich über die gewöhnlichen Christen hoch erhaben dünkte. — Wir müssen, um ein richtiges Bild von den sittlich-religiösen Zuständen jener Zeit zu bekommen, diese beiden Arten gesondert betrachten.

Zuerst also der große Haufen der Weltchristen. Dieselben waren zum Theil nicht einmal getauft. In dem abergläubischen Wahne, daß die äußere Handlung der Taufe, ganz abgesehen von der Gesinnung, in welcher man sie empfange, die Sünden wegnehme, schoben sie dieselbe so weit als möglich hinaus, um möglichst lange nach ihren Lüsten leben zu können und dann vor ihrem Tode noch der Sünden ihres Lebens mit einem Male los zu werden. Daher kam es, daß sich, wenn der Tod drohte, bei Erdbeben, Seuchen, Kriegsnoth u. dgl. ganze Schaaren zur Taufe drängten. Und wie das Sakrament, so wurde auch das andere Gnadenmittel, das Wort, von sehr vielen gering geachtet oder mißbraucht. Schon hören wir in dieser Beziehung Klagen, welche an die Zustände der heutigen Christenheit uns erinnern. So redet im Morgenlande Chrysostomus von solchen, welche nur ein oder aufs höchste zwei Mal im ganzen Jahre zur Kirche kommen und dabei Christen zu sein meinen, während sie sich doch den Juden gleichstellen, denen nur dreimal jährlich ihr Heiligthum zu besuchen geboten gewesen sei. Namentlich tadelt er die Vornehmen, welche nur an den Festen sich in der Kirche blicken ließen. „Wenn man zur Kirche kommen soll," sagt er unter anderem, „so bedenkt man sich, wie wenn man sich von seiner hohen Würde herablassen müßte, und brüstet sich nachher, als hätte man Gott einen Gefallen gethan." Und im Abendlande schreibt Augustin von Leuten, welche an den christlichen Festen die Kirchen, an den heidnischen Feiertagen die Theater erfüllten. Denn waren auch die Gladiatorenkämpfe abgeschafft, so hatte sich die Schaulust mit um so größerer Leidenschaft auf theatralische Darstellungen und Wettrennen geworfen.

Die letzteren waren in Konstantinopel eine so wichtige Angelegenheit, daß durch die Parteien des Cirkus selbst die Ruhe des Staates bedroht war. Vergeblich hat Chrysostomus gegen diese Leidenschaft mit aller Kraft seiner Beredsamkeit gekämpft, und vergeblich denen mit Ausschluß aus der Gemeinde gedroht, die selbst an dem Tage, an welchem die Kirche das Leiden und Sterben ihres Herrn feierte, wie er sich ausdrückt, Ueberläufer geworden waren zum Cirkus und Theater.

Noch schlimmer war es freilich, daß die Gebräuche des Theaters in der Kirche selbst Eingang fanden. So war es namentlich in den Städten mit griechischer Bevölkerung, welche ja seit Alters auf Wohlredenheit großen Werth zu legen gewohnt war, gebräuchlich, daß wenn in der Predigt eine besonders schöne Stelle vorkam, die Zuhörer durch Klatschen ihren Beifall ausdrückten, eine Unsitte, welche ganz besonders in Konstantinopel herrschte und dort durch Chrysostomus wiederholt öffentlich gerügt wurde. Aber so sehr war dieselbe den Zuhörern zur Gewohnheit geworden, daß, als er einmal das Ungeeignete dieser Sitte in besonders nachdrücklicher Weise darlegte, sie ihre Zustimmung zu seinen Worten eben wieder durch Beifallklatschen ausdrückten. „Ihr habt, sagt Gregor von Nazianz in seiner in eben dieser Kaiserstadt gehaltenen Abschiedspredigt, in die Hände geklatscht, laut geschrieen und euren Redner in den Himmel erhoben, denn die Menge will nicht Priester haben, sondern Redner.“ Derselbe weltliche Sinn sprach sich beim Gottesdienst in dem Eindringen theatralischen Gesanges, sowie in der ganzen Haltung der Zuhörerschaft aus; man strömte zusammen, wenn es einen berühmten Prediger zu hören gab, verließ aber die Kirche nach vollendeter Predigt, ohne an dem gemeinsamen Kirchengebet theilzunehmen, da man ja auch zu Hause beten könne. Die Reichen betrachteten den Gottesdienst als Gelegenheit, ihre prächtige Kleidung zu zeigen, die Frauen plauderten mit einander, die Jugend machte Geräusch, so daß zur Erhaltung der Ordnung die Diakonen sehr nothwendig waren. Auch bei der Feier des Abendmahls gieng es manchmal sehr ungeistlich zu. So klagt Chrysostomus, daß seine Zuhörer nicht mit

Ehrfurcht zum hl. Mahle herzutreten, sondern stoßend, schlagend, drängend, schreiend, schimpfend; — jeder suchte nemlich zuerst hinzu zu kommen, um dann sofort die Kirche zu verlassen.

Wie beim Gottesdienst, so zeigte sich der überwuchernde weltliche Sinn im Leben. Zwar fehlte es nicht an religiösen Formen, allein da dieselben in der Regel ohne Betheiligung des Herzens beobachtet wurden, so hatten sie keinen Werth, führten vielmehr zu abergläubischem Mißbrauch des Heiligen. So wurde z. B. die hl. Schrift mit großer, fast abergläubischer Ehrfurcht behandelt (die Reichen hatten prächtig gebundene Exemplare derselben): man wusch die Hände, ehe man sie anrührte, Frauen verschleierten sich, Männer nahmen die Kopfbedeckung ab, wenn sie darin lasen. Die Evangelienbücher hängte man den Kindern als Amulette um den Hals. Das Kreuzeszeichen wurde gar häufig angewendet, nicht nur bei allen kirchlichen Handlungen; auch im gewöhnlichen Leben bei den verschiedensten Veranlassungen in Freude und Leid bezeichnete man sich mit demselben. Es läßt sich leicht denken, daß das tausendmal in gedankenloser Weise geschah, während wieder andere im Kreuzeszeichen eine Art Zaubermittel erblickten, um allerlei schädliche Einflüsse von sich ferne zu halten. Auch suchte man dieser Verehrung gegen das Zeichen unserer Erlösung dadurch Ausdruck zu geben, daß man sich Kreuze von kostbaren Stoffen machen ließ und sie an den verschiedensten Orten der Wohnung anbrachte. Selbst auf die Stirne scheinen sich manche das Zeichen des Kreuzes geprägt zu haben. Deßgleichen wurde es Sitte, auf Abbildungen von Personen und Scenen aus der biblischen Geschichte großen Werth zu legen. Und bald bemächtigte sich die Mode dieser Liebhaberei. Wie früher vornehme heidnische Männer und Frauen Jagdscenen auf ihre Prachtgewänder sticken ließen, so kam es nun auf, die Hochzeit zu Kana, die Auferweckung des Lazarus, die Heilung des Gichtbrüchigen, die Sünderin zu Jesu Füßen u. dgl., zum Gegenstand solcher Stickereien zu wählen, und man glaubte damit Gott wohlgefällige Kleider zu tragen. Etwas noch Gottgefälligeres vermeinte

man zu thun, wenn man an Orte wallfahrtete, welche durch Erinnerungen aus der biblischen Geschichte geweiht waren. Namentlich seit Helena, die Mutter des Kaisers Konstantin, nach Jerusalem gepilgert war und dort die Kirche des hl. Grabes erbaut hatte, wurden solche Wallfahrten Sache der Mode. Nicht nur im hl. Lande strömten Leute aus der ganzen Welt zusammen, um die Krippe und die Begräbnißstätte des Herrn zu sehen, auch andere hl. Orte, wie das Grab des Petrus in Rom, wurden von Andächtigen aufgesucht, ja auch an solchen fehlte es nicht, welche nach Arabien pilgerten, um dort den Misthaufen zu sehen, auf welchem einst der Dulder Hiob gesessen. Weiter wandte sich diese auf's Aeußerliche gerichtete Andacht den Reliquien der Heiligen zu. Schon in der Urkirche haben wir gefunden, daß den Märtyrern mehr und mehr religiöse Verehrung gezollt wurde. Dies steigerte sich in der Periode, von welcher wir reden, noch mehr, und so finden wir bei Einzelnen eine übertriebene abergläubische Verehrung der Gebeine Verstorbener. So lebte z. B. in Karthago eine reiche, hochangesehene Wittwe Namens Lucilla. Diese war im Besitz menschlicher Gebeine, welche sie für Reliquien eines Heiligen hielt. Jeden Morgen, ehe sie nach der Sitte jener Zeit das geweihte Brod genoß, küßte sie dieselben, nahm sie auch in die Kirche mit und küßte sie vor dem Empfang des hl. Abendmahls, so daß der Archidiakonus, welcher die Ordnung in der Kirche überwachte, ihr diesen abergläubischen Gebrauch unter Androhung kirchlicher Strafen untersagte. Von solch veräußerlichter Frömmigkeit war es dann nur noch ein kleiner Schritt bis zum eigentlichen Aberglauben, dessen Gebräuche vom Heidenthum herüber zu nehmen so nahe lag. So hören wir denn, daß auch Christen, besonders in der Hauptstadt, nicht nur überhaupt an der heidnischen, vom 1. bis 6. Januar dauernden Neujahrsfeier mit ihren Trinkgelagen, ihrem Spiel und Lärm sich betheiligten, sondern auch in dieser Zeit Weissagungen und Vorzeichen für das ganze Jahr suchten, daß manche Münzen Alexanders des Großen als Amulette um Kopf und Füße banden, daß man alte Weiber um Zauberformeln zu sprechen ins Haus kommen ließ. Wenn

dem neugebornen Kinde ein Name gegeben werden sollte, zündete man Lampen an, gab jeder derselben einen Namen und den Namen derjenigen, welche am längsten brannte, erhielt dann das Kind. Man wollte demselben auf diese Weise ein langes Leben sichern.

Allerdings fehlte es nicht an solchen, welche der Richtung des religiösen Triebes aufs Aeußerliche entgegentraten. Die angesehensten Kirchenlehrer erhoben in diesem Sinn ihre mahnende und strafende Stimme. So war es namentlich Chrysostomus in Konstantinopel, welcher sich bei den verschiedensten Gelegenheiten gegen die übertriebene Werthschätzung des Aeußerlichen aussprach und auf eine Heiligung des inneren Menschen drang. Diese galt ihm mehr als die reichen Weihegeschenke, welche man in die Kirchen zu bringen pflegte: „Willst du den Herrn ehren, so weihe ihm deine Seele und mache sie zu einer goldenen. Denn die Kirche Christi ist nicht ein Magazin von Gold- und Silberarbeiten, sondern eine Gemeinde der Engel. Darum brauchen wir Seelen." In ähnlicher Weise klagt Hieronymus über die Eitelkeit, welche mit Stiftungen an die Kirchen getrieben wurde, indem es den Gebern darum zu thun war, daß ihre Namen öffentlich vorgelesen werden.

„Was nützt es uns," so spricht sich Chrysostomus gegen ein unevangelisches Werthlegen auf das Fasten aus, „keine Vögel und Fische essen, während wir unsere Brüder in Haß verzehren?" — Gegenüber dem abergläubischen Wallfahren erklärt Hieronymus, der selbst viele Jahre seines Lebens im hl. Lande zubrachte: „Der Himmel steht uns in Britannien ebenso gut offen als in Jerusalem, das Reich Gottes soll in uns selbst sein." Und Gregor von Nyssa schrieb: „Ortsveränderung bringt dich nicht näher zu Gott. Wenn du den inneren Menschen voll böser Gedanken hast und du bist auch auf Golgatha, auf dem Oelberge, bei dem Denkmal der Auferstehung, so bist du doch so ferne davon, Christum in dich aufzunehmen, als wenn du ihn nie kennen gelernt hättest."

Ebenso sprach sich die Kirche gegen das schwärmerische Treiben einer Gesellschaft von Frauen aus, welche sich in Ara-

bien niedergelassen hatten und der Maria, als deren Priesterinnen sie sich betrachteten, an bestimmten Tagen geweihte Brodkuchen darbrachten.

Aber die Stimmen evangelischer Nüchternheit vermochten bei der Menge nicht durchzudringen, um so weniger als die Männer, von denen sie ausgiengen, doch selbst auch von dem aus dem Zeitgeiste stammenden Aberglauben nicht ganz unberührt waren. Nur vereinzelt waren diejenigen, welche grundsätzlich und konsequent der hereinbrechenden Werkgerechtigkeit sich entgegen setzten. Da war zu Sebaste in Armenien ein Bischof Aerius, welcher gegen die Beobachtung gesetzlich bestimmter Fasttage als gegen etwas Jüdisches sich aussprach, ebenso gegen die damals aufkommenden Gebete und Opfer für die Todten. Noch entschiedener trat der römische Mönch Jovinian auf, indem er erklärte, Fasten sei nicht besser als ein Genießen mit Danksagung und die Stände der Jungfrauen, Wittwen und verheirateten Frauen seien gleich verdienstlich vor Gott. Im fernsten Abendlande endlich erklärte sich der Presbyter Vigilantius in Barcelona gegen die abgöttische Verehrung der Märtyrer und Reliquien, ferner gegen die äußere Pracht des Gottesdienstes, gegen die Sitte Almosen nach Jerusalem zu senden, gegen das Mönchthum und Fasten und gegen die Ehelosigkeit der Geistlichen.

Solche Männer aber blieben von ihren Zeitgenossen unverstanden und mußten sich wohl auch von ernsten Christen verdächtigen lassen, als wären sie zu lax in ihren Grundsätzen.

Wie wenig aber jene äußerliche Werkheiligkeit bei der großen Menge aus innerer Herzenserneuerung floß, das zeigt ein Blick auf die sittlichen Zustände der Zeit. — Die Bruderliebe der Christen war, namentlich unter den Parteikämpfen und den durch Einmischen politischer Rücksichten erbitterten kirchlichen Spaltungen so geschwunden, daß Heiden äußerten, wilde Thiere seien nicht so erbittert auf einander, wie die Christen verschiedener Parteien. Selbst an heiliger Stätte kam es zu den ärgsten Ausbrüchen dieser Parteiwuth: Schlägereien in der Kirche waren nichts Seltenes; in Mailand entstand bei einer Bischofs-

wahl ein solcher Tumult in der Kirche, daß der kaiserliche Statthalter herbei eilen mußte, um Friede zu stiften, und in Rom blieben bei der Rauferei, in welche eine Bischofswahl ausartete, 137 Menschen todt auf dem Platze. Und welch grauenhaftes Bild erhalten wir aus den Schriften eines Chrysostomus und Hieronymus von dem Sittenverderben, welches in den Großstädten wie Rom, Konstantinopel und Alexandrien herrschte, wo sich ein Pöbel herumtrieb, der ohne Arbeit von den Brodspenden der Machthaber lebte. Da hören wir von vornehmen Damen, welche zwar die christlichen Gebräuche beobachten, aber daneben in alle möglichen Hofintriguen verflochten sind, von Wittwen, welche die andächtigen spielen, aber daneben die unsaubersten Sachen treiben, von einer Frau, welche sich in der Gemeinde ein Ansehen zu geben versteht, aber, nicht wie jene Samariterin fünf, sondern zwanzig Männer der Reihe nach hat. —

Und von diesem Verderben war auch der geistliche Stand in hohem Maße angesteckt. Die Begünstigungen, welche durch Konstantin und seine Nachfolger diesem Stande zugewendet wurden, sowie die hohe Verehrung, welche er von Seiten des Volkes genoß, hatten ihm viele Mitglieder zugeführt, welche nichts weniger als geistlich gesinnt waren, wenn gleich auch eine schöne Zahl von Geistlichen jener Jahrhunderte uns bekannt ist, welche mitten unter der sittlichen Versunkenheit der Zeit die Lehre Gottes und ihres Heilandes zierten in allen Stücken und mit ebenso viel männlichem Muthe als christlicher Demuth, mit ebenso viel Eifer für die Vertheidigung der Wahrheit als erbarmender Liebe, mit ebenso viel Weisheit als Selbstverleugnung ihres Amtes warteten. Namentlich waren es die großen Städte, wohin sich weltlich gesinnte Geistliche drängten, und wo sie durch allerlei Ränke eine Stelle zu bekommen suchten, weil sie dort hoffen konnten, ihren Ehrgeiz und ihre Herrschsucht zu befriedigen. So finden wir denn namentlich auf dem Bischofsstuhle zu Alexandrien einige sehr ungeistliche Männer, wie jenen Theophilus, der in seinem ehrgeizigen Streben zu den unlautersten Mitteln griff, um den edeln Chrysostomus zu stürzen. Deßgleichen war in der kaiserlichen Residenz Konstantinopel zu verschiedenen Zeiten

eine höchst verweltlichte Geistlichkeit, welche ihrem Bischof, der sie zu christlicher Ordnung zurückführen will, das Leben sauer genug macht. Da wird uns insbesondere das Treiben eines dieser Herren geschildert, welcher jeden Morgen vierspännig in der Stadt herumfuhr und bei den vornehmen Damen Morgenvisite machte, um Stadtneuigkeiten zu bringen und zu holen, und dabei eine so scharfe Zunge hatte, daß er allgemein gefürchtet war. Was man in den höheren Kreisen der Hauptstadt von einem Bischofe der Gemeinde Christi erwartete, erfahren wir aus der Abschiedsrede des Gregor von Nazianz, mit welcher er sein bischöfliches Amt in Konstantinopel niederlegte. Indem er sich hier gegen den Vorwurf vertheidigte, den man ihm wegen seines einfachen und zurückgezogenen Wesens machte, als sei er bäurisch und ungebildet, sagt er unter Anderem: „Freilich wußte ich nicht, daß ich mit den ersten Staatsbeamten und vornehmsten Generalen, die nicht wissen, wie sie ihr Geld verschleudern sollen, wetteifern und meinen Leib abquälen müsse, um die Güter, die den Armen gehören, zu verschwelgen; ich wußte nicht, daß ich eigentlich von glänzenden Pferden gezogen in prachtvollen Wagen einherfahren und von einer Schaar von Schmeichlern umgeben sein müsse, damit alle schon von ferne meine Ankunft bemerken und mir aus dem Wege gehen, wie einem wilden Thiere."

Es ist leicht begreiflich, daß für solche weltlich gesinnte Geistliche das ernste Leben wahrer Christen aus dem Laienstande ein steter Vorwurf war. In dieser Hinsicht schreibt Hieronymus: „Man findet heutzutage in vielen Städten Bischöfe oder sonstige Geistliche, welche, wenn sie gastfreundliche Laien sehen, die es mit den Guten halten, neidisch sind und sich unzufrieden äußern, gleich als dürften jene nicht thun, was der Bischof nicht thut, und als wäre das Vorhandensein solcher Laien eine Verurtheilung der Priester. So sehen sie denn dieselben für lästig an und beunruhigen sie durch verschiedene Verfolgungen, um sie von ihrem guten Werke abzubringen."

Dies die Leute, um derenwillen der Name Christi gelästert wurde unter den Heiden, und deren große Anzahl es uns wohl

erklärlich macht, daß Männer wie der Kaiser Julian, der Redner Libanius und andere mit Vorurtheilen gegen das Christenthum erfüllt wurden.

Allein auch in dieser Zeit fehlte es nicht an solchen, welche als lebendige Beispiele von der heiligenden und beseligenden Kraft des Evangeliums in der Kirchengeschichte dastehen. Allerdings tragen aber auch die ernsteren Christen jener Zeit ein Gepräge an sich, welches uns Evangelischen fremdartig erscheint, und an welchem wir schon Züge späterer römischer Verirrungen wahrnehmen. Wenn der Heiland es als die Bestimmung seiner Jünger ausgesprochen hatte, ein Salz der Erde, ein Licht der Welt zu sein, so fanden die ernsteren Christen jener Tage ihre Aufgabe nicht sowohl darin, die sie umgebenden Personen und Verhältnisse mit dem Salz und Licht der himmlischen Wahrheit zu durchdringen, als vielmehr aus diesen Verhältnissen sich zurück zu ziehen, um dadurch sich von der Welt unbefleckt zu erhalten. Das apostolische Wort: „stellet euch nicht dieser Welt gleich" war für die Christen die Richtschnur ihres Wandels, aber jene anderen Worte desselben Apostels: „ich habe es alles Macht" und „alles ist euer, es sei Christus oder die Welt" verstanden sie nicht. Wir wollen sie darob nicht anklagen, denn die Verhältnisse jener Zeit waren von der Art, daß der Gedanke nahe genug lag, der Welt sei nicht mehr zu helfen, und ein Christ habe nichts anderes zu thun, als durch Flucht aus dieser Welt seine eigene Seele zu retten. Die Ahnung des bevorstehenden Untergangs der alten Welt beherrschte alle Gemüther. Die vollständige Unfruchtbarkeit in wissenschaftlicher und künstlerischer Beziehung, die kläglichen politischen und socialen Zustände, das Anpochen der Barbaren an den Pforten des Römerreichs, — das alles mußte ernsteren Geistern den Gedanken nahe legen, daß dieses Reich mit allen Errungenschaften der alten Welt, deren Bewahrer es war, rettungslos dem Untergang verfallen sei. In diesem Sinne ruft Augustin: „die Welt geht zu Grunde, sie wird alt, sie nimmt ab, sie müht sich ab mit dem keuchenden Athem des Greisenalters." Aber, mahnt er weissagend die Kirche: „fürchte dich nicht, deine Jugend wird

erneut werden wie die eines Adlers.“ Diese Weltflüchtigkeit tritt uns zunächst in der immer weiter sich verbreitenden Bevorzugung des ehelosen vor dem ehelichen Stande entgegen. Schon kam die Ehelosigkeit der Geistlichen zwar nicht als Gebot, aber als Sitte auf. Im Zuge der Zeit lag einestheils die Ansicht von einer besonderen Heiligkeit des geistlichen Standes, andererseits die Vorstellung, daß die Ehelosigkeit eine höhere Stufe christlicher Vollkommenheit bezeichne, woraus dann die Meinung sich entwickelte, daß Maria, die Mutter des Heilandes, unverehlicht gewesen sei und die im neuen Testament vorkommenden Brüder Jesu nicht für leibliche Brüder, sondern für Vettern anzusehen seien, eine Schriftauslegung, welcher der römische Laie Helvidius vergeblich entgegentrat. Aus diesem Wahn von der Heiligkeit des geistlichen Standes auf der einen, der Ehelosigkeit auf der anderen Seite ist es zu erklären, daß trotz des gegentheiligen Ausspruchs des Apostels Paulus in seinen Briefen an den Timotheus mehr und mehr die Ansicht sich verbreitete, es gezieme einem Geistlichen nicht, ehelich zu sein. Diese Ansicht wurde in Spanien sogar schon im Jahr 305 auf der Synode zu Elvira zum Kirchengesetz erhoben, und schon wollte man auf der ersten allgemeinen Kirchenversammlung, der zu Nicäa, die Ehelosigkeit der Geistlichen zum Gesetz für die ganze Christenheit machen. Da trat der alte Bischof Paphnutius auf, dessen Wort wegen der Strenge seines eigenen Lebens und wegen der Martern, die er im Bekenntniß Christi erduldet hatte, um so mehr Gewicht haben mußte. Er erklärte, die Ehe sei ein heiliger Stand, und warnte, man solle nicht durch zu große Strenge der Kirche schaden. So wurde denn nur die alte Ordnung erneuert, daß die schon ordinirten Geistlichen nicht mehr heiraten sollten, während den schon vor der Ordination verheirateten die Fortsetzung ihrer Ehe nicht gewehrt wurde. Doch sah sich eine spätere Kirchenversammlung genöthigt, solche, welche bei verheirateten Geistlichen nicht kommuniciren wollten, mit Ausschluß aus der Gemeinde zu bedrohen; so sehr war die öffentliche Meinung der Priesterehe entgegen. Auch nicht wenige Laien blieben freiwillig ehelos, indem sie zugleich auch von sonstigen weltlichen

Verbindungen und Genüssen sich zurückzogen, ihren irdischen Besitz den Armen schenkten und, ihre Zeit zwischen Andachtsübungen und Handarbeit theilend, ein stilles Leben führten, unter dem Namen Asceten hochverehrt von ihren Mitbürgern. Dieses ascetische Leben hatte, wie es überhaupt in jenen Jahrhunderten auch auf heidnischem und jüdischem Boden verbreitet war, schon zu der Apostel Zeit in der Kirche Eingang gefunden, und Paulus hatte sich wiederholt veranlaßt gesehen, vor einer Ueberschätzung desselben zu warnen, so z. B. wenn er sagt: die leibliche Uebung ist wenig nütze. Seit dem dritten Jahrhundert aber gieng man einen Schritt weiter. Während bis dahin die Asceten unter ihren Mitchristen wohnten und dadurch Gelegenheit hatten, durch Wort und Vorbild sowie durch äußerliche Dienstleistungen zum Segen für dieselben zu werden, so fieng es nunmehr an, für eine noch höhere Stufe christlicher Vollkommenheit zu gelten, wenn man sich gänzlich von der menschlichen Gesellschaft trennte. So wurden aus den Asceten die Einsiedler oder Anachoreten. Diese neue Lebensweise stammte aus Aegypten, wo die Nähe der Wüste bei den menschlichen Wohnungen ein solches Flüchten in die Einsamkeit von selbst nahe legte, und wo wir daher schon vor dem Auftreten des Christenthums die Einsiedlersekte der sogen. Therapeuten antreffen. Als der erste, der als christlicher Einsiedler einen Namen sich erwarb, wird Paul von Theben genannt, welcher, zuerst durch die Decianische Christenverfolgung veranlaßt in die Wüste zu flüchten, das zurückgezogene, in Bußübungen und beschaulichem Nachdenken zugebrachte Leben so lieb gewann, daß er auch nach dem Aufhören der Verfolgung die Einsamkeit nicht verließ. Noch berühmter wurde ebenfalls in Aegypten Antonius, welcher als der eigentliche Stifter des Einsiedlerlebens in so hohem Ansehen stand, daß der große Athanasius es sich zur Ehre rechnete, sein Leben zu beschreiben. Um das Jahr 251 aus angesehener Familie geboren, fromm erzogen und mit der heil. Schrift wohl vertraut, sonst aber wenig gebildet, zeigte er schon als Knabe Neigung zur Zurückgezogenheit und ein träumerisches Wesen. Als er in das Jünglingsalter eingetreten

und durch den Tod seiner Eltern in den Besitz eines großen Vermögens gekommen war, fieng er an sehnsüchtig auf die Zustände der ersten Christengemeinde, insbesondere die Gütergemeinschaft, zurückzublicken; und als er einst beim Eintreten in die Versammlung der Gemeinde die Worte des Herrn an den reichen Jüngling vorlesen hörte: „willst du vollkommen sein, so verkaufe was du hast und gieb es den Armen," da war sein Entschluß gefaßt: er schenkte seine Güter an die Bewohner seines Dorfes, nur ein weniges für den Unterhalt seiner Schwester zurück behaltend. Bald aber bestimmte ihn das andere Wort: „sorget nicht für den andern Morgen" auch diesen Rest wegzuschenken und seine Schwester einer Gesellschaft christlicher Jungfrauen zur Erziehung zu übergeben. Er lebte nun in der Nähe seines Dorfes in größter Enthaltsamkeit, Brod mit Salz war seine einzige Speise, Wasser sein einziger Trank; und selbst darüber, daß er das bedürfe, schämte er sich. Was er auf diese Weise vom Verdienst seiner Hände erübrigte, gab er den Armen. Zugleich bestrebte er sich, von anderen Asceten, die in der Nähe lebten, zu lernen und ihre Vorzüge nachzuahmen. Aber auch schwere innere Anfechtungen blieben ihm nicht erspart: bald waren es verführerische Bilder, bald Schreckensgestalten, welche sich ihm darstellten, und in welchen er Erscheinungen des Satans zu erblicken glaubte. Kämpfe dieser Art kommen überhaupt bei jenen Einsiedlern häufig vor; sie sind eine Folge des gewaltsamen Abreißens der gottgeordneten irdischen Berufsthätigkeit, der unnatürlichen beständigen Beschäftigung mit den eigenen Seelenzuständen. Allmählig jedoch gelang es dem Antonius, diese Anfechtungen zu überwinden und sich zu einem stillen Seelenfrieden hindurchzuringen, zu einer Heiterkeit, die von seinem Gesichte wiederstrahlte und in seinem ganzen Benehmen sich offenbarte.

Nun aber trat eine andere Versuchung ihm nahe, die durch die wachsende Bewunderung solcher, die herbei strömten, um den heiligen Mann zu sehen. Dies veranlaßte ihn, tiefer in die Wüste hinein sich zurückzuziehen, wo er viele Jahre lang in den Trümmern einer alten Feste lebte. Aber auch hieher fan-

den aus den entlegensten Gegenden solche den Weg, welche in den verschiedensten Anliegen seinen Rath suchten oder von ihm geheilt zu werden wünschten. Auch wird von manchen wunderbaren Heilungen, namentlich von Austreibungen böser Geister, erzählt, die er verrichtet haben soll, sowie von Gesichten, die ihm zu Theil wurden.

Jahrzehnte lang hatte er sich so in der Wüste aufgehalten, als ihn im Jahre 311 die blutige Christenverfolgung des Kaisers Maximin veranlaßte, nach Alexandrien zu kommen. Dort machte seine Erscheinung den gewaltigsten Eindruck, und der Statthalter wagte nicht, Hand an den hochverehrten Mann zu legen, als er dem Verhör der gefangenen Christen in glänzend weißem Gewande anwohnte. Ungefährdet kehrte er in seine Einsamkeit zurück, kam aber noch mehrere Male nach Alexandrien, namentlich als die arianische Lehre, vom Kaiser Constantius begünstigt, siegreich zu werden drohte; und sein Auftreten brachte eine solche Wirkung hervor, daß sich in wenigen Tagen mehr Heiden zum Christenthum bekehrten, als sonst in einem Jahre. Trotz des hohen Ansehens aber, in welchem er stand, blieb er vor Gott und Menschen demüthig; darum warnte er: „vertraue nicht auf deine Gerechtigkeit.“ — Mit seiner christlichen Demuth verband aber Antonius einen hellen Verstand und einen schlagfertigen Witz, den er namentlich gegenüber von heidnischen Philosophen offenbarte. Als diese ihre Verwunderung aussprachen, daß er es in der Einsamkeit ohne Bücher aushalten könne, fragte er sie, ob der Verstand älter sei oder die Gelehrsamkeit. Auf die Antwort: „der Verstand,“ entgegnete er: „also braucht, wer gesunden Menschenverstand hat, keine Gelehrsamkeit.“ — Als andere Philosophen ihn zu verspotten suchten, sprach er: „warum habt ihr weise Männer euch zu mir, dem Thoren, bemüht?“ Auf ihre Versicherung, daß sie ihn durchaus für keinen Thoren, sondern für einen einsichtsvollen Mann halten, lautete seine Antwort: „so werdet doch wie ich, ich aber bin ein Christ!“ — So lebte er bis in sein 105. Jahr. Als er das Herannahen des Todes fühlte, befahl er, daß sein Leichnam an einem verborgenen Orte beerdigt werde, damit niemand demselben ungebührliche Ehre erweise.

Das Beispiel des Antonius bewog viele, das Einsiedlerleben zu erwählen, das sich nun namentlich im Morgenlande weit verbreitete. Unter seinen Nachfolgern ist besonders Hilarion bekannt, welcher zu Gaza in Palästina von heidnischen Eltern geboren, in seinem 15. Jahre zu Alexandrien Christ wurde, dann durch des Antonius Vorbild begeistert sich in der Wüste an der ägyptischen Grenze niederließ und die auch bei ihm nicht ausbleibenden Anfechtungen neben anhaltendem Gebet dadurch zu überwinden suchte, daß er dem Esel — so nannte er seinen Leib — Spreu statt der Gerste vorwarf, d. h. sich die schwersten Entbehrungen auflegte, so daß er auf's äußerste abmagerte. Um den Bewunderern, die ihm überall zuströmten, zu entgehen, zog er von Land zu Land, überall durch ein Leben der Enthaltsamkeit und des Schweigens Christo, wie er meinte, dienend, bis er 80 Jahre alt auf der Insel Cypern starb.

Hatten sich diese Männer aus der menschlichen Gesellschaft zurückgezogen, so ist doch der Trieb nach Gemeinschaft ein so unausrottbarer, daß man bald dazu kam, eigene, von der sündigen Welt abgeschlossene Gemeinschaften zu gründen. Das Einsiedlerleben wurde verdrängt durch das Klosterleben, welches wegen der reichen Gelegenheit, die es bot, geistig und leiblich einander zu helfen und in den christlichen Tugenden der Verträglichkeit, des Gehorsams und der Selbstverleugnung sich zu üben, von mehreren der größten Kirchenlehrer entschieden höher gestellt wurde als jenes. Für den eigentlichen Begründer des Mönchslebens galt ein etwa 40 Jahre jüngerer Landsmann des Antonius, der um 292 in Oberägypten geborene Pachomius. Er war, um dem Kriegsdienste zu entgehen, zu einem alten Einsiedler geflüchtet und brachte bei ihm etwa 10 Jahre unter den strengsten Uebungen zu. Dann sammelte er, wie erzählt wird, durch eine göttliche Stimme aufgefordert, Gleichgesinnte um sich und gründete auf einer Nilinsel einen Mönchsverein, welchem er feste Regeln gab. Sie sollten als eine unbefleckte Gottesgemeinde in Klöstern zusammenwohnen, ehelos, mit geringer Nahrung sich begnügend, häufig fastend, an einer besonderen Kleidung kenntlich, mit Beten und Handarbeiten beschäftigt, zum Gehorsam gegen den

Vorsteher verpflichtet. Dem Eintritt gieng eine dreijährige strenge Prüfungszeit voraus, der Austritt war allezeit gestattet. So großen Beifall fand diese Lebensweise, daß der Verein beim Tode des Pachomius schon 700 Mitglieder zählte. Auch Nonnenklöster stiftete Pachomius. Bald verbreitete sich das Mönchsleben von Aegypten aus über Palästina, Syrien und Kleinasien, und überall wandten sich ernstere, von dem immer trostloser sich gestaltenden Weltleben unbefriedigte Gemüther demselben zu, indem sie im Kloster das Ideal eines wahrhaft christlichen Gemeinschaftslebens verwirklicht fanden und für sich selbst Förderung des inneren Lebens, Ruhe und Sammlung zu Gebet und Schriftbetrachtung dort suchten. Alle diese Mönchsvereine erhielten eine gemeinsame, den Bedürfnissen der morgenländischen Geistesart wie des morgenländischen Klimas entsprechende Regel durch den Kirchenvater Basilius den Großen, und diese Regel des hl. Basilius hat in der Hauptsache bis heute Geltung in den Klöstern des Morgenlandes. Wie hoch das Mönchsleben geschätzt war, dafür können wir uns auf die Aeußerungen der größten Kirchenlehrer des 4. und 5. Jahrhunderts berufen. So hat Chrysostomus, der selbst 6 Jahre seines Lebens in einer Mönchsgesellschaft zugebracht hatte, eine Schrift darüber geschrieben, daß das Mönchsleben höher und glücklicher sei als der Besitz der Kaiserwürde. Er schildert das Leben der Mönche folgendermaßen: „vor Sonnenaufgang erheben sie sich und singen ein Loblied. Dann beten sie knieend, indem der Abt das Gebet anstimmt. Dann erheben sie sich und sprechen Amen. Mit Sonnenaufgang geht es an die Arbeit, durch welche sie so viel verdienen, daß sie auch den Armen mittheilen können; oder beschäftigen sie sich mit der hl. Schrift. Einige von ihnen haben auch das Bücherabschreiben gelernt. Die 3., 6. und 9. Stunde und der Abend sind für verschiedene Gebete und Gesänge bestimmt. Abends essen die einen Salz und Brod, andere nehmen auch Oel dazu, die Schwächeren auch Gemüse. In ihren Zellen herrscht Stille, alles ist gemeinschaftlich. Wenn einer stirbt, klagen sie nicht, sondern preißen ihn glücklich und begleiten ihn mit Gesängen." Durch Gastfreundschaft zeichneten sich

die Mönche aus. Kinder pflegte man zu ihnen zu bringen, damit sie dieselben segneten und unterrichteten. Vornehme und Niedere suchten bei ihnen guten Rath und Hilfe, auch auf die Heiden machte ihre Lebensweise Eindruck. Nicht selten treten sie als die unerschrockenen Fürsprecher der Unschuld gegenüber von Beamtenwillkür auf. Und in ihren uns überlieferten Aussprüchen ist manches gute Körnlein christlicher Lebensweisheit enthalten. Aber freilich traten bald auch starke Schattenseiten des Mönchthums hervor. Viele wandten sich aus höchst unreinen Beweggründen dieser neu aufgekommenen Lebensweise zu: die einen, weil es einmal Mode war, Mönch zu werden, andere um des auf diese Weise zu erwerbenden Ansehens willen, oder aus Hang zum Abenteuerlichen; Sklaven traten um ihren Herren zu entgehen in ein Kloster, und namentlich fand man im Mönchsleben ein bequemes Mittel, sich der Militärpflicht zu entziehen, so daß nicht nur der heidnische Julian die Militärfreiheit der Mönche aufhob, sondern auch der christliche Kaiser Valens gegen die mit dem Mönchthum verbundenen Mißbräuche ein Edikt erließ. Auch war die Wirkung des Mönchslebens auf den Gemüthszustand nicht immer eine günstige: manche geriethen in geistlichen Hochmut, andere in Schwermut, die mitunter bis zum Selbstmord sich steigerte, während bei noch anderen die eine Zeit lang zurückgedrängte Sinnlichkeit in um so gewaltsamerer Weise hervorbrach. Viele verirrten sich weit von der christlichen Nüchternheit, indem sie sich entweder unnatürlichen Selbstpeinigungen aussetzten, oder wie Wilde von den Kräutern des Feldes lebend umherirrten, oftmals ohne Kleidung, oder in einer alles feinere Gefühl verletzenden Weise die Reinlichkeit bei Seite setzten. Das Gewand eines Mönches, lehrte einer von ihnen seine Schüler, müsse so beschaffen sein, daß wenn es jemand auf der Straße fände, er es nicht anders als mit einem Stecken anzurühren sich getrauen würde. Andere, wie die sogen. Euchiten, verwarfen alle körperliche Arbeit, lebten nur von Almosen und verwendeten alle ihre Zeit auf innerliche Betrachtung. Durch das innere Gebet meinten sie auf einmal von der Macht des bösen Geistes befreit zu werden, so

daß sie sich vor keiner Versuchung mehr zu fürchten brauchen und als die Vollkommenen weder eines Gesetzes noch einer menschlichen Leitung und Unterweisung bedürfen. So schlug die Gesetzlichkeit des Mönchlebens bei ihnen in Verachtung des Gesetzes um, wie zu allen Zeiten der Kirchengeschichte selbstgerechter Gesetzlichkeit ein gesetzloser Mysticismus als Schatten zur Seite zu gehen pflegt. — Wieder andere Mönche traten als gefährliche Agitatoren auf. Da ihr Fanatismus größer war als ihre Einsicht, so konnten sie namentlich in den Glaubensstreitigkeiten jener Zeit von einem intriguanten Menschen, der sie für sich zu gewinnen verstand, leicht als Werkzeuge zur Durchführung seiner Plane benützt werden. Solche fanatisirte Mönchshaufen waren es z. B., welche auf der Synode zu Ephesus, der sogenannten Räubersynode, über die versammelten Bischöfe herfielen und jeden in Stücke zu zerreißen drohten, der nicht ihrer Auffassung der Lehre von der Person Christi zustimme. — Neben dem Mönchsleben dauerte übrigens das Einsiedlerleben fort, nahm aber eine immer abenteuerlichere Gestalt an. Es gehören hieher die sogenannten Säulenheiligen, deren im 5. Jahrhundert mehrere sich einen Namen machten. Unter ihnen ist besonders Simeon bekannt, welcher sich mehrere Jahre lang auf einer 36′ hohen Säule aufhielt, die oben nur eine Platte von wenigen Quadratfuß hatte, und von dort nicht nur heidnischen Horden, welche in die Nähe kamen, sondern auch dem Kaiser, der ihn besuchte, durch seine kühnen Worte zu imponiren wußte.

In's Abendland kam das Mönchthum erst später. Als der Bischof Athanasius von Alexandrien als Verbannter nach Italien kam, brachte er Mönche mit. Das war aber in Rom ein so ungewohnter Anblick, daß der Straßenpöbel ihnen nachlief. Aber die angesehensten Kirchenlehrer des Abendlandes sprachen sich begeistert für diese Lebensweise aus, so Hieronymus, der längere Zeit selbst als Mönch lebte, dann Ambrosius und Augustin. Der letztere erkannte aber auch die Gefahren, welche diese Lebensweise mit sich brachte, und drang daher namentlich darauf, daß die Mönche der Handarbeit sich nicht entziehen. Er

weiß schon auch über Mönche zu klagen, welche müßiggängerisch die Länder durchziehen und unter dem Scheine der Heiligkeit Geld erpressen. Geordnete Klöster nach orientalischem Muster wurden im Abendland zuerst in Marseille gegründet durch Johann Kassian und verbreiteten sich von da im südlichen Frankreich; auch in Großbritannien und Irland treffen wir solche nach der morgenländischen Regel lebende Mönche. Sollte aber das Mönchsleben für die abendländische Christenheit von größerer Bedeutung werden, so galt es, dasselbe den eigenthümlichen Verhältnissen des Abendlandes anzupassen. Und dies gethan zu haben, ist das Verdienst des Benedikt von Nursia. Im Jahre 480 aus angesehener Familie in Italien geboren, wurde er zu seiner Ausbildung nach Rom geschickt. Aber veranlaßt durch das, was er vom Leben der frommen Männer des Morgenlandes gelesen, zog er sich in die Einsamkeit zurück, wo er drei Jahre in einer Grotte sich aufhielt, von dem Brode lebend, welches ihm jeden Tag ein Mönch eines benachbarten Klosters an einer Schnur über den Felsen herabließ. Mit der Zeit wurde er in der Umgegend bekannt, viele kamen zu ihm, um seine Lebensweise nachzuahmen; angesehene Römer vertrauten ihm ihre Söhne zur Erziehung; nach und nach gründete er 12 Klöster, in welchen eine von ihm aufgestellte, durch größere Milde von der morgenländischen sich unterscheidende Regel eingeführt wurde. Dies ist der Ursprung des Benediktordens, der seine hohe Bedeutung für die Kirche des Abendlandes übrigens erst in einer späteren Periode erlangt hat.

Es wäre jedoch ein Irrthum zu meinen, nur innerhalb dieser Mönchsvereine sei ein ernsteres Christenleben zu finden gewesen. Nein, auch wo man die Verbindung mit dem Weltleben äußerlich nicht ganz abbrach, begegnen uns Christen, die ihrem Christennamen Ehre machten, und an welchen wir, wenn gleich ein Zug mönchischer Lebensansicht durch ihre Frömmigkeit sich hindurchzieht und derselben eine für uns fremdartige Gestalt gibt, doch beschämende und ermuthigende Vorbilder christlichen Ernstes und christlicher Gewissenhaftigkeit haben.

Wir wollen das anschaulich zu machen versuchen an dem

Leben einer Familie, über welche uns in's Einzelne gehende Nachrichten aufbehalten sind.

Das Haupt dieser Familie war ein Rechtsgelehrter, dessen Name uns nicht bekannt ist. Seine nicht nur durch Reichthum, sondern noch mehr durch Frömmigkeit angesehenen Eltern hatten sich in der diocletianischen Verfolgung in unzugängliche Wälder flüchten müssen, wo sie 7 Jahre lang lebten und nach der Sage von Hirschen ernährt wurden. Er bewarb sich um die Hand einer durch ihre Schönheit ausgezeichneten Waise, Emmelia, deren Vater in der Christenverfolgung des Maximin sein gutes Bekenntniß mit dem Tode besiegelt hatte und welche, um den Bewerbungen von allen Seiten zu entgehen, seinen Antrag annahm, weil er für den Frömmsten galt. — Aus dieser Ehe wurden 9 Kinder geboren, 4 Söhne und 5 Töchter. Das älteste war eine Tochter, welche nach ihrer Großmutter väterlicherseits Makrina genannt wurde. Daneben aber hatte sie einen geheimen Namen, der ihrer Mutter in einem Gesichte geoffenbart worden war. Das Gesicht war aber dieses: als die Zeit gekommen, da Emmelia gebären sollte, kam ihr im Schlafe vor, als trage sie ihr Kind schon auf den Händen, und sie sah eine Gestalt von überirdischer Erhabenheit, welche ihrer Tochter den damals so hoch berühmten Namen Thekla gab. Dreimal wiederholte sich das, dann entfernte sich die Gestalt. — Dieser Name, so faßte ihn Emmelia auf, sollte das künftige Leben und Wesen ihrer Tochter andeuten. Er machte ihr zugleich eine ernste christliche Erziehung ihres Kindes zur doppelten Pflicht. Makrina wuchs auf unter mütterlicher Obhut; kaum wagte es die Mutter, sie den Händen der Amme anzuvertrauen. Dem Kindesalter entwachsen zeigte sie ausgezeichnete Gaben. Das Streben der Mutter gieng dahin, die Tochter wohl zu erziehen, und was uns in dieser Beziehung berichtet wird, läßt uns einen interessanten Blick thun in die damals bei ernsten Christen herrschenden Erziehungsgrundsätze. Nicht, wie bei vielen Müttern, gieng ihre Absicht auf eine glänzende Außenseite, auf einen Schatz jener Kenntnisse, die das jugendliche Alter meist aus der Lektüre heidnischer Dichter sich aneignete. Sie hielt es für ent-

ehrend und ungeziemend, daß das zarte und bildsame Gemüth bald mit den tragischen Geschicken der alten Helden und Weiber, bald mit den Abgeschmaktheiten und Unsittlichkeiten der Komödie bekannt gemacht und dadurch befleckt würde. Vielmehr was aus der vom göttlichen Geiste eingegebenen Schrift für jenes Alter leicht und passend war, das sollte Makrina erlernen: die Sprüche Salomos und vor allem das darin, was Leben und Sitten bilden könnte. Doch auch die Psalmengesänge waren ihr nicht unbekannt, von denen sie gewisse Abschnitte zu bestimmten Zeiten las. Des Morgens, wenn sie aufstand, oder wenn sie zu oder von der Arbeit gieng, zum Tisch oder vom Tisch, oder zu Bette, oder in die Kirche zum Gebet, immer hatte sie das Psalmbuch als einen freundlichen Begleiter bei sich, der sie nie verließ. — In dieser Weise erzogen, auch in Wollarbeit geschickt, erreichte sie das zwölfte Jahr. Wundersam blühte sie im Schmucke der Jugend, im ganzen Lande kam ihr niemand gleich. Ein Schwarm von Freiern nahte sich. Der Vater aber wählte einen durch Herkunft und Adel der Gesinnung ausgezeichneten Jüngling; er war ein beredter Sachwalter der Verfolgten vor Gericht. Aber die schönen Hoffnungen zerstörte der Tod. Makrina nannte die Wahl ihres Vaters sofort ihre Ehe und entschied sich, für die übrige Zeit ihres Lebens unverheiratet zu bleiben; und dabei blieb sie trotzdem, daß ihre Eltern öfters in sie drangen, denn, meinte sie, den in Gott Lebenden müsse man in Hoffnnng der Auferstehung ja nicht für todt achten, nur ferne sei er; Sünde nun wäre es, dem fernen Verlobten die Treue nicht zu bewahren. — So lebte sie denn bei ihrer Mutter: die Mutter hütete die Seele der Tochter, die Tochter sorgte für die leiblichen Bedürfnisse der Mutter und stand ihr in allen häuslichen Geschäften, besonders seit des Vaters Tode, hilfreich zur Seite.

Von dem Leben der 4 jüngeren Töchter ist nichts Näheres bekannt, dagegen ist der älteste Sohn, Basilius, später der Große genannt, von besonderer Wichtigkeit. Er ist geboren ums Jahr 330. Noch in zarten Jahren fiel er in tödtliche Krankheit, da flehte sein Vater um des Kindes Genesung; Christus

erschien ihm im Traume und sagte ihm: „gehe hin, dein Sohn lebt.“ Und Basilius lebte wieder auf. Seine Knabenjahre brachte er in ländlicher Einsamkeit zu in der Nähe von Neucäsarea unter der Obhut seiner frommen Großmutter Makrina. Nie, bezeugt er, nie habe er die tiefen Eindrücke vergessen, welche die Reden und das Beispiel dieser ehrwürdigen Frau auf seine noch zarte Seele gemacht haben. Später kam er zu seinem Vater, der ihn in den Anfangsgründen der Wissenschaften unterrichtete. Nach dessen Tod setzte er in Cäsarea seine Studien fort. Seine wissenschaftlichen Fortschritte sowie der Ernst und die Würde seines Betragens, die weit über seine Jahre hinausgiengen, erregten Bewunderung. Um seine Ausbildung zu vollenden, begab er sich nach Constantinopel und Athen. Hier traf er einen Altersgenossen und Landsmann, Gregor, gebürtig von Nazianz in Kappadocien, den er schon in Cäsarea hatte kennen lernen, und mit dem er nun eine bis in den Tod fortdauernde Freundschaft schloß. Beide hatten alles gemeinsam: Wohnung und Tisch. Ihre Lebensweise hat Gregor von Nazianz selbst beschrieben: „wir hatten keine Verbinduug mit den Studirenden, welche sich unverschämt oder als Religionsverächter zeigten. Wir pflogen nur mit jenen Umgang, welche friedfertig und sittsam waren und deren Gespräch uns nützlich sein konnte. Wir kannten nur zwei Straßen der Stadt: die eine zu der Kirche und den Dienern des Altars, die andere, die wir jedoch nicht so hoch als jene achteten, zu den öffentlichen Schulen und zu den Lehrern der Wissenschaften. Den andern überließen wir die Straßen, auf denen man in das Theater, zu den Schauspielen und an die Orte unheiliger Lustbarkeiten gieng. Unsere Heiligung war unsere große Angelegenheit, unser einziger Zweck gieng dahin, Christen zu heißen und zu sein.“ — Basilius studirte Beredsamkeit, Grammatik und Philosophie mit dem größten Erfolg, daneben etwas Astronomie, Geometrie, Arithmetik und Arzneikunde. Die heidnischen Schriftsteller las er nicht so, daß er sich zum Schaden seines Christenthums von ihnen hätte fortreißen lassen. Vielmehr nahm er sich die Bienen zum Muster. „Wie diese, sagt er, sich nicht auf alle Blumen ohne Unterschied

setzen und diejenigen, auf welche sie hinfliegen, nicht ganz wegtragen, sondern davon nur nehmen, so viel ihnen gut ist; ebenso sollen wir Alles, was für uns passend und mit der Wahrheit verwandt ist, aus diesen Schriften sammeln, das Uebrige aber übergehen.“ Daneben sah er die Beschäftigung mit diesen heidnischen Schriften für eine Vorübung für das Verständniß des göttlichen Wortes an. Vier bis fünf Jahre mag sein Aufenthalt in Athen gedauert haben. Der Abschied war schwer; Mitstudirende und Lehrer wollten ihn zurückhalten, aber sie vermochten nichts über ihn; über Konstantinopel kehrte er zurück in seine Heimat.

Hier aber traf er Alles sehr verändert. Sein zweiter Bruder, Naukratius, ein reich begabter Jüngling, war ein ausgezeichneter Sachwalter geworden. Aber in seinem 22. Jahre war eine völlige Umwandlung mit ihm vorgegangen; all sein Eigenthum dahinten lassend, hatte er sich mit einem getreuen Diener in eine Einöde zurückgezogen. Am Flusse Iris im tiefsten Walde fand er ein einsames, dichtbeschattetes, von überhangenden Felsen bedecktes Plätzchen; hier, ferne von dem Getümmel der Stadt, des Kriegs- und Gerichtswesens, siedelte er sich an, mit frommen Uebungen und Betrachtungen beschäftigt. Einigen Greisen, die auch dort lebten, verschaffte er als rüstiger Jäger ihren Unterhalt. Einst war er auch wieder zur Jagd ausgezogen, da brachte man ihn todt nach Hause mit seinem treuen Diener. — Die Mutter, sonst allezeit gefaßt, brach bei der Nachricht von diesem Tod ihres Lieblingssohnes ohnmächtig zusammen. Aber Makrina überwand den Schmerz und wurde durch ihre Stärke auch eine Stütze der Mutter. Sie gewann dieselbe für den längst von ihr gehegten Gedanken, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Die Dienerinnen wurden Genossinnen des neuen Lebens, welches der dritte Bruder, Gregor, also beschrieben hat: „Aller Vorrechte, aller Würden begab man sich; es war ein und derselbe Tisch, das gleiche Lager, die gleiche Lebensweise, und eine Ordnung, eine Zucht, ein Friede, eine Lebenshöhe, wie sie nur da möglich ist, wo alle menschlichen Fesseln abgelegt, alle Eitelkeit der menschlichen Dinge abgethan

ist; es war ein Leben nach der Aehnlichkeit der Engel. Da war kein Zorn, kein Haß, kein Neid, keine Verdächtigung, keine Ehr- und Ruhmgier, und was dergleichen mehr ist. Ihr Wohlleben setzten sie in die Mäßigkeit, ihren Ruhm darein, daß sie niemand bekannt wären, ihren Reichthum, daß sie nichts besäßen. Nur das Göttliche war ihre Sorge: das Gebet, das Psalmsingen." — In dieser Einsamkeit wurde auch der jüngste, nach dem Tode des Vaters geborene, Bruder Petrus, erzogen. Makrina vertrat an ihm die Stelle eines Vaters, Lehrers, Hüters; er war ihr treuer Schüler. Von seinem späteren Leben wissen wir nur, daß er Bischof in Sebastopolis wurde.

So traf Basilius die Seinen, als er 359 von Athen zurückkehrte. Er, der junge, in allen Wissenschaften wohl erfahrene, von großartigem Ehrgeiz erfüllte, für einen weiten Wirkungskreis wie geborene Mann, schien für die Enge des Einsiedlerlebens nicht zu passen, und wirklich trat er, dem Wunsche seiner Mitbürger nachgebend, eine Zeit lang in Cäsarea als Rhetor auf. Aber Makrina drang mit solcher Gewalt in ihn, der Welt Ruhm fahren zu lassen, daß er nicht zu widerstehen vermochte. Umsonst war es nun, daß der Magistrat von Neucäsarea eine Gesandtschaft an Basilius schickte, um ihn zu bitten, den Unterricht der Jugend zu übernehmen. Er war entschlossen, sich ganz zurückzuziehen und Gott zu dienen. Die Zeit, die er den Wissenschaften gewidmet, dünkte ihm nun Verschwendung, die Mühe, die er darauf verwandt, eitle Arbeit, die Wissenschaft selbst eine vor Gott thörichte Weisheit; es war ihm, als erwache er jetzt erst aus einem tiefen Schlaf; er beweinte sein elendes Leben und wünschte nichts als Anleitung zur Erkenntniß der Lehren der Frömmigkeit. Vielleicht ist er um diese Zeit getauft worden, und auch das hat wohl zu seinem Entschlusse beigetragen, ein asketisches Leben zu führen. Ehe er aber den Plan ausführte, wollte er noch das Mönchsleben in den Ländern kennen lernen, in denen es entstanden war oder am meisten blühte. — Im Winter 360 machte er sich auf die Reise durch Syrien, Palästina und Aegypten. Er besuchte die verschiedenen Mönchsgesellschaften; ihre Enthaltsamkeit in Speise, Trank und

Schlaf, ihre Ausdauer in beschwerlicher Arbeit, ihre Beständigkeit im Gebet, ihre Stärke in Einschränkung der körperlichen Bedürfnisse; — dies alles bewunderte er nicht blos, er betrachtete es als ein seliges Leben, in welchem das Sterben Jesu am Leibe herumgetragen werde, und wurde begeistert, ein Nachahmer dieser heiligen Männer zu werden. Im Winter 361 kehrte er in sein Vaterland zurück. Er war vom Bischof von Cäsarea zum Lektor (öffentlichen Vorleser in der Kirche) ernannt worden, aber sein Entschluß, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, stand zu fest. Gleichgesinnte schloßen sich ihm an, er verschenkte sein ganzes Vermögen an die Armen und zog nach Pontus am Flusse Iris. Drüben, auf der anderen Seite des Flusses lag das Landhaus, in welchem er bei seiner Großmutter erzogen worden war. Nicht weit davon, im Dorfe Annesi, war das Kloster, wo Emmelia mit Makrina und anderen Jungfrauen lebte. Bei ihnen brachte Basilius oft ganze Tage zu. In Briefen an seinen Freund, Gregor von Nazianz, weiß er seinen Aufenthaltsort nicht reizend genug zu schildern: „Gott hat mich einen Ort finden lassen, wie er uns beiden oft in der Einbildungskraft vorgeschwebt. Was diese uns in weiter Ferne gezeigt, sehe ich jetzt vor mir. Da ist ein hohes Gebirge, von Wald bedeckt, von frischen, immerfließenden Wassern befeuchtet. Am Fuße des Berges dehnt sich eine weite Ebene hin, fruchtbar durch die Dünste, die sie benetzen. Der umgebende Wald, in welchem sich vielartige Bäume zusammendrängen, schließt mich ab, wie in einer festen Burg. Die Einöde ist von zwei tiefen Thalschluchten begrenzt. Auf der einen Seite bildet der Fluß, wo er vom Berge schäumend herabstürzt, ein schwer zu überschreitendes Hinderniß, auf der anderen verschließt ein breiter Bergrücken den Eingang. Meine Hütte ist auf dem Gipfel so gelegen, daß ich die weite Ebene überschaue und den ganzen Lauf des Iris. Der Fluß meiner Einöde, reißender als irgend einer, den ich kenne, bricht sich an der vorspringenden Felswand und wälzt sich schäumend in den Abgrund: dem Bergwanderer ein anmuthiger, wundervoller Anblick, den Eingeborenen nutzbar zu reichlichem Fischfang. Soll ich dir beschreiben die befruchtenden

Dünste, welche aus der feuchten Erde, die kühlen Lüfte, welche aus dem bewegten Wasserspiegel aufsteigen? Soll ich reden von dem lieblichen Gesang der Vögel und der Fülle blühender Kräuter? Was mich vor allem reizt, ist die stille Ruhe der Gegend. Sie wird bisweilen nur von Jägern besucht, denn meine Wildniß nährt Hirsche und Heerden wilder Ziegen, nicht eure Bären und Wölfe. Wie sollte ich diesen Ort mit einem andern vertauschen?"

Der größte Naturforscher unseres Jahrhunderts, Alexander v. Humboldt, bezeugt, daß er für diesen Brief seit lange eine besondere Vorliebe hege, weil sich in dieser einfachen Schilderung der Landschaft und des Waldlebens Gefühle aussprechen, welche sich mit denen der modernen Zeit inniger verschmelzen als alles, was uns aus dem griechischen und römischen Alterthume überkommen ist. War der Geist des klassischen Alterthums auf Handlung und Aeußerung menschlicher Thatkraft, nicht auf Zustände und Beschauung der Außenwelt gerichtet, tritt demzufolge in den Werken der klassischen Schriftsteller die Naturbeschreibung, namentlich der Sinn für das Erhabene in der Natur auffallend zurück, so erweiterte dagegen das Christenthum den Blick in die freie Natur. Das Auge haftete nicht mehr an den Gestalten der olympischen Götter; die christliche Richtung des Gemüths war die, aus der Schönheit und Erhabenheit der Natur die Größe und Güte des Schöpfers zu beweisen. Hieraus entsprang die Neigung zu solchen Naturbeschreibungen. So liegen die fruchtbaren Keime dessen, was den Stolz unserer Zeit bildet, des Natursinns und der in demselben wurzelnden Naturforschung, in einer Geistesrichtung, welche von der flachen Aufklärung unserer Tage für thörichte Schwärmerei angesehen wird.

Doch zurück zu unserem Basilius. Die stille Einsamkeit galt ihm als Anfang der Reinigung für die Seele. „Was ist seliger," schreibt er, „als auf der Erde den Chor der Engel nachahmen, gleich mit dem Anbruche des Tages zum Gebete sich erheben und den Schöpfer mit Lobgesängen und Liedern preisen, dann beim hellen Glanz der Sonne an die Arbeit gehen, überall

begleitet von dem Gebete, die Thätigkeit mit Lobgesang wie mit Salz würzend? Der Geist, wenn er nicht nach außen hin zerstreut wird und durch die Sinne nicht in die Welt sich verliert, zieht sich in sich selbst zurück und erhebt sich durch sich zum Gedanken an Gott. Und wird er einmal von jener Schönheit umstrahlt, so vergißt er auch selbst die Natur und wird nicht mehr zur Sorge für die sinnlichen Bedürfnisse niedergerissen, richtet, frei von irdischen Sorgen, sein ganzes Streben nach dem Besitze der himmlischen Güter." Bibellesen und Beten waren eine Hauptbeschäftigung; auch im Aeußeren sollte, — so war es einmal die Meinung jener Zeit, — die Geschiedenheit des Herzens von der Welt sich zeigen: Ein trauriges und zur Erde gerichtetes Auge, ein vernachlässigter Anzug, ein ungeordnetes Haar, ein schmutziges Kleid, das war seine Erscheinung. Streng war er in der Benützung der Zeit: „Eine Stunde nur sei zum Essen bestimmt," sagte er, „und immer die nemliche, und nur diese einzige werde zur Verpflegung des Körpers verwendet; die übrigen bringe man mit Geistesübungen zu. Der Schlaf sei leicht in natürlicher Uebereinstimmung mit der geringen und mäßigen Nahrung." Aber ferne war Basilius von dem Wahne so vieler seiner Zeitgenossen, als genüge ein solches Einsiedlerleben, um eine besondere Vollkommenheit zu erlangen. Vielmehr schreibt er an seinen Freund Gregor: „Ich habe zwar den Aufenthalt in der Stadt verlassen als Quelle unzähliger Uebel, aber mich selbst habe ich noch nicht verlassen können. Indem ich die in mir wohnenden Leidenschaften mit umhertrage, bin ich überall von gleicher Unruhe gequält, so daß mir eben nicht sehr durch diese Einsamkeit geholfen wird." — Dennoch forderte er Gregor wiederholt auf, zu ihm zu ziehen, und dieser folgte endlich. Da lebten nun die beiden Freunde mit einander: Gebet, Studien und körperliche Arbeit wechselten. In dieser Einsamkeit, die er nur auf kurze Zeit verließ, um sich mit dem sterbenden Bischof Dianius auszusöhnen, hielt sich Basilius bis ins Jahr 364 auf.

Um diese Zeit zog sich auch sein dritter Bruder, Gregor, — später Gregor von Nyssa genannt, — in die Einsamkeit zurück. Er scheint nicht wie Basilius in Rhetoren= und Philosophen=

schulen sondern zu Hause gebildet worden zu sein, wohl weil man nach dem Brauche der Zeit auf ihn, als den später Geborenen, nicht so viele Kosten verwenden mochte. Von schwächlicher Leibesbeschaffenheit, mit häufiger Kränklichkeit beschwert, von schüchterner Gemüthsart, fühlte sich Gregor zum stillen Leben eines Gelehrten hingezogen. Er wollte weder als Sachwalter wie sein Vater auftreten, noch hatte er den Muth zum praktischen Leben wie sein Bruder Basilius. Ebenso wenig aber behagte ihm die Strenge der Askese. Die Bußübungen befriedigten seinen Geist nicht; auch zeigte er keine große Vorliebe für kirchliche Feste. Einst wurden die Gebeine der 40 Märtyrer, deren Andenken in seiner Familie hoch geachtet war, in einer Kapelle beigesetzt. Seine Mutter hatte das Fest veranstaltet. Auch Gregor war geladen, er war aber damals in seine Studien vertieft und beklagte sich daher, daß man das Fest nicht auf eine andere Zeit verlegt habe. Aber von dieser Gleichgiltigkeit wurde er durch einen schreckhaften Traum bekehrt. „Während die Festfeiernden," erzählt er selbst, „die Vornacht des Festes unter Psalmengesang im Garten zubrachten, schlief ich in einer nahe gelegenen Hütte. Im Traume wollte ich in dem Garten wandeln, ward aber beim Eintritt eine Schaar Krieger gewahr, die, alle zusammen aufstehend, die Stäbe erhebend und drohend gegen mich gerichtet, mir den Eintritt verwehrten, und es würde mir schlimm gegangen sein, hätte nicht einer menschenfreundlich mich durch seine Bitte gerettet." Er erwachte und merkte, worauf das Gesicht gehe, mit Thränen, die er über dem Behältniß der Reliquien vergoß, beweinte er seine Thorheit. Vielleicht in Folge dieser Begebenheit geschah es, daß Gregor bald darauf Vorleser einer Gemeinde wurde. Aber seine Vorsätze erkalteten bald wieder; er glaubte in dem Amte eines Vorlesers seinen Beruf nicht erkennen zu können; und plötzlich vertauschte er es mit dem eines Rhetors. Wegen dieses Schrittes tadelte ihn sein Freund, Gregor von Nazianz, ernstlich. „Was hat dich denn," schreibt er ihm, „veranlaßt, die hl. Schriften, die du einst dem Volke vorlasest, von dir zu werfen? Erröthe nicht bei dieser Frage. Oder hast du sie über dem Rauchfange aufgehängt, wie

man es mit dem Steuerruder und Spaten zur Winterszeit thut? Dafür hast du bittere und ungenießbare Bücher ergriffen und willst lieber ein Rhetor als ein Christ heißen. O, besinne dich, wenn auch zu spät; kehre zu dir selbst zurück und rechtfertige dich vor den Gläubigen, vor Gott, seinen Altären und Mysterien, die du verlassen. Verzeihe mir den Schmerz, der aus der Freundschaft kommt. Soll ich mit dir und für dich beten? Gott helfe dir in deiner Schwachheit, er, der auch die Todten wieder ins Leben ruft." Diese Worte blieben nicht ohne Wirkung. Den kaum ergriffenen Beruf eines Lehrers der Beredsamkeit gab Gregor sofort auf und zog sich nach Pontus in die Einsamkeit zurück, und mit dem empfänglichen Gemüthe, das ihm eigen war, lebte und dachte er sich ganz in die neue Lebensweise hinein, wobei Basilius und Makrina großen Einfluß auf ihn übten. Die schwankende Jugendperiode ist nun geschlossen, eine scharf ausgeprägte, hinfort unverrückt von ihm festgehaltene Lebensansicht hat sich ihm gebildet. „Das Leben," das ist seine Grundanschauung „ist voll Gegensätze, voll Widersprüche, voll Wechsel, voll Täuschungen, voll Beschwerden; denn es ist nicht mehr in der ursprünglichen Harmonie. Das Schlimmste aber in diesem Leben ist die Ehe." Diese nennt er alles eitlen Strebens im Leben Grund und Wurzel. „Vergnügen suchen sie in ihr, das Gegentheil erhalten sie. Kinder, Eltern, Tod und Leben, alles wird in ihr zum Anlasse für Sorgen und Leiden." Darum verlangt Gregor Trennung von diesem Leben, das in sich die ganze Reihe des Bösen enthält, vor allem Enthaltung von der Ehe. „Glückselig," sagt er, „wer so weit gekommen! Wie von einer hohen Warte schaut er herab auf das menschliche Getriebe und bedauert die Blindheit derer, die sich dem trügerischen Weltleben hingegeben haben. Frei von den Banden dieser Welt schaut er nur auf das Eine, das Himmlische; losgerissen von allem hat er keine Gemeinschaft mit den menschlichen Sorgen und Lastern, mit Geiz, Neid, Haß, Zorn, Ruhmgier und dergleichen; weder verhindert durch Mühseligkeiten, noch abgelockt durch Vergnügungen, geht er gerade aus zu seinem Ziele. Wie ein Wasser, wenn ihm durch eine künst-

liche Wasserleitung alle Ausgänge verstopft sind, vermöge seines Andrangs in die Höhe springt: so strebt des Menschen Seele, wenn ihr durch Enthaltsamkeit alle Auswege abgeschnitten sind, einem natürlichen Drange gemäß, nach oben." Kein Wunder, daß es Gregor reute, selbst in die Ehe getreten zu sein. Er jammert im Rückblick auf die Zeit, die er verloren, im Hinblick auf die Bande, die ihn an die Welt fesseln, und die jeden festhalten, der einmal in das Weltleben seine Fußstapfen eingedrückt. „Ach," ruft er aus, „fruchtlos und gewissermaßen unnütz ist mir die nun gewordene Erkenntniß der Güter der Ehelosigkeit." Mit allem Eifer widmete er sich nun dem neuen Leben, als suchte er das Verlorene hereinzubringen. Anstatt den griechischen Redekünstlern widmete er nun seine Zeit, seinen Fleiß und seinen Geist dem Studium der hl. Schrift, den Vätern und Lehrern der Kirche.

So hatte die ganze Familie in die Einsamkeit sich zurückgezogen. Aber es gefiel Gott die beiden Brüder Basilius und Gregor an eine Stelle zu versetzen, wo sie Raum hatten, ihre Gaben anzuwenden für sein Reich. Zuerst wurde Basilius aus seiner Einsamkeit hervorgezogen, da ihn 364 wider seinen Willen der Bischof Eusebius von Cäsarea zu seinem Presbyter ernannte. Aber auch als solcher gab er seine strenge Lebensweise nicht auf. Jedoch noch in demselben Jahre wurde das gute Vernehmen zwischen ihm und dem Bischof gestört. War es Eifersucht und Neid gegen den Ruhm und die allgemeine Liebe, deren Basilius genoß, oder hat dieser den Bischof seine geistige Ueberlegenheit zu sehr fühlen lassen; — wir wissen es nicht. Um Spaltungen zu verhüten, welche aus dieser Veranlassung in der Gemeinde drohten, zog sich Basilius wieder in seine Einöde zurück. Aber von den durch den Kaiser Valens begünstigten Anhängern der arianischen Irrlehre bedrängt, erkannte Eusebius, was er an Basilius verloren habe, und wie noth ein solcher Mann ihm thue. Gregor von Nazianz machte den Vermittler, und Basilius ließ sich durch die Rücksicht auf die Interessen der Kirche bewegen, nach Cäsarea zurückzukehren und sich mit dem Bischof zu versöhnen. Von nun an herrschte zwischen beiden eine Einig-

keit, wie sie sich herrlicher kaum denken läßt. Es war, als ob sie die Trennung und alle frühere Feindschaft doppelt wieder gut machen wollten. Basilius bezeugte seinem Bischof alle Hochachtung, er war häufig um ihn, gehorchte ihm, belehrte ihn, erinnerte ihn, kurz er war ihm alles, stand ihm kräftig bei, legte ihm die göttlichen Schriften aus, leitete ihn in seinem Beruf als Seelsorger, war sein guter Rathgeber, der Stab seines Alters, die Stütze seines Glaubens. Der eine leitete das Volk, der Andere den Führer. Solche Einigkeit wirkte wohlthätig auf die ganze Gemeinde, die Arianer mußten abziehen. Basilius entfaltete die ausgebreitetste Thätigkeit: er leistete alles zugleich, er versöhnte, gab Rath, ordnete an, alle Hindernisse, jeden Anstoß und alles dasjenige, worauf die Arianer sich stützten, entfernte er; diese zog er zur Hilfe herbei, jene hielt er in Schranken; andere wies er zurück; dem einen war er eine feste Mauer, dem andern die Axt, welche den Felsen spaltet. Seine Freimüthigkeit gegen den Statthalter und alle Vornehmen der Stadt bei der Entscheidung von Streitigkeiten, der Beistand, den er Dürftigen leistete, geistlich und leiblich, die Fürsorge für Freunde, für gottgeweihte Jungfrauen, sein eifriges Predigen, seine Anordnung des Gottesdienstes, wobei er sich namentlich auch um Verbesserung des Gemeindegesangs Verdienste erwarb; dies Alles wird von ihm gerühmt. Das Größte aber, was er als Presbyter that, war sein Auftreten in dem Hungerjahre 368. Mit gewaltiger Beredsamkeit rief er das Volk zur Buße, tröstete die Armen und bewegte die Herzen der reichen Wucherer zur Mildthätigkeit. „Es ist die Menge unserer Sünden," sprach er unter anderem, „was auch die Jahreszeiten von der ihnen eigenthümlichen Natur ablenkte. Oder was ist sonst der Grund dieser Unordnung und Verwirrung? Ist Der nicht mehr, der das Weltall beherrscht? Hat Gott seine Haushaltung vergessen? Ist er der Kraft und Macht beraubt? Oder hat sich seine Güte und Vorsorge gegen uns in Menschenhaß verwandelt? Kein Vernünftiger wird das sagen; sondern klar und einleuchtend ist die Ursache, warum wir nicht mehr wie sonst regiert werden. Wir empfangen, theilen aber andern nicht mit; wir loben die Wohl-

thätigkeit und berauben derselben die Bedürftigen. Aus Knechten wurden wir Freie, aber unserer Mitknechte erbarmen wir uns nicht. Wir haben Hunger und werden gespeist, aber an dem Bedürftigen gehen wir vorüber. Deßhalb droht uns das gerechte Gericht, deßhalb thut auch Gott seine Hand nicht auf, weil wir die Bruderliebe verschlossen haben. Deßhalb sind die Felder verdorrt, weil die Liebe erkaltet ist. — Verliere das Zukünftige nicht durch schändlichen Wucher. Verlassen wird dich dein Körper. Bei der Erscheinung des erwarteten und gewiß kommenden Richters wirst du dich selbst von dem Geschenk der Ehren und von der himmlischen Herrlichkeit ausschließen, dagegen dir das unauslöschliche Feuer, die Hölle, die Strafen und die Ewigkeit voll bitterer Schmerzen aufschließen anstatt eines langen und seligen Lebens." — Solchen Worten konnte man nicht widerstehen, Herzen und Hände, Speicher und Kornböden öffneten sich. Basilius selbst gieng Allen voran. Von allen Gegenden waren Bedürftige nach der Hauptstadt geeilt. Täglich, so lange die Hungersnoth dauerte, versammelte sie Basilius um sich und theilte Speisen unter sie aus, die er in großen Kesseln herbeibringen ließ; er selbst war sorgsam bedacht, daß ein jeder etwas bekomme. So wurden alle gespeist — einige waren schon dem Tode nahe — selbst die Kinder der Juden. — Auch geistliche Speise reichte er ihnen bei dieser Gelegenheit.

Um diese Zeit traf den Basilius der harte Schlag, daß seine Mutter Emmelia starb. Makrina und der jüngste Sohn, Petrus, standen bei ihr. „Dein seien sie, o Herr," betete sie und gieng dann hinüber zu Gott. In der väterlichen Gruft wurde sie beigesetzt, wie sie verordnet hatte. „Nun habe ich," schreibt Basilius hierüber, „auch den einzigen Trost im Leben, den ich hatte, nun habe ich auch diese wegen meiner Sünden verloren. O, lache nicht über mich, daß ich in diesem Alter noch meine Verwaisung beweine, und verzeih mir, wenn ich die Trennung von einer Seele nicht geduldig ertrage, mit welcher ich sonst nichts Vergleichbares sehe."

Im Jahr 370 starb auch Bischof Eusebius. Zu seinem

Nachfolger wurde Basilius gewählt. Die Stellung eines Bischofs von Cäsarea war überaus bedeutend. Seine kirchlichen Rechte erstreckten sich über halb Kleinasien; er führte die Aufsicht über fünfzig Landbischöfe und war einer der angesehensten Männer im ganzen Morgenlande. Der Wichtigkeit der Stellung entsprach der Ernst der Zeiten. Die Arianer erhoben sich mit aller Macht und um so leidenschaftlicher, als es ihnen überhaupt mehr um weltliche Zwecke zu thun war. Da war es ein großes Glück für die rechtgläubige Kirche, daß nun auf dem Bischofstuhl zu Cäsarea ein Mann saß, welcher, wie er namentlich durch seine berühmte Schrift gegen den Arianer Eunomius zeigte, an Kraft und Gewandheit allen Gegnern gewachsen war. Zuerst suchte sich Basilius in seiner eigenen Diöcese Anerkennung als Bischof zu verschaffen, und sein freundliches und liebevolles Entgegenkommen gewann ihm viele Herzen auch unter seinen Gegnern. Dabei aber vergab er seiner Würde nichts; mit unerbittlicher Strenge wachte er über der Erhaltung der kirchlichen Zucht und Ordnung. In den verschiedenen Kreisen seines Amtes suchte er alles so zu ordnen, wie es einer christlichen Haushaltung ziemt; er schrieb befehlend, warnend, ermunternd, tröstend an Gemeinden, an Einzelne, an Priester, an Laien, an Männer, an Frauen. Er selbst war in allem ein Vorbild. Bei bedeutenden Einkünften seiner Kirche blieb er arm; er hatte nur eine einzige, abgenutzte Kleidung. Brod und Salz mit Wasser waren seine Nahrungsmittel; Kräuter mit hartem Brod und schlechtem Wein das Beste; des Nachts trug er ein härenes Kleid. Dagegen verwendete er die Einkünfte seiner Kirche dazu, ein großes, zunächst für Aussätzige bestimmtes Krankenhaus in Cäsarea zu gründen. Er selbst besuchte die Kranken und küßte sie als Brüder, um dadurch andere zu ermuntern, auch bei eckelhaften Krankheiten brüderliche Hilfe zu leisten. In diesem Hause wurden Krankenwärter und Aerzte angestellt, auch Lastthiere und Wegweiser für Reisende bereit gehalten. Es war eine Anstalt einzig in ihrer Art im ganzen Alterthum, weit berühmt in der Christenheit, bewundert auch von Heiden. Aehnliche Anstalten in kleinerem Maßstabe er=

richtete er auch auf dem Lande. — Seine Verdienste um das Mönchsleben haben wir schon erwähnt. Auch die Kirche im Großen trug er auf dem Herzen. Je mehr die rechtgläubige Kirche von außen durch die Arianer bedrängt war, desto mehr mußte man darauf bedacht sein, sie im Innern zu verbinden. Darum wünschte er nichts so sehnlich als Verbindung mit der abendländischen Kirche, wo die reine Lehre herrschte. Der berühmte Athanasius von Alexandrien schien ihm dazu der rechte Mittelsmann. An ihn und an den Bischof von Rom schrieb Basilius Briefe voll dringender Aufforderung und brennenden Eifers für das Wohl der Christenheit. Aber in Rom gieng man auf seine wiederholten Vorschläge nicht ein, und ebenso scheiterten seine Versuche, den Spaltungen, durch welche die große Gemeinde zu Antiochia zerrissen war, zu wehren. Auch auf einer anderen Seite machte er bittere Erfahrungen. In seiner weitherzigen Friedensliebe wollte er den vom Arianismus zu der Kirchenlehre Uebertretenden nicht zu viel auflegen, sondern, mit ihrer Schwäche Geduld tragend, eine gewisse Weite des Bekenntnisses ihnen gestatten. Aber viele unverständige Eiferer namentlich unter den Mönchen erhoben sich dagegen und nannten ihn, den muthigen Kämpfer für die Dreieinigkeit, einen Verräther. Doch die beste Rechtfertigung des schwergekränkten Mannes war, daß Athanasius selber zu seiner Vertheidigung die Feder ergriff. „Die Mönche," schrieb derselbe, „sollen wie Söhne ihrem Vater, dem Bischof Basilius, gehorchen, denn wir sind dessen alle gewiß, daß er der Ruhm der Kirche ist, ein Kämpfer für die Wahrheit und Lehrer der Bedürftigen. Er ist, wie ich dessen fest überzeugt bin, den Schwachen schwach geworden, damit er die Schwachen gewinne. Darum sollen sie sein Ziel, welches die Wahrheit ist, und sein kluges Benehmen anerkennen und den Herrn preisen, daß er einen solchen Bischof Kappadocien gegeben hat, wie er jedem Lande zu wünschen wäre." — Hatte Basilius so mit den Uebereifrigen in der eigenen Kirche zu kämpfen, so noch mehr mit den Arianern. Im Jahre 372 kam der kaiserliche Präfekt Modestus nach Kappadocien, um das Land dem Arianismus zu unterwerfen. Er ließ Basilius

rufen und fuhr ihn an, wie er so verwegen sein könne, anderen Glaubens sein zu wollen als der Kaiser; er drohte ihm mit Gewalt, mit Strafen, mit Einziehung der Güter, Verbannung, Marter, Tod. „Weiter nichts?" entgegnete Basilius. „Von dem allem trifft mich nicht Eines. Dessen Güter können nicht eingezogen werden, der keine besitzt, Verbannung aber kenne ich nicht, der ich weiß, daß die ganze Erde Gottes ist, dessen Gast ich bin. Für Marter bin ich unempfindlich, da ich ja nicht einmal mehr einen Körper habe; der Tod aber ist mir ein Wohlthäter, denn er sendet mich schneller zu Gott." Der Präfekt schied von ihm hochverwundert. Bald darauf langte der Kaiser Valens mit seinem Gefolge an. Noch einmal wurde alles aufgeboten, um Basilius herüber zu ziehen, aber vergebens. Der Kaiser selbst fühlte sich gezwungen, seine Festigkeit zu achten. Am Erscheinungsfeste besuchte derselbe sogar den öffentlichen Gottesdienst. Der volle Gesang, die Menge Volks, die herrliche Ordnung, der Anblick des ehrwürdigen und unbeweglich vor der Gemeinde stehenden Bischofs, alles dies machte tiefen Eindruck auf ihn; er wurde vom Schwindel ergriffen, ein Kirchendiener mußte ihn stützen. Später besprach er sich mit Basilius und ließ sich durch ihn zur Milde bestimmen, aber bald gab er sich wieder den Einflüsterungen der Arianer hin. Er beschloß den Basilius zu verbannen. Bei Nacht sollte er weggeführt werden. Schon war der Wagen bereit, die Arianer jubelten, die Freunde waren trostlos, Basilius heiteren Muthes. Da erkrankte plötzlich der sechsjährige Sohn des Kaisers, die Aerzte gaben alle Hoffnung auf. Nun ließ Valens den Basilius rufen und sogleich besserte sich der Zustand des Prinzen. Jetzt war von keiner Verbannung mehr die Rede, und nach dem bald darauf erfolgten Tode des Valens durfte auch des Basilius Bruder Gregor auf den Bischofstuhl zu Nyssa, den er nur mit schwerem Bedenken angenommen und von dem ihn die Arianer vertrieben hatten, zurückkehren.

Den Basilius selbst aber traf jetzt ein Schlag auf den andern. Von seinem alten Freunde, dem Bischof Eustathius von Sebaste, welcher gleich ihm ein eifriger Beförderer des Mönchs=

lebens war, gieng das Gerücht, er halte es mit den Arianern; Basilius wollte das nicht glauben, und obwohl derselbe ihn hatte verleumden lassen, und manche ihm die Verbindung mit jenem Manne übel nahmen, hob er doch die alte Freundschaft nicht auf. Endlich aber gieng Eustathius offen zu den Arianern über und erlaubte sich die bittersten Schmähungen gegen Basilius; ja einen Brief voll Ketzereien verbreitete er, als ob Basilius dessen Verfasser wäre. Wie wehe diese Sache dem Basilius that, sehen wir aus seinen eigenen Aeußerungen: „Die tiefe Heuchelei erwägend, womit dieser Mann jederzeit sich mir näherte, bin ich vor Schrecken ganz verstummt. Ich erinnere mich nicht, je sonst einen so tiefen Schmerz in meiner Seele empfunden zu haben.“ Ja er sagt, er sei damals nahe daran gewesen, das ganze menschliche Geschlecht zu hassen. Hiezu kam, daß die Zerrissenheit der Kirche durch Lehrstreitigkeiten verschiedener Art immer weiter um sich griff. Von den Vorkämpfern der rechtgläubigen Lehre war einer nach dem andern gestorben, und Basilius war bald die einzige kräftige Stütze der Kirche im Morgenland, darum aber auch der Gegenstand aller feindlichen Angriffe. Dazu kam die eigennützige Trägheit und das Widerstreben vieler Bischöfe seiner eigenen Diöcese, die vielen Visitationsreisen, die Anstrengungen seines Amtes, das Spionirsystem, welches gegen ihn eingeleitet wurde, so daß die Feinde neugierig auflauerten, ob jemand von ihm auch nur einen Brief erhalte. Auch vom Statthalter war er einmal schwer mißhandelt worden, und nur die Anhänglichkeit der Einwohner von Cäsarea hatte ihn gerettet. Kein Wunder, daß sein ohnehin kränkelnder Körper dahinsank. In den warmen Bädern suchte er seine Gesundheit wieder herzustellen, aber sie halfen nur wenig. Klagend und lebenssatt lauten mitunter seine Briefe; nur die Freundschaft von Gleichgesinnten erfreute ihn noch und mitten in der allgemeinen Noth der Kirche konnte er doch noch rühmen: „Gottlob, noch ist die Liebe nicht in allen erkaltet, noch gibt es auf der Erde einige, welche das Kennzeichen der Jüngerschaft Christi an sich tragen. Ihr scheinet mir gleich den

Sternen der Nacht an einem umwölkten Himmel, die, der eine hier, der andere dort, Theile des Himmels erleuchten, und deren Glanz immer holdselig, am holdseligsten aber dann ist, wenn man ihn nicht erwartet."

Im Jahre 378 kam Valens um, und damit hörte die Verfolgung der Kirche von Seite der Arianer auf. Basilius erlebte das noch; die Aussicht auf eine friedliche Zukunft ward dem müden Streiter noch vergönnt. Aber seine Arbeit war nun vollendet. Die Mühen des Lebens ließen den abgezehrten Körper kaum zu einem fünfzigjährigen Alter gelangen. Schon dem Tode nahe weihte er noch mit der letzten Anstrengung einige würdige Gehilfen im Lehramt zu ordentlichen Lehrern. Umringt von einer großen Anzahl Einwohner Cäsareas, tief betrauert von ihnen, unter Ermahnungen an alle schied er mit den Worten: „Ich befehle meinen Geist in deine Hände." Es war der Neujahrstag des Jahres 379. Eine unzählige Menge Menschen drängte sich zu seinem Leichenbegängniß hinzu. Der eine suchte den Saum zu berühren, ein anderer die Bahre oder den Deckel, oder auch nur den Trägern sich zu nähern. — Freilich ein großer Hirt der Kirche wurde begraben! Sein Bruder Gregor ehrte ihn durch eine Lobrede, worin er ihn wegen seines Feuergeistes mit Paulus, Johannes dem Täufer, Elias und Moses vergleicht und ihn ohne Bedenken den Großen nennt. Im Herbste desselben Jahres besuchte Gregor auf dem Rückwege von dem Concil zu Antiochien seine Schwester Makrina. Schon seit acht Jahren hatte er sie nicht mehr gesehen, und nun kam er — zu ihrem Tode. Sie lag auf einem Bette, nur mit einem härenen Tuche bedeckt. Als sie den Bruder zu der Thüre hereinkommen sah, richtete sie sich auf ihrem Lager auf und faltete die Hände. „Dank dir, Herr Gott," betete sie, „daß du auch das mir verliehen hast, und hast deinen Knecht getrieben, mich, deine Magd, zu besuchen." Um den Bruder nicht trübe zu stimmen, suchte sie zu verbergen, wie schwer ihr das Athmen werde, gab sich ein fröhliches Aussehen und suchte selbst Anlaß zu heiteren Gesprächen. Als die Rede dann auf Basilius kam, konnte Gregor nicht mehr zurückhalten, sein Gesicht verzog

sich, Thränen stürzten aus seinen Augen. Makrina aber blieb ruhig und nahm vielmehr Veranlassung, von dem Tod des Bruders hinwegzuweisen auf die auch in trüben Schicksalen verborgene göttliche Vorsehung und über das künftige Leben zu reden. Sie sprach wie vom göttlichen Geiste angeweht und es war wunderbar zu schauen diese Geisteskraft in dem vom Fieber ganz ausgedörrten Körper. In tiefem Zusammenhang sprach sie von der Seele des Menschen, von dem Grunde dieses Lebens im Fleisch und von der Rückkehr in jenes Leben. Ihre Rede floß wie ein Wasser frisch und hell aus seiner Quelle. Nicht so leicht konnte sich Gregor fassen: er ergieng sich in den nahen Gärten unter dem Schatten der Bäume; aber er konnte keine Ruhe finden, es schwebte ihm immer nur der Tod der geliebten Schwester vor. Da, als ob sie seine Gedanken errathen, ließ sie ihm sagen, er möge gutes Muths sein, die Krankheit habe sich zum Bessern gewendet. — Freilich, sie fühlte bereits den nahen Sieg. — Gregor besuchte sie wieder, er fand sie tief in Gedanken. Sie erzählte von den Eltern, den Kinder- und Jugendjahren, von den Ereignissen seitdem. Alles so genau, so umständlich, als hätte sie es aufgeschrieben. Das Ziel ihrer ganzen Erzählung aber war Dank gegen Gott. Der Tag darauf war ihr letzter. Es war Abend. Sie blieb immer heiter; sie sprach nicht mehr mit den Umstehenden; ihre Worte wurden zu Gebeten, immer leiser, immer flüsternder. „Du, o Gott," betete sie, „hast mir die Todesfurcht genommen. Du hast verliehen, daß dieses Lebens Ende der Anfang des wahren Lebens ist. Du gibst die Leiber zu ihrer Zeit dem Todesschlaf hin und erweckst sie wieder aus dem Schlafe mit der letzten Trompete. Du vertraust unsere Erde, die du mit deinen Händen gebildet, als ein hinterlegtes Gut der Erde an und nimmst, was du ihr gegeben, wieder von ihr, das, was an uns sterblich und ungestalt ist, mit Unsterblichkeit und Schönheit krönend. Du hast uns vom Fluch und der Sünde befreit dadurch, daß du beides für uns geworden; du hast der Schlange den Kopf zertreten, hast die Thore der Unterwelt erbrochen, den, der die Macht des Todes hatte, überwunden und uns den Weg zur

Auferstehung gebahnt. Du hast zum Verderben des Feindes und zur Sicherheit unseres Lebens denen, die dich fürchten, ein Zeichen aufgestellt, das Zeichen deines hl. Kreuzes, dem ich verlobt bin von Mutterleib an. O sende mir den Engel des Lichtes, der mich führe an den Ort der Erquickung, wo das Wasser der Ruhe ist, in den Schoß der heiligen Väter! Du, der du das flammende Schwert zerbrochen und den Menschen, der mit dir gekreuzigt ist und zu deiner Barmherzigkeit flüchtet, dem Paradiese wiedergibst; gedenke auch meiner in deinem Reiche! Auch ich bin ja gekreuzigt mit dir; nichts scheide mich von deinen Auserwählten, nicht trete mir der Feind in den Weg, nicht mögen meine Sünden vor deinen Augen erfunden werden! Wenn ich aus Schwäche der Natur mit Wort oder That oder Gedanken gefehlt, so verzeihe mir das, der du die Macht hast, die Sünden zu verzeihen, daß ich erquickt und, wenn ich den Körper ablege, vor deinem Angesicht erfunden werde als die da keinen Makel hat an der Seele! Tadellos, makellos möge meine Seele in deine Hände aufgenommen werden als ein Brandopfer vor dir!" — So betete Makrina. Allmählig erstarb das Wort auf ihren Lippen; nur noch den Mund und die Hände sah man sich bewegen; dann zog sie einen langen, tiefen Seufzer und hatte geendet. Der Bruder drückte ihr die Augen zu. Von ihm haben wir auch die schöne Beschreibung ihres Lebens und Endes.

So hatte denn Gregor in einem Jahre die beiden Geschwister verloren, deren geistlicher Leitung er so viel zu danken hatte. Verlassen und einsam stand er da. Von den nächsten Jahren wissen wir nichts aus seinem Leben. Vom Sterbebette Makrinas führt uns die Geschichte auf die berühmte Synode zu Konstantinopel 381. Hier wurde Gregor von Nazianz, der Freund unseres Gregors, zum Bischof jener Kaiserstadt ernannt, worüber dieser in begeisterten Worten seine Freude aussprach. Auch er erhielt viele Ehrenbezeugungen bei dieser Synode. Das kaiserliche Ausschreiben, welches am Schluß derselben erlassen wurde, nennt ihn eine der Säulen der Rechtgläubigkeit. Von der Synode selbst ward ihm der ehrenvolle Auftrag,

eine Visitationsreise nach Arabien und Jerusalem zu machen, um einer Kirchenspaltung, welche in jenen Gegenden drohte, vorzubeugen. Durch die Gunst des Kaisers Theodosius erhielt er zu dieser weiten Reise einen Staatswagen; aber dessen ungeachtet wollte er auch unterwegs nicht von der Regel seines strengen Lebens abweichen. Er und seine Genossen sangen und fasteten, während der Wagen durch die weiten Länder dahinrollte. Nach Jerusalem und den hl. Orten zog ihn ein besonderer Trieb, doch bekannte er, die Wallfahrten nach Jerusalem haben wegen der dort herrschenden Ruchlosigkeit etwas Bedenkliches; in Kappadocien sei man viel frömmer. — In Jerusalem war heftige Zwietracht zwischen dem Bischof Cyrill und einer Partei seiner Gemeinde, die von apollinaristischen Irrlehren angesteckt war. Dem Gregor gelang es nicht, durch seine Vermittlung den Frieden herbei zu führen. Traurig kehrte er nach Hause zurück.

Aus seinem späteren Leben wissen wir nur, daß er wiederholt in Konstantinopel war; so in den Jahren 383, 385 und 394. Die meiste Zeit aber brachte er in der Stille seines kleinen Ortes zu, beschäftigt mit seinem Amte und mit der Abfassung seiner Schriften, in welchen er die ganze Arbeit seines reichen Geistes niedergelegt hat

Gegen das Ende seines Lebens hatte er noch eine Prüfung zu bestehen. Der Amtsnachfolger seines Bruders Basilius, Helladius, zeigte eine gehässige Gesinnung gegen Gregor. Ein versöhnlicher Brief des letzteren war erfolglos. So machte er sich denn von der Todtenfeier seines letzten Bruders, Petrus von Sebaste, aus auf den Weg, wanderte die ganze Nacht hindurch und kam bei Helladius an, gerade als dieser von einer Festfeier aus der Kirche kam. Aber Helladius ließ ihn schnöde stehen. Also verhöhnt verließ er müde und hungrig den Ort. „Sieh nur," schrieb er an einen Bekannten, „auf welche Weise der Diener des Evangeliums den Herrn des Evangeliums nachahmt."

Dies war die letzte Prüfung. Bald darauf, ums Jahr 395, gieng Gregor hinüber in die Wohnungen des Friedens als der letzte unter seinen Brüdern im 64. Jahre seines Lebens.

III. Die Kämpfe um die reine Lehre.

Verehrte Freunde! Das Leben des Menschen gestaltet sich, bewußt oder unbewußt, dem entsprechend, was er als Wahrheit in seine Ueberzeugung aufgenommen hat. Wir verstehen daher das eigenartige Leben der Christen der Zeit, die uns beschäftigt, nur dann richtig, wenn wir auch die Gestaltungen kennen, durch welche hindurch die christliche Lehre sich entwickelte. Hatte es sich in den ersten Jahrhunderten darum gehandelt, die christliche Wahrheit in ihrem Gegensatz gegen jüdische und heidnische Meinungen darzustellen, wie dieselben das Christenthum theils von außen her bekämpften, theils in den Irrlehren des Ebionitismus und Gnosticismus in die Kirche selbst einzudringen suchten, so trat nunmehr, nachdem das Christenthum über jene Religionen gesiegt hatte, dieser Gegensatz zurück, wenn auch zu apologetischen Darstellungen der christlichen Wahrheit gegenüber von heidnischen Einwürfen noch manche Kirchenväter unserer Periode, wie Athanasius und Eusebius von Cäsarea im Morgenland, Augustin im Abendland sich veranlaßt sahen. Dagegen handelte es sich nun darum, die einzelnen Hauptwahrheiten des Christenthums genauer ins Auge zu fassen und die in denselben enthaltenen Konsequenzen zu entwickeln. Daß diese Entwicklung durch schwere Kämpfe hindurch gieng, in welchen die verschiedenen Auffassungen mit einander rangen, hängt mit der Natur und den Gesetzen der geistigen Entwicklung der Menschheit überhaupt zusammen, und es zeugt von einer sehr oberflächlichen Betrachtungsweise, wenn man jene Glaubenskämpfe des 4. und 5. Jahrhunderts nur aus engherziger Rechthaberei und geistiger Herrschsucht meint ableiten zu sollen. Alle großen Gedanken müssen auf dem Wege des Kampfes ins Leben eingeführt werden, und jede Zeit wird für das, was ihr das Höchste ist, Kämpfe zu bestehen haben. Wenn man freilich in der Religion nur eine Gemüthsstimmung sieht, bei welcher es sich um Wahrheit gar nicht handle, und wenn man daher die verschiedenen religiösen Anschauungen für gleichberechtigt hält, so kann man für

jene Glaubenskämpfe kein Verständniß haben. Aber das ist jedenfalls nicht der Standpunkt des Apostels, welcher so nachdrücklich gebietet: „Halte ob der gesunden Lehre" und nicht der des Herrn, welcher so ernst warnt vor den falschen Propheten; und die rechte Erkenntniß zu dem ewigen Leben in so nahe Beziehung setzt. Das vornehm wegwerfende Urtheil über die Glaubenskämpfe jener Zeit, dem man so oft begegnet, ist mindestens ebenso unverständig, wie wenn jemand in den gewaltigen Bewegungen, welche der Gedanke der Nationalität in unseren Tagen hervorgerufen hat, nichts anderes sehen wollte als ein Erzeugniß menschlicher Herrschsucht auf der einen, menschlichen Unverstandes auf der anderen Seite. Aber freilich die Art, wie jene Glaubenskämpfe durchgefochten wurden, wollen wir hiemit keineswegs vertheidigen, sie hängt aufs engste mit der Verweltlichung zusammen, welcher die Kirche in ihrem engen Verflochtensein mit dem römischen Reiche verfallen war. Dadurch, daß die Staatsgewalt in die Lehrstreitigkeiten sich einmischte und nach politischen Rücksichten oder persönlichen Neigungen der Herrscher entschieden wurde, was als christliche Wahrheit zu gelten habe, sowie dadurch, daß sich die Kaiser für berechtigt, ja für verpflichtet hielten, mit weltlichen Zwangsmitteln gegen diejenigen einzuschreiten, welche solcher Entscheidung sich nicht fügten, kam es dahin, daß in jenen Kämpfen neben dem Eifer für die Wahrheit allerlei Interessen persönlicher Art mitwirkten, wodurch sich der Kampf häufig bis zu liebloser, im Gegner den Mitchristen nicht mehr anerkennender Verbitterung steigerte, und sich über Kreise der Bevölkerung ausdehnte, welche für die religiöse Wahrheit, um die es sich handelte, weder Sinn noch Verständniß hatten, aber in dem parteisüchtigen Eintreten für die eine oder andere Lehrmeinung den besten Beweis ihres christlichen Eifers zu geben vermeinten.

Fragen wir aber, um welche Lehren sich jene Streitigkeiten drehten, so müssen wir unterscheiden zwischen Morgenland und Abendland. Der geistigen Richtung des Morgenlandes entsprach die Vorliebe für spekulative Fragen. Dieselbe war begründet sowohl in den alten orientalischen Religionssystemen,

als auch in der griechischen Philosophie, welche auf das Denken der morgenländischen Völker, soweit sie überhaupt an der geistigen Entwicklung der Menschheit theilnahmen, einen weitreichenden Einfluß ausübte. Demgemäß finden wir denn auch in der morgenländischen Kirche die Neigung, sich besonders mit den Geheimnissen der göttlichen Natur zu beschäftigen, während dagegen im Abendlande, dem praktischen Sinne des Römerthums entsprechend, diejenigen Lehren, welche zum religiösen Leben des Einzelnen in unmittelbarer Beziehung stehen, die von Sünde und Erlösung, den Hauptgegenstand des Nachdenkens und der Verhandlungen bildeten.

Im Morgenlande, dem wir uns zunächst zuwenden, waren es daher die geheimnißvollen Lehren von der göttlichen Dreieinigkeit und von der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in der Person Christi, was die Geister beschäftigte, und man war dabei nur zu sehr geneigt, Fragen rein philosophischer Art mit den christlichen Glaubenswahrheiten zu vermischen und über spekulative Begriffsbestimmungen sich zu ereifern, als hienge die Seligkeit daran. Dabei stellte sich nun aber ein tiefgreifender Gegensatz der Anschauung heraus. Wir finden überhaupt in der Menschheit zwei verschiedene Formen des Denkens. Während das Denken der einen sich ganz in der Form logischer Verstandesthätigkeit bewegt, besteht das der anderen in einem intuitiven Sichversenken in den Gegenstand; bei jenen finden wir klare Erkenntniß des Einzelnen, bei diesen tiefsinniges Erfassen der Sache in ihrem Mittelpunkte. Jene erstere Geistesrichtung herrschte in der Kirche von Antiochia. Man war hier gewohnt, die hl. Schrift nach ihrem buchstäblichen Sinn zu erklären, die Entstehung und die ursprüngliche geschichtliche Beziehung der biblischen Bücher ins Auge zu fassen, im Leben des Herrn neben der göttlichen Seite auch die menschliche zu berücksichtigen, überhaupt die Geheimnisse des Glaubens dem Verstand so begreiflich als möglich zu machen. Treffliche Schriftausleger, darunter namentlich Diodor von Tarsus und Theodor von Mopsveste, sowie der berühmte Prediger Johannes Chrysostomus, gehören der antiochenischen Schule an. Ihr gegenüber

steht die alexandrinische. In Alexandrien, der Hauptstadt Aegyptens, hatte sich unter dem Einfluß der tiefsinnigen platonischen Philosophie eine Geistesrichtung gebildet, deren erste Vertreter wir schon in der vorigen Periode in der Person des Clemens von Alexandrien und Origenes kennen gelernt haben. Die allegorische Schriftauslegung, welche hier herrschend war, gestattete es, in jedem einzelnen Bibelworte die tiefsinnigsten Beziehungen zu finden, überall suchte man Geheimnisse, das Ueberschwengliche, über alles menschliche Begreifen Hinausliegende war es, mit dem man sich mit Vorliebe beschäftigte. Wenn so diese beiden Richtungen einen im Wesen des menschlichen Geistes selbst begründeten polarischen Gegensatz darstellen und daher bestimmt sind einander gegenseitig zu ergänzen, so mußte es unter der Einwirkung menschlicher Sünde dahin kommen, daß beide einander oft feindselig gegenüber traten. Dies zeigt sich uns namentlich bei der Entwicklung der Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit und von der Person Christi.

Nachdem im Gegensatz gegen die ebionitische Ansicht, nach welcher Jesus nur ein Gesandter Gottes gewesen wäre ähnlich den Propheten, die Gottheit des Herrn zu allgemeiner Anerkennung in der Kirche gekommen war, mußte sich dem tieferen Nachdenken die Frage aufdrängen, wie man denn, ohne in heidnische Vielgötterei hinein zu kommen, neben dem Einen Gott noch ein anderes Wesen göttlich verehren könne; wie man sich also das Verhältniß des Vaters zum Sohn vorzustellen habe. Die älteren Kirchenlehrer hatten sich in dieser Beziehung mit Vergleichungen geholfen, welche von der äußeren Natur hergenommen waren. So hatte Tertullian das Verhältniß des Sohnes zum Vater mit dem Verhältniß des Strauches zur Wurzel, des Flusses zur Quelle, des Strahles zur Sonne verglichen. Damit waren aber die Schwierigkeiten nicht gelöst; vielmehr schien es, je mehr man den Sohn als mit dem Vater wesensgleich fasse, desto mehr müsse der persönliche Unterschied zwischen beiden verschwinden und der Sohn aufhören eine eigene, selbständige Person zu sein und zu einer bloßen Offenbarungsform des Vaters werden; und hinwiederum, je mehr man die Selbständigkeit des

Sohnes gegenüber vom Vater betonte, desto mehr mußte der Unterschied zwischen beiden zu Tage treten, desto näher lag die Gefahr, den Sohn als ein dem Vater untergeordnetes Wesen zu fassen. Zwischen diesen zwei entgegengesetzten Abwegen einer die Persönlichkeit des Sohnes preisgebenden Vereinerleiung desselben mit dem Vater auf der einen Seite und einer seine wahre Gottheit beeinträchtigenden Trennung desselben vom Vater auf der andern den rechten Mittelweg zu finden, das war die Aufgabe der Kirche, und es ist leicht begreiflich, daß es durch bedeutende Schwankungen hindurch gieng, bis diese Aufgabe gelöst war. Da finden wir zuerst solche, welche auf den ersten der bezeichneten Abwege geriethen, die sogenannten Monarchianer, welche, an der Einheit Gottes streng festhaltend, in Christo nicht eine zweite Person neben dem Vater sondern den im Fleisch erschienenen Vater selbst erblickten, so daß bei ihnen sogar von einem Leiden des Vaters die Rede sein konnte. Hieher gehört auch Sabellius mit der Lehre, daß das eine göttliche Wesen sich im Laufe der Zeit in drei verschiedenen Erscheinungsformen geoffenbart habe, zuerst als Vater, dann als Sohn, endlich als Geist. Auch die Zeit des Geistes wird vorüber gehen, dann hört die Offenbarungsthätigkeit Gottes überhaupt auf; wie vor der Dreiheit die Einheit war, so wird sie auch nach ihr sein. — Den entgegengesetzten Standpunkt nahmen diejenigen ein, welche die Einheit Gottes dadurch wahren zu müssen glaubten, daß sie in Christo eine wahre göttliche Persönlichkeit nicht anerkannten. Hieher gehört besonders Paul von Samosata. Von einem ewigen Gottessohn will er nichts wissen, einen Sohn Gottes gibt es erst, seit der Mensch Jesus Christus durch wunderbare göttliche Einwirkung ins Leben getreten ist, und dieser Mensch ist Gott nicht seinem Wesen nach, sondern nur sofern er es unter steter Einwirkung des göttlichen Wortes auf dem Wege sittlicher Vervollkommnung geworden ist. Hatte nun dieser Gegensatz verschiedener Ansichten über eine Lehre, welche für den gesammten Christenglauben von so grundlegender Bedeutung ist, schon im dritten Jahrhundert da und dort in der Christenheit zu vereinzelten Streitigkeiten geführt, so entbrannte zu Anfang des

vierten Jahrhunderts über dieser Lehre ein großer Kampf, welcher über die ganze Kirche sich ausbreitete und dieselbe über ein halbes Jahrhundert lang in die größte Verwirrung gestürzt hat Die Entstehung dieses Kampfes knüpft sich an den Namen des Arius. Dieser war Presbyter der Kirche in Alexandrien. Er wird uns beschrieben als ein langer, hagerer Mann von blassem Gesicht, ernster Miene und struppigem Haar. Der Unfriede, in welchem er mit seinem Bischof Alexander lebte, gewann eine weitergreifende Bedeutung dadurch, daß er auf einer Versammlung von Geistlichen die Lehre des Bischofs von der Person Christi als sabellianisch angriff und derselben seine eigene gegenüber stellte. Diese bestand hauptsächlich in der Behauptung, der Sohn Gottes oder das Wort sei nicht ewig und nicht gleichen Wesens mit dem Vater. Hiemit will Arius Jesum nicht zu einem bloßen Menschen machen in der Weise des alten Ebionitismus oder des Rationalismus unserer Tage, noch behaupten, derselbe sei erst mit seiner irdischen Geburt ins Dasein getreten. Vielmehr stimmt er ganz dem biblischen Worte bei, wornach der Sohn Gottes vor allen Kreaturen und alles durch ihn geschaffen ist, aber, sagt er, es gab doch eine Zeit, da er nicht war, und dann hat ihn der Vater wie die übrigen Kreaturen aus nichts geschaffen als das erste seiner Geschöpfe und als Werkzeug bei der ganzen Weltschöpfung. So kann der Sohn Gottes in gewissem Sinne auch Gott genannt werden, aber er ist doch nur eine Art Untergott. — Diese Behauptungen erregten nachdrücklichen Widerspruch. Alexander schloß den Arius von der Kirchengemeinschaft aus, aber dieser gewann auch Anhänger; Vermittlungsversuche führten zu keinem Ziel, und vergeblich war es, daß der Kaiser Konstantin den Streitenden Schweigen auferlegte. Die Bewegung hatte sich schon allzu weit verbreitet. Daher sah sich Konstantin veranlaßt, im Frühjahr 325 zur Entscheidung der Streitfrage eine Kirchenversammlung nach der der Hauptstadt benachbarten kleinasiatischen Stadt Nicäa zu berufen. Es war das erste Mal, daß aus allen christlichen Landen zur Entscheidung einer die ganze Kirche angehenden Frage sich die Vorsteher der Gemeinden zusammenfanden, eine

sichtbare Darstellung der Einheit der römischen Reichskirche. So wird diese Synode als die erste in der Reihe der allgemeinen oder ökumenischen gezählt. 318 Bischöfe waren anwesend. Weder ein arianisch lautendes, noch ein in unbestimmten Ausdrücken abgefaßtes Bekenntniß fand die Billigung der Synode. Vielmehr wurde eines angenommen, in welchem ausdrücklich von dem Sohne ausgesagt war, er sei von Ewigkeit aus dem Vater gezeugt, nicht geschaffen, Licht vom Licht, wahrhaftiger Gott vom wahrhaftigen Gott, gleichen Wesens (homousios) mit dem Vater, durch ihn seien alle Dinge gemacht. Dies, insbesondere der Ausdruck „homousios" blieb hinfort die Losung der rechtgläubigen Kirche gegenüber von allen arianischen und halbarianischen Irrlehren. Der Mann aber, dem man die Festsetzung dieser Formel zu verdanken hatte, der durch die Klarheit seiner jeden Mißverstand ausschließenden Darlegungen auf dem Concil den Ausschlag gab, war der jugendliche Diaconus der Kirche zu Alexandrien, Athanasius, welchem in der Folge der Ehrenname „Vater der Rechtgläubigkeit" beigelegt wurde. Er war von kleiner Gestalt, durch Fasten und Nachtwachen abgemagert, aber die Klarheit seines Verstandes, die unbeugsame Festigkeit seines Willens sprach sich auch in seiner äußeren Erscheinung aus. Er stand fortan beinahe ein halbes Jahrhundert lang in der vordersten Reihe derer, die für den Glauben an die Gottheit des Heilandes kämpften. Durch die Entscheidung der Synode zu Nicäa war nemlich der Streit noch nicht beigelegt, vielmehr entbrannte er jetzt erst recht. Im Morgenlande war nemlich eine Auffassung der Person Christi weit verbreitet, welche zwar nicht dem Arius in allem beistimmte, für die aber doch die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater ein fremder Gedanke war. Die Männer dieser Richtung, denen es an einer scharf ausgeprägten Ueberzeugung fehlte, und denen es sehr unangenehm war, daß um solche dogmatische Fragen überhaupt gestritten werde, konnten am Ende auch dem Bekenntniß der Wesensgleichheit zustimmen, nicht sowohl aus innerer Ueberzeugung, als vielmehr darum, weil sie wußten, daß es dem Kaiser so genehm war, und weil sie hofften, auf diese Weise den Streit bald zu beendigen. Ein solcher

nicht auf der Ueberzeugung von der inneren Wahrheit, sondern auf Rücksichten äußerlicher Zweckmäßigkeit ruhender Beschluß ist nun aber, selbst wenn er seinem Inhalte nach das Richtige treffen sollte, der Kirche Christi durchaus unwürdig, und so ist es als ein Glück zu betrachten, daß die kaiserliche Gunst bald darauf der rechtgläubigen Lehre entzogen wurde und dieselbe genöthigt war, unter manchfachem Drucke von oben, durch die bloße Macht der in ihr wohnenden Wahrheit sich die allgemeine Anerkennung zu gewinnen. Es gelang nemlich einer am Hofe mächtigen, arianisch gesinnten Partei, die Schwester des Kaisers und durch diese auch ihn selbst zu gewinnen. So wurde denn der verbannte Arius zurückgerufen und dem Athanasius, welcher inzwischen zum Bischof von Alexandrien gewählt worden war, die Zumuthung gestellt, den Irrlehrer förmlich und feierlich in die dortige Gemeinde wieder aufzunehmen. Als er sich standhaft dessen weigerte, so setzten die erklärten Arianer nicht nur, sondern auch die Halben, denen seine entschiedene Haltung zuwider war, und welche Frieden um jeden Preis wünschten, alle Hebel in Bewegung, um ihn zu stürzen. Eine Synode zu Tyrus im Jahr 335, auf welcher diese Halbarianer die Oberhand hatten, sprach sich gegen Athanasius aus. Unter den mancherlei ungegründeten Beschuldigungen, die man gegen ihn vorbrachte, machte besonders d i e Eindruck auf den Kaiser, Athanasius habe die Zufuhr von Getreide von Alexandrien nach Konstantinopel verhindern wollen. Seine Vertheidigung fand kein Gehör und er wurde ins ferne Abendland nach Trier verbannt. Dagegen sollte nun die Aufnahme des Arius in die Gemeinde vor sich gehen. Als er sich aber in Alexandrien blicken ließ, entstanden solche Unruhen in der Bevölkerung, daß es der Kaiser für gerathen hielt, ihn nach Konstantinopel zu berufen, um dort seine Aufnahme in die Kirchengemeinschaft geschehen zu lassen. Der dortige Bischof Alexander kam dadurch in die größte Noth. Einestheils wagte er nicht dem kaiserlichen Befehl zu trotzen, anderntheils war es wider sein Gewissen, einen Leugner der Gottheit Christi in die Gemeinschaft der Kirche aufzunehmen. In dieser Noth, wird berichtet, habe er Gott ange-

rufen, er möge entweder ihn selbst oder den Arius sterben lassen. Und siehe da, am Vorabende des zu seiner Aufnahme bestimmten Tages wandelte den Arius auf der Straße ein natürliches Bedürfniß an, er begab sich an einen für diesen Zweck bestimmten Ort und wurde daselbst todt gefunden. Seine Freunde sprachen von Zauberei, die Gegner aber erblickten in diesem plötzlichen Tode ein Gottesgericht. Auch Athanasius sprach sich in zwei, etwa zwanzig Jahre später geschriebenen Briefen in diesem Sinne aus. Man hat ihm das schon sehr übel genommen als einen Beweis unchristlicher Lieblosigkeit. Allein wenn wir in dem plötzlichen Sturze eines Napoleon vom Gipfel seiner Macht herab ein Gericht Gottes erkennen, dürfen wir es dann einem Manne, dem die wahre Gottheit seines Erlösers als das innerste Heiligthum seines Glaubens galt, verdenken, wenn ihm der zu so entscheidender Stunde und unter so außerordentlichen Umständen erfolgte Tod des Hauptgegners der Lehre von dieser Gottheit „über Menschenurtheil hinauszugehen schien"?

Im Jahre 337 starb auch Konstantin; seine drei Söhne, die sein Reich unter sich theilten, riefen die verbannten Bischöfe zurück, und so ward auch dem Athanasius die Rückkehr nach Alexandrien gestattet, wo ihn das Volk mit lautem Jubel aufnahm. Aber Konstantius, dem die Herrschaft des Morgenlandes zugefallen war, zeigte sich bald als eifriger Freund der Arianer. 341 wurde Athanasius zum zweiten Male abgesetzt und vertrieben, fand aber bei Bischof Julius in Rom, welchen man vergeblich gegen ihn einzunehmen versucht hatte, freundliche Aufnahme, und die ganze abendländische Kirche stellte sich auf seine Seite, während im Morgenlande der Arianismus, begünstigt von Konstantius, immer größere Fortschritte machte. Am kaiserlichen Hofe bildeten die herrschenden theologischen Streitigkeiten die Lieblingsunterhaltung, und bald verbreitete sich diese Mode in vornehmen Kreisen und dann weiterhin unter dem Volk, so daß allerwärts in den Familien ein dialektischer Krieg stattfand und selbst in den Werkstätten der Handarbeiter und in den Buden der Trödler über das Homousion disputirt wurde. Bei solcher Erregung der Geister konnte ein auf der

Synode zu Sardika gemachter Versuch, beide Theile zu versöhnen nur zu tieferer Zertrennung führen, und es schien, als ob die ganze Christenheit in zwei Hälften sich spalten wolle. Allerdings lud Konstantius, durch seinen Bruder Konstans bewogen, den Athanasius durch wiederholte dringende Briefe zu einem Besuche ein und entließ ihn mit einem kaiserlichen Empfehlungsschreiben versehen nach Alexandrien. Sein Einzug daselbst glich einem Triumphe. Aber schon nach vier Jahren änderte die Ermordung des Kaiser Konstans die ganze Lage. Konstantius, nunmehr Alleinherrscher geworden, gab den Anhängern der nicenischen Lehre seine Ungunst in jeder Weise zu fühlen. Im ganzen Reiche sollte der Glaube an die wahre Gottheit Christi ausgerottet werden. Eine ganze Reihe von Bischöfen ward verbannt, ganz besonders aber war es auf Athanasius abgesehen, und nicht wenige Bischöfe auch im Abendlande waren schwach genug, aus Furcht vor dem Kaiser seiner Verurtheilung zuzustimmen. Aber die Versuche, ihn aus Alexandrien wegzuschaffen, scheiterten an der Anhänglichkeit des Volkes. Endlich in der Nacht des 9. Februar 356, als Athanasius mit der Gemeinde die Vigilien eines Festes feierte, ward die Kirche mit Soldaten umstellt. Athanasius hielt es für unwürdig zu fliehen, setzte sich auf den bischöflichen Stuhl und ließ den 136. Psalm anstimmen, wobei die Gemeinde immer wieder mit den Worten einfiel: „Denn seine Güte währet ewiglich." Dann ließ er die ganze Gemeinde sich entfernen, er selbst wollte sich den Soldaten überliefern, aber einige Geistliche führten ihn unerkannt mit sich hinweg. Wie ein Wunder erschien diese Rettung. Er flüchtete in die ägyptische Wüste, wo ihn die Mönche mit Freuden aufnahmen. Dort in der Einsamkeit verfaßte er mehrere Schriften zu seiner Vertheidigung, zur Warnung der Christenheit vor dem immer mächtiger werdenden Arianismus und zur Widerlegung der arianischen Lehre. Diese stand, äußerlich betrachtet, jetzt als die allein herrschende da: der kaiserliche Hof, das ganze Morgenland und ein beträchtlicher Theil des Abendlandes war ihr zugethan, sie war im Besitz der ersten Bischofsstühle und der Kirchen. Aber, wie so oft in der Geschichte, so war auch

hier der Triumph der Unwahrheit der Anfang des Gerichtes über sie. Nicht sowohl durch das direkte Bezeugen der Wahrheit, das zeigt die Geschichte aller Zeiten, werden die kräftigen Irrthümer überwunden, als vielmehr dadurch, daß ihnen Zeit und Raum gegeben wird, ihre verderlichen Konsequenzen zu entfalten und dadurch sich selbst zu widerlegen. Darum ist es ein Wort von so tiefer Weisheit: „Lasset's wachsen bis zur Ernte!"

Durch zwei Umstände vornemlich wurde der Sturz des kaum noch allgewaltigen Arianismus vorbereitet, durch die innerliche Spaltung der siegreichen Partei und durch einen Thronwechsel. Die entschiedenen Arianer traten mit ihrer Leugnung der Gottheit Christi, welche sie früher unter zweideutigen Formeln zu verstecken für gut gefunden hatten, nunmehr, da sie zur Herrschaft gelangt waren, offen hervor und verlangten die Annahme eines Bekenntnisses, in welchem der Sohn geradezu als dem Vater ungleich bezeichnet wurde. An ihrer Spitze stand Eunomius. Die Halben, welche ihnen bisher ihre Unterstützung geliehen hatten, erkannten nunmehr zu ihrem Schrecken, auf welches Ziel jene lossteuerten. So trennten sie sich von ihnen, indem sie zwar nicht die Wesensgleichheit aber doch die Aehnlichkeit des Sohnes mit dem Vater behaupteten, und es kam zwischen dieser Mittelpartei und den strengen Arianern zu lange dauernden Kämpfen, welche die Folge hatten, daß nicht wenige Halbarianer sich der nicenischen Lehre zuwandten, da ihnen nun die Augen über die Konsequenzen ihrer unentschiedenen Stellung aufgegangen waren.

Als nun 361 auf Konstantius, den Gönner der Arianer, der heidnische Julian folgte, so rief dieser, um die Uneinigkeit unter den Christen zu nähren, alle verbannten Bischöfe zurück, und auch Athanasius durfte den Bischofsstuhl zu Alexandrien wieder einnehmen. Nun ließ er es sich angelegen sein, jenen Semiarianern, welche sich der rechtgläubigen Lehre zugewendet hatten, die Vereinigung mit den Anhängern der letzteren zu erleichtern. Er hielt eine Synode, auf welcher er im Gegensatz gegen unverständige Eiferer jenen irrenden Brüdern mit großer Milde entgegen kam. So vereinigte dieser Mann, einem Paulus

ähnlich, zwei Eigenschaften, welche nach der gewöhnlichen Weltvorstellung unvereinbar sind, welchen aber in ihrer Verbindung mit einander nachzustreben unser aller Christenpflicht ist, unbeugsamen Eifer für die Wahrheit und echte Toleranz gegenüber von den Schwachen.

Ein solcher Charakter paßte nicht zu den Planen des Kaisers Julian. Als dieser erfuhr, welch weitgreifenden Einfluß Athanasius selbst auf die Heiden in Alexandrien ausübte, verbannte er ihn. Allein noch in demselben Jahre kam der Kaiser um, und Athanasius kehrte zum vierten Male nach Alexandrien zurück. Noch aber war für ihn die Reihe der Prüfungen nicht zu Ende. Im Morgenlande herrschte Valens, welcher als erklärter Freund der Arianer nicht nur gegen die Anhänger der nicenischen Lehre, sondern auch gegen die Halbarianer wüthete, dadurch aber nur erreichte, daß dieselben um so geneigter wurden, dem vollen Bekenntniß der Gottheit Christi sich zuzuwenden. Auch gegen Athanasius richtete sich der Zorn des Kaisers. 367 wurde er zum fünften Male verbannt und hielt sich vier Monate lang im Grabe seines Vaters verborgen. Seine Gemeinde aber, welche mit unerschütterlicher Treue ihm anhieng, verlangte seine Zurückberufung, und der Kaiser gewährte sie aus Furcht vor einer Empörung. So durfte der Vielgeprüfte die letzten Lebensjahre im Frieden zu Alexandrien zubringen, wo er 373 starb, ohne den Sieg der Sache zu erleben, in deren Dienst er so viel gearbeitet und geduldet.

Er hat schon manche ungünstige Urtheile über sich ergehen lassen müssen, man hat ihm Fanatismus und rechthaberischen Eigensinn vorgeworfen, und auch solche, die nicht umhin können, zu gestehen, daß er ein Mann aus einem Gusse sei, daß er von Anfang gewußt habe, was er gewollt, und gewollt habe, was er als das Rechte erkannt, daß er der treue Bannerträger und beste wissenschaftliche Begründer des nicenischen Bekenntnisses gewesen, — bezeichnen es als dunkeln Schatten, den seine Gestalt werfe, daß er fürs erste das fromme Gefühl mit dem dogmatischen Begriff verwechselt und eine Formel als Schibolet des wahren Glaubens aufgestellt habe, daß so durch seinen Ein-

fluß besonders die Religiosität zur Orthodoxie geworden sei; und daß ihm für's andere sein Dogma nicht als bloße Privatüberzeugung gegolten, sondern er seinen Glauben zum herrschenden in der Kirche habe machen wollen. So muß freilich derjenige urtheilen, der in der Religion keinen objektiven Wahrheitsgehalt, sondern nur ein so oder so bestimmtes Gefühl erblickt, oder für den wenigstens die Lehre von der Gottheit Christi nur eine todte Formel ist. Ein solcher wird, wie jenes Andachtsbuch aus der Blütezeit des Rationalismus, Gott danken, daß wir nicht mehr in der finstern Zeit leben, „da die Väter stritten über Logos homousios.“ Athanasius aber war sich bewußt, in seinem Glauben eine objektive Wahrheit zu haben, und die Wahrheit erhebt zu allen Zeiten und auf allen Gebieten den Anspruch auf allgemeine Anerkennung. Und zwar war ihm die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater keineswegs ein bloßer philosophischer Gedanke oder ein mit dem praktischen Christenleben in keinem Zusammenhang stehender Glaubenssatz. Vielmehr hängt ihm an derselben die ganze Wahrheit unserer Erlösung, denn, sagt er mit Recht, ein Geschöpf, das selbst vom Wesen Gottes verschieden wäre, könnte uns nimmermehr zur Vereinigung mit Gott führen.

Als Athanasius starb, war der von ihm so muthig vertheidigte Glaube an die Gottheit Christi im Abendlande fast allgemein angenommen, und auch im Morgenland mehrte sich die Zahl seiner geheimen Anhänger unter den Verfolgungen des Valens. Männer, durch Geist und Bildung ausgezeichnet und weithin im Morgenland im Ansehen stehend, ließen sich auch durch die kaiserliche Ungnade nicht hindern, in Schriften und persönlicher Wirksamkeit für denselben einzutreten. Es ist wohlthuend, in jener Zeit, da der Knechtssinn alle Stände durchdrungen hatte, gerade unter den Anhängern des nicenischen Glaubens nicht wenige zu finden, welche mit edlem Freimuth ihre Ueberzeugung verfochten. Hieher gehören unter der Regierung des Konstantius die beiden römischen Bischöfe Julius und Liberius, dann der alte Hosius von Korduba und Hilarius von Poitiers, in der Zeit des Valens aber besonders die drei großen

kappadocischen Kirchenlehrer. Zwei derselben, Basilius und dessen Bruder Gregor von Nyssa, sind uns ihrem Lebensgange nach schon bekannt. Der dritte war der Freund des Basilius, Gregor von Nazianz. Er ist einer von den in der alten Kirche nicht seltenen Männern, in deren Leben der segensreiche Einfluß einer gottseligen Mutter sich offenbart. Der Vater, welcher auch Gregor hieß, war kein Christ, sondern gehörte zu der Sekte der sogenannten Hypsistarier, welche ohne bestimmtes religiöses Bekenntniß ein höchstes Wesen verehrten, von welchem sie sich Vorstellungen machten, in denen Elemente jüdischen und persischen Gottesglaubens mit einander vermischt waren.

Seine Frau Nonna dagegen war eine fromme Christin und suchte ihren Mann durch ihren Wandel und fleißige Fürbitte für Christum zu gewinnen. Einst träumte dem Gregor, er singe die Psalmstelle: „Ich freue mich deß, daß mir geredet ist, daß wir werden ins Haus des Herrn gehen." Dies benützt Nonna und bestimmt ihn, mit ihr zur Kirche zu gehen. Was er dort hört, macht Eindruck auf ihn und nach kurzem Unterricht wird er 325 getauft, und schon drei Jahre darauf macht ihn das Vertrauen der Gemeinde zum Bischof. Als er zwei Jahre dies Amt begleitet hatte, wurde ihm der Sohn geboren, von dem wir zu reden haben, Gregor von Nazianz. In Cäsarea, Alexandrien und Athen erhielt derselbe seine Bildung. Wie er sich mit Basilius befreundete und auf dessen Aufforderung einige Jahre mit ihm in der Einsamkeit zubrachte, haben wir schon gehört. Er war dann 361 von seinem Vater gegen seinen Willen zum Presbyter geweiht worden und hatte denselben in seinem bischöflichen Amte unterstützt, auch zum Widerstand gegen die auf Förderung des Arianismus abzielenden Forderungen des Kaisers Valens ermuthigt. Im Jahre 374 war der Vater, beinahe 100 Jahre alt, gestorben. Bald folgte ihm Nonna im Tode nach. Sie war in die von ihrem Gemahl erbaute Kirche gegangen und kniete betend am Altar. Als sie die Worte sprach: sei mir gnädig mein König, Christus! wurde sie vom Tode überrascht. Gregor ehrte das Andenken dieser Mutter durch eine Reihe kleiner Gedichte, in deren einem es heißt:

„Weint, Sterbliche, ob eurer Sterblichkeit,
Doch wenn, wie Nonna, eines betend starb — dann wein' ich nicht."

Schon zuvor hatte Gregor seine beiden Geschwister verloren (sein Bruder Cäsarius war kaiserlicher Leibarzt gewesen); — bald darauf erhielt er die Nachricht vom Tode seines Freundes Basilius. So war er denn in sehr gedrückter Stimmung: „Ich habe den Basilius nicht mehr," schreibt er um jene Zeit, „ich habe den Cäsarius nicht mehr, meinen geistlichen und meinen leiblichen Bruder. Mein Vater und meine Mutter haben mich verlassen, kann ich mit David sagen. Mein Körper ist kränklich, das Alter kommt über mein Haupt, Geschäfte überhäufen mich, Freunde werden untreu, die Kirche ist ohne tüchtige Hirten. O, es gibt für mich nur eine Erlösung, den Tod." — Aber es war etwas anderes über ihn beschlossen, gerade jetzt sollte sich ihm ein größerer Wirkungskreis aufthun. Der Ruhm seiner Beredsamkeit, die Kunde von seiner Entschiedenheit gegenüber von dem Arianismus hatte sich weithin im Morgenlande verbreitet; so drang man in ihn, nach Konstantinopel zu kommen und dort die Leitung der sich neu sammelnden rechtgläubigen Gemeinde zu übernehmen. Nur ungern entschloß er sich. Seine Aufgabe war schwer, auch machte sein unscheinbares Aeußere anfänglich keinen günstigen Eindruck. Er wohnte zuerst in einem abgelegenen Gäßlein im Hause eines Verwandten, und in diesem Hause hielten die Anhänger der rechtgläubigen Lehre ihre ersten Versammlungen, da ihnen alle Kirchen der Hauptstadt entrissen waren, und es kam vor, daß, als sie dort zur Nachtzeit beisammen waren, der arianisch gesinnte Pöbel diesen Versammlungsort erstürmte und entheiligte, wobei Mönche und gemeine Weibspersonen die Hauptrolle spielten. Gregor entkam den Händen der Wüthenden, wurde aber am andern Morgen wegen Störung der nächtlichen Ruhe vor Gericht gefordert. Doch vertheidigte er sich mit Erfolg und erhielt daher den Ehrennamen des Bekenners.

Gregor erkannte wohl, daß durch die damals in Konstantinopel herrschende Sitte, über die Geheimnisse des Glaubens zu disputiren, nichts erreicht werde. Er wies daher seine Ge-

meinde auf den Weg, zu einer festen Ueberzeugung zu gelangen, welchen der Herr selbst empfohlen hat, wenn er spricht: „Wer da will Gottes Willen thun, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sei.“ Demgemäß ist es vor allem das praktische Christenthum, die Reinigung des eigenen Herzens, worauf Gregor dringt, namentlich gegenüber von den im Disputiren ihre Stärke suchenden Anhängern des Eunomius. „Das Unreine,“ sagt er, „kann das Reine nicht ohne Gefahr berühren, so wenig als das schwache Auge den Sonnenstrahl ertragen kann. Nicht so soll man sich mit den Geheimnissen des Glaubens beschäftigen, daß man mit witzelnden Antithesen über diese heiligen Gegenstände sich belustigt und von göttlichen Dingen in demselben Tone oberflächlicher Unterhaltung redet, wie von Pferden und Theater. Nicht vollkommene Erkenntniß des Göttlichen ist das Ziel dieses irdischen Lebens, sondern durch Heiligung zu der vollkommenen Anschauung im ewigen Leben fähig zu werden.“ So sind denn auch Gregors Predigten, wenn sie gleich die Dreieinigkeitslehre zum Hauptgegenstand haben, von praktischer Tendenz. Sie wurden hoch geschätzt. Am berühmtesten sind die fünf Predigten, in welchen er die Dreieinigkeitslehre gegen die Eunomianer vertheidigte und um welcher willen man ihm den Ehrennamen des Theologen beilegte. Ueber die ganze Kirche verbreitete sich sein Ruhm; der gelehrte Hieronymus reiste aus dem fernen Syrien herbei, um sich, obwohl schon fünfzig Jahre alt, als Schüler zu den Füßen Gregors zu setzen. Dabei fehlte es freilich nicht an Kämpfen nach außen, an Spaltungen auch in der eigenen Gemeinde. Aber durch Milde und Geduld überwand Gregor die Streitigkeiten. Die nicenische Lehre gewann immer mehr Boden in der Stadt. Inzwischen war der Freund der Arianer, Valens, im Kriege gegen die Gothen umgekommen, und der neue Kaiser Theodosius war ein Anhänger des Bekenntnisses von Nicäa. Als er am hl. Abend des Jahres 380 seinen Einzug in der Hauptstadt gehalten hatte, räumte er den Bekennern der Gottheit Christi die Kirchen der Stadt ein, und die Arianer mußten ihren Gottesdienst außerhalb der Mauern halten. In feierlichem Aufzug nahm Gregor Besitz von der

Hauptkirche, wobei aber die kaiserliche Leibwache ihn vor der Wuth der arianisch gesinnten Menge schützen mußte, welche in dem finster umwölkten Himmel ein Zeichen des göttlichen Zornes erblickte. Als jedoch in diesem Augenblick die Sonnenstrahlen das Wolkendunkel durchbrachen, so nahm man das allgemein als ein der Sache Gregors günstiges Zeichen. — Der Glaube an die Gottheit Christi war nun auch äußerlich siegreich, und als Denkmal dieses Sieges erbaute man an der Stelle jenes Hauses, in dem das Häuflein der Gläubigen sich versammelt hatte, eine prächtige Kirche, welche man Anastasia, d. h. Auferstehungskirche, nannte zum Andenken daran, daß der wahre Glaube, welcher so viele Jahre scheinbar todt gelegen, sich wieder aus seinem Grabe erhoben habe. Um aber diesen Glauben auch in aller Form zum allgemeinen Bekenntniß der Kirche zu machen, versammelte der Kaiser das zweite ökumenische Concil in Konstantinopel im Jahre 381, zu welchem sich 150 morgenländische Bischöfe zusammenfanden. Gregor führte, nachdem er feierlich zum Bischof von Konstantinopel geweiht worden, den Vorsitz, legte denselben aber, abgestoßen durch vorgekommene Streitigkeiten, bald wieder nieder und zog sich in sein Vaterland Kappadocien in die Einsamkeit zurück. Von dort aus suchte er durch zahlreiche Briefe für Herstellung des Friedens in der Kirche zu wirken, ebenso schrieb er zum Besten Einzelner viele Briefe, reich an Rath, Trost und Fürbitte. Auch Gedichte hat er hinterlassen, meist moralisirenden Inhalts, zur Lektüre der Jugend bestimmt. Immer mehr ergab er sich der Ascese und stiller Betrachtung, sein ganzes Leben war eine Vorbereitung auf den Tod, welcher nach schmerzhaften Leiden im Jahre 390 eintrat.

Auf dem Concil zu Konstantinopel, bei dessen Berathungen die Stimme des gelehrten Gregor von Nyssa von besonderem Gewicht war, wurde nun das Bekenntniß der Gottheit Christi, wie es die Synode zu Nicäa ausgesprochen, erneuert und zu demselben noch ein Beisatz gemacht, betreffend den hl. Geist. Vom Wesen desselben fanden sich in der Kirche verschiedene Vorstellungen. Die einen hielten ihn, wie Gregor von Nazianz sagt, für eine Wirkungsweise Gottes, andere für ein Geschöpf,

andere für Gott selbst, wieder andere scheuten sich eine bestimmte Meinung auszusprechen, da ja auch die Schrift sich darüber nicht deutlich erkläre. Die Arianer sahen in ihm nur ein Geschöpf, während Athanasius ausführte, daß in der Dreieinigkeit nichts sein könne, was nicht selbst göttlichen Wesens wäre. Das auf dem Koncil zu Konstantinopel angenommene Glaubensbekenntniß enthält nun die Bestimmung, daß der Geist sei Herr, lebendig machend, vom Vater ausgehend, mit dem Vater und Sohn zugleich angebetet und gepriesen.

Das so vervollständigte Glaubensbekenntniß gewann auch schnell und ohne erheblichen Widerspruch Eingang im ganzen Morgenland, während man im Abendland ohnehin schon längst die Lehre von der Gottheit Christi angenommen hatte, und mochten auch noch manche Theologen vorhanden sein, welche unter biblisch klingenden Ausdrücken halbarianische Ansichten verbargen, das Volk merkte das nicht und faßte jene Ausdrücke in einem Sinne, der mit der kirchlichen Dreieinigkeitslehre übereinstimmte. „Das Volk," schreibt Hilarius, „ist der Ansicht, daß der Glaube den Worten entspreche. Sie hören Christum Gott nennen und halten ihn nun auch wirklich dafür. Sie hören von einem Gottessohn und sind überzeugt, daß in der Gottessohnschaft auch die wahre Gottheit enthalten sei. Sie hören davon, daß er vor der Zeit sei, und verstehen unter Vorzeitlichkeit ein ewiges Sein. Geheiligter sind die Ohren des Volks als die Herzen der Priester."

Der arianische Streit ist jedoch nicht der einzige, durch welchen die Kirche des Morgenlandes während dieser Jahrhunderte beunruhigt wurde. War vielmehr die wahre Gottheit des Sohnes anerkannt, so ergab sich sogleich die weitere Frage, in welchem Verhältniß in der irdischen Erscheinung Christi dieses göttliche Element zu dem menschlichen stehe. So entstanden die Erörterungen über die Lehre von der Person Christi. Hiebei lagen zwei entgegengesetzte Abwege nahe: entweder konnte man in dem Bestreben, beide Naturen, die göttliche und menschliche, in recht enge Verbindung mit einander zu setzen und die Einheit der Persönlichkeit Jesu festzuhalten, sich dazu verleiten lassen,

die Wahrheit und Vollständigkeit der menschlichen Natur aufzugeben, oder aber man konnte, um jede der beiden Naturen unverkürzt zu ihrem Rechte kommen zu lassen, sie nur in ein äußerliches Verhältniß zu einander setzen und dadurch die Einheit des persönlichen Lebens Jesu beeinträchtigen. Zu dem ersten dieser Abwege war die oben geschilderte alexandrinische Richtung ihrem ganzen Charakter nach besonders versucht, während der zweite Abweg mit der Geistesart der antiochenischen Schule sich näher berührte.

Zuerst wurden diese Fragen angeregt durch den begeisterten Schüler des großen alexandrinischen Kirchenlehrers Origines, den Bischof Apollinaris von Laodicea. Indem er die von dem griechischen Philosophen Plato herrührende, von den Kirchenlehrern des Morgenlandes fast allgemein angenommene Eintheilung des menschlichen Wesens in Leib, Seele und Geist zu Grunde legte, stellte er die Behauptung auf, Jesus habe wohl einen menschlichen Leib und eine menschliche Seele gehabt, nicht aber einen menschlichen Geist, sondern an die Stelle des letzteren sei bei ihm das ewige Gotteswort getreten. Auf die bedenklichen Folgerungen, welche sich aus dieser Lehre ergeben, hat schon Athanasius treffend hingewiesen. Hatte Jesus keinen wahrhaft menschlichen Geist, ist bei ihm daher von einer geistigen Entwicklung nicht die Rede, so ist er nicht aller Dinge seinen Brüdern gleich geworden, er konnte daher auch nicht wahrhaft versucht werden und ist eben darum kein Vorbild für uns. Auch wäre beim Fehlen eines menschlichen Geisteslebens das Zunehmen Jesu an Weisheit, das Betrübtwerden bis in den Tod, welches die Schrift doch von ihm aussagt, nicht möglich.

Die Lehre des Apollinaris verursachte längere Zeit in der ganzen morgenländischen Kirche viele Spaltungen, allmählig aber wurde das Interesse an derselben durch andere tiefer gehende Kämpfe verdrängt. In der antiochenischen Kirche hatte sich nemlich, besonders durch Theodor von Mopsveste, die der apollinaristischen direkt entgegengesetzte Ansicht ausgebildet, daß Christus die menschliche Natur im Zustand ihrer Wandelbarkeit angenommen habe und auf dem Wege des Kampfes gegen

die Versuchung stufenweise zur Vergöttlichung auch seiner menschlichen Natur gelangt sei. So seien in Christo zwei Naturen, ja gewissermaßen zwei Personen vereinigt, ähnlich wie die Schrift von Mann und Frau sage, daß sie ein Leib seien, man müsse sich aber wohl hüten, daß man nicht Prädikate, welche die eine Natur angehen, auf die andere übertrage. Dies waren auch die Anschauungen des antiochenischen Presbyters Nestorius, welcher früher Mönch gewesen war und 428 auf den bischöflichen Stuhl von Konstantinopel erhoben wurde. Ein wohlmeinender, aber etwas beschränkter Mann, besaß er weder die Weite des geistigen Blicks, noch die Klugheit und Mäßigung, welche diese schwierige Stellung erforderte. In Konstantinopel war es gebräuchlich, die Maria als Gottesmutter zu bezeichnen. Vor diesem Ausdruck scheute sich, wie ein Zeitgenosse berichtet, Nestorius wie vor einem Gespenst, und ein Presbyter Anastasius, den er aus Antiochien mitgebracht hatte, rief in einer Predigt: „Niemand nenne die Maria Mutter Gottes, denn Gott kann von keinem Menschen geboren werden.“ Damit war unter die für theologische Streitigkeiten so empfängliche Bevölkerung der Hauptstadt der Apfel des Zankes geworfen. Es fehlte nicht an tumultuarischen Auftritten. Ein Prediger, der den Namen Gottesmutter angriff, wurde von einem Advokaten mitten in der Predigt unterbrochen. Dem Nestorius selbst vertrat, als er die Kanzel besteigen wollte, ein Mönch den Weg, weil ein Ketzer wie er nicht öffentlich lehren dürfe. Nestorius führte in seinen Predigten aus, Maria sei nur Mutter Christi, nicht Mutter Gottes zu nennen, denn nicht den Sohn Gottes habe sie geboren, sondern denjenigen, welcher nach seiner göttlichen Natur Gottes Sohn sei; die ewige Geburt des Gottessohnes und die zeitliche Geburt des Menschen Jesus sei wohl zu unterscheiden. Da ward er aber einmal von einem vornehmen Mann mit dem Rufe unterbrochen: „Nein, das ewige Wort Gottes selbst hat sich auch der zweiten Geburt unterzogen.“

Bald verbreitete sich der Streit über weitere Kreise. Bischof Cyrill von Alexandrien setzte in zwei Schreiben an die ihm untergebenen Geistlichen und Mönche aus einander, wie in der

Person Christi beide Naturen gänzlich mit einander vereinigt seien, so daß ihre Eigenthümlichkeiten ganz in einander übergehen. Darum sei es auch richtig zu sagen, Gott sei geboren, und die Maria Gottesmutter zu nennen. Der Gegensatz zwischen den beiden mächtigsten Bischöfen des Morgenlandes verschärfte sich immer mehr. Jeder derselben ließ es sich angelegen sein, den Bischof von Rom auf seine Seite zu bringen. Dies war dem schon im arianischen Streit hervorgetretenen Streben der römischen Bischöfe nach einer schiedsrichterlichen Stellung in der Christenheit natürlich sehr förderlich. Dem Cyrill gelang es, Cölestin von Rom für sich zu gewinnen. Auf den Synoden zu Alexandrien und Rom wurde die nestorianische Lehre verworfen, und als der Kaiser 434 das dritte ökumenische Koncil nach Ephesus berief, so wußte es Cyrill dahin zu bringen, daß Nestorius als Verfälscher der Lehre der Rechtgläubigkeit verdammt wurde. Zu diesem Erfolg trug wesentlich der Einfluß der Mönche bei. Durch einen Brief von Cyrill, welcher ihm in einem Rohre verborgen durch einen Bettler überbracht worden war, wurde der hochangesehene Abt Dalmatius in Konstantinopel in Bewegung gesetzt. Seit 48 Jahren hatte er seine Zelle nicht verlassen, jetzt meinte er durch eine himmlische Stimme berufen zu sein, zur Rettung der Kirche aufzutreten. An der Spitze einer Procession von Mönchen, welche Psalmen sangen und brennende Wachskerzen trugen, zog er vor den Palast und erwirkte vom Kaiser, der bis dahin dem Nestorius gewogen gewesen, eine der Sache Cyrills günstige Antwort. Der Einfluß der Schwester des Kaisers, Pulcheria, that das übrige, auch Bestechung vielvermögender Männer wurde nach der Sitte der Zeit als erlaubtes Mittel erachtet. Als vollends zwischen Cyrill und dem Bischof Johannes von Antiochien, dem Haupte der antiochenischen Partei ein Vergleich geschlossen wurde, zu dessen Bedingungen die Verdammung des Nestorius gehörte, so sah sich dieser auch von seinen Freunden verlassen. Des bischöflichen Amtes beraubt, sollte er nicht einmal in seinem Kloster bei Antiochien Ruhe finden. Er wurde auf eine Oase der libyschen Wüste verbannt. Herumziehende Beduinenhorden

nahmen ihn gefangen, ließen ihn aber aus Mitleid wieder frei. Weniger Erbarmen aber als die heidnischen Barbaren kannte der kaiserliche Präfekt. Derselbe ließ den schwachen Greis trotz zweimaligen flehentlichen Schreibens durch Soldaten von Ort zu Ort herumschleppen. Unter den Leiden seiner Verbannung schrieb Nestorius noch eine Geschichte seiner Erlebnisse, welcher er den Titel Tragödie gab. Im Jahr 440 starb er im Elende. Auch die wenigen seiner Freunde, welche ihm treu geblieben waren, wurden als Störer des Friedens der Reichskirche und als Widerspenstige gegen die kaiserlich festgesetzte Lehre verfolgt. So ward der ehrwürdige Bischof Alexander von Hierapolis aus seiner Gemeinde, die mit rührender Treue ihm anhieng, vertrieben. Eine allgemeine Trauer herrschte in der Stadt; die Bevölkerung verschloß die Kirchen, man mußte sie mit Gewalt öffnen. Aber die Verwendung der Gemeinde für ihren Bischof war vergebens; er habe sein Schicksal ganz nur seinem Eigensinn zuzuschreiben, lautete die Antwort. Aehnlich ergieng es dem Meletius von Mopsveste, und selbst der gelehrte Theodoret war wegen seines Zusammenhangs mit der antiochenischen Schule vielen Angriffen ausgesetzt. Da sie im römischen Reiche sich allenthalben verfolgt sahen, wandten sich die Anhänger der nestorianischen Lehre nach Persien und verbreiteten sich dort unter dem Namen „chaldäische Christen", und bis tief ins innere Asien, ja vielleicht bis Indien lassen sich ihre Spuren verfolgen.

In der römischen Reichskirche aber war die gewaltsam hergestellte Einigkeit von kurzer Dauer. Der Gegensatz der beiden Lehrweisen dauerte fort, und bald fand sich Veranlassung zur Erneuerung des Streits. In Alexandrien hatte nach dem Tode des Cyrill der ränkesüchtige Dioskur den bischöflichen Stuhl bestiegen, und in Konstantinopel hatte die Cyrillische Partei an den Mönchen und bei Hofe eine starke Stütze. Der Archimandrit Eutyches lehrte, die Behauptungen Cyrills noch übertreibend, so, daß von einer wahren Menschheit Jesu nicht mehr schien die Rede sein zu können. Es wurde auf einer Kirchenversammlung zu Konstantinopel, wo der dortige Bischof Flavian den Vorsitz führte, gegen ihn geklagt; er aber erschien in der

Mitte von Mönchen, Soldaten und hohen Staatsbeamten, und der Kaiser richtete ein sehr ungnädiges Schreiben an die Versammlung, indem er befahl, daß ein hoher Beamter, Florentius, derselben beiwohne, „weil es sich vom Glauben handle". Die Synode selbst nahm dieses für sie so demüthigende Schreiben mit Beifallsbezeugungen auf, ja so sehr fehlte es ihr an dem Bewußtsein kirchlicher Selbständigkeit, daß sie dem Kaiser den Titel eines Hohenpriesters beilegte, indem sie in ein Hoch auf denselben einstimmte mit den Worten: „Viele Jahre lebe der Hohepriesterkönig!" Dennoch setzte die Synode den Eutyches ab. Dieser aber beruhigte sich dabei nicht, sondern veranlaßte den Kaiser, auf das Jahr 449 ein allgemeines Koncil nach Ephesus zu berufen, um die Sache zu entscheiden. In dem kaiserlichen Ausschreiben wurde die alexandrinische Partei auf jede Weise begünstigt und Dioskur zum Vorsitzenden des Koncils bestimmt. Auch bei den Verhandlungen wurde alles gethan, um die Gegenpartei zu unterdrücken. Die Aegypter hatten zelotische Mönche mitgebracht, welche jeden in Stücke zu zerreißen drohten, der von zwei Naturen in Christo rede, und neben ihnen waren Soldaten im Berathungslokal aufgestellt, um diejenigen einzuschüchtern, welche eine andere als die vom Kaiser begünstigte Ansicht hatten. Hiedurch ließen sich viele der anwesenden Bischöfe erschrecken und stimmten den Anträgen des Dioskur bei. So wurde denn Flavian von Konstantinopel, Theodoret und andere angesehene Bischöfe des Morgenlandes ihres Amtes entsetzt. Durch Gewaltthat auf der einen, Charakterlosigkeit auf der andern Seite war die Partei des Dioskur zur allein herrschenden in der morgenländischen Kirche geworden. Wie aber in den arianischen Kämpfen die im Morgenlande unterdrückte rechtgläubige Lehre an der abendländischen, besonders der römischen Kirche einen starken Halt gefunden hatte, so gieng es jetzt wiederum.

Auf dem römischen Bischofsstuhle saß seit 440 Leo I., der Große genannt, ein schon vor seiner Erhebung zum Bischof in der ganzen Christenheit hoch angesehener Mann. Er hatte durch Bekämpfung verschiedener Irrlehren und kräftiges Einschreiten

gegen Mißbräuche die Ordnung in der römischen Kirche mit starker Hand hergestellt; zugleich aber war er erfüllt von dem Gedanken, daß dem römischen Bischof als dem Nachfolger des Apostelfürsten Petrus ein Vorrang vor allen anderen Bischöfen gebühre. Dieser Grundgedanke des Papstthums findet sich bei ihm zuerst mit aller Entschiedenheit ausgesprochen, und die kirchlichen Wirren des Morgenlandes gaben ihm bald Gelegenheit, seine Ansprüche zur Geltung zu bringen. Sowohl Eutyches als Flavian hatten sich an Leo gewendet. Er stellte sich auf die Seite Flavians und legte demselben in einem Briefe vom 17. Januar 449 seine Auffassung der Lehre von der Person Christi klar und bündig dar, indem er beides, die Einheit der Person und die Zweiheit der Naturen, festhielt. Diesen Brief gab Leo auch seinen Legaten mit, die er zu dem Koncil nach Ephesus entsandte. Sie sollten ihn dort vorlesen als eine Entscheidung der obwaltenden Streitigkeiten. Aber der Vorsitzende Dioskur hintertrieb das, und als diese römischen Legaten muthig für Flavian eintraten, so waren sie ihres Lebens nicht mehr sicher. Auf Umwegen entkamen sie und brachten Leo die Kunde von dem Vorgefallenen. Dieser wandte sich in einem Schreiben an den Kaiser, worin er sich über das unwürdige und ungesetzliche Verfahren der Synode zu Ephesus beklagt und ihr den Namen Räubersynode beilegt, welcher ihr seitdem in der Kirchengeschichte geblieben ist. Ein Thronwechsel in Konstantinopel verschaffte den Vorstellungen Leo's Gehör. Der neue Kaiser Marcian schrieb eine allgemeine Kirchenversammlung aus, welche 451 zu Chalcedon abgehalten wurde. Hier wurden die Beschlüsse der Räubersynode aufgehoben, und die Lehre von der Person Christi endgiltig in der Gestalt festgesetzt, wie sie Leo in seinem Briefe an Flavian ausgesprochen hatte. Es wurde bestimmt, der eine und selbe Christus werde erkannt in zwei Naturen, welche unvermischt und unverwandelt, aber auch ungetrennt mit einander verbunden seien. Die Anhänger der Eutychianischen Lehre aber wurden fortan mit dem Ketzernamen der Monophysiten gebrandmarkt. Aber bis ins sechste Jahrhundert hinein erregten sie bald da, bald dort im Morgen-

lande Spaltungen, wobei meist Mönche an der Spitze standen; und als 476 der Usurpator Basiliscus sich des kaiserlichen Thrones bemächtigt hatte, begünstigte er die Monophysiten, um an ihnen eine Stütze zu haben. Als der rechtmäßige Kaiser Zeno wieder zur Herrschaft gelangt war, suchte er durch eine Vereinigungsformel dem Hader zu steuern, aber vergebens. Die Zertrennung wurde nur noch ärger. Auch die Glaubensedikte des mächtigen Justinian waren wirkungslos. Schließlich trennten sich die Monophysiten von der Reichskirche und bildeten unter besonderen Patriarchen in Aegypten, Armenien und Mesopotamien eigene Landeskirchen, welche aber in ihrer Isolirung mehr und mehr geistig erstarrten.

Erstarrung war überhaupt das Loos, welchem die morgenländische Kirche in immer steigendem Maße verfiel. Sie hatte in einer nicht zu unterschätzenden Gedankenarbeit für genauere Feststellung der christlichen Lehre Wesentliches geleistet. Weil aber dieses Denken mit dem Leben in zu wenig Zusammenhang stand, so läuft die morgenländische Lehrentwicklung schließlich in unfruchtbares Gezänke aus, die Kirche des Orients erweist sich unfähig zur Erneuerung des Volkslebens und wird nach einem gerechten Gottesgericht dem Zertreten preisgegeben. Die Zeit war nicht ferne, da der siegreich vordringende Muhammedanismus gerade an den Stätten, an welche sich die ältesten Erinnerungen der christlichen Kirche knüpften, den Halbmond des falschen Propheten aufrichtete, so daß das Christenthum im Morgenlande fernerhin nur ein kümmerliches Dasein hatte. Die lebenskräftigen Keime dagegen, aus denen heraus die weitere Entfaltung der kirchlichen Lehre geschehen ist, müssen wir im Abendlande suchen. Dort ist es der große Augustin, an welchen, wie er den gesammten Ertrag der wissenschaftlichen Arbeit sowohl der alten griechisch-römischen Philosophie als der Kirchenlehrer vor ihm in seinem reichen Geiste zusammenfaßte, alle Fäden der weiteren Lehrentwicklung anknüpfen, so daß er auf Jahrhunderte hinaus dem kirchlichen Denken sein Gepräge aufgedrückt hat. Vergegenwärtigen wir uns zunächst den äußeren Lebensgang dieses merkwürdigen Mannes!

In Nordafrika, das der Kirche im zweiten Jahrhundert einen Tertullian, im dritten einen Cyprian gegeben hatte, wurde um die Mitte des vierten (354) zu Tagaste in der Provinz Numidien Aurelius Augustinus geboren. Sein Vater Patricius war ein Heide, der erst kurz vor seinem frühen Tode durch die Sanftmut seiner Gattin Monika zur Annahme des Christenthums bewogen ward. Auch ihren Sohn durch Gebet und liebreiche Ermahnungen zu einem Jünger Christi zu erziehen, war das höchste Anliegen der frommen Mutter. Wie sehr aber Augustin durch seinen Leichtsinn und seinen mit glühender Sinnlichkeit verbundenen Ehrgeiz ihr diese Aufgabe erschwerte, das erfahren wir aus seinen „Bekenntnissen", in welchen er mit unerbittlichem Ernste zu Gericht sitzt über die Verirrungen seiner eigenen Kindheit und Jugend, aber auch über die verkehrte, den Ehrgeiz stachelnde und beim Jagen nach eitlem Schein die sittliche Bildung vernachlässigende Erziehungsweise seiner Zeit. Wenig Geschmack fand er auf der Schule zu Madaura an Grammatik und Mathematik, dagegen zogen ihn die Klassiker, insbesondere Virgil an. Auf der hohen Schule zu Karthago machte er zwar vermöge seiner glänzenden Begabung große Fortschritte in den Wissenschaften, gab sich aber, durch schlechte Gesellschaft verleitet, Ausschweifungen aller Art hin. Doch konnte das Streben nach Höherem in seiner Seele nicht ganz unterdrückt werden. An den Schriften Cicero's erwachte sein Verlangen nach Wahrheit, und die Eindrücke seiner Kindheit zogen ihn zu Christo und zur hl. Schrift. Aber der einfache Schriftsinn konnte seiner glühenden Phantasie nicht behagen. Darum wandte er sich den Geheimlehren der manichäischen Sekte zu. Als er sich aber hier nach neunjährigem Harren in seiner Hoffnung auf tiefere Erkenntnisse getäuscht sah, begann er an aller Wahrheit zu verzweifeln. Inzwischen war er in seiner Vaterstadt als Lehrer der Beredsamkeit aufgetreten, von da hatte ihn sein Ehrgeiz nach Karthago und den Bitten seiner Mutter zum Trotz weiter nach Rom getrieben. Ein neuer Stern war seiner wahrheitsuchenden Seele in der neuplatonischen Philosophie aufgegangen, mit der er um jene Zeit bekannt wurde. Aber auch

sie gewährte keine dauernde Befriedigung. Dazu kamen Widerwärtigkeiten des äußeren Lebens: in Rom fand er keine Stellung und hatte eine schwere Krankheit durchzumachen. In ernster Stimmung folgte er einem Rufe als Lehrer der Beredsamkeit nach Mailand. Eine Zeit schwerer innerer Kämpfe brach für ihn an. Aber die Bekanntschaft mit dem edlen Erzbischof Ambrosius bahnte ihm den Weg zum Lichte. Anfänglich war es nur die imponirende Würde und die Beredsamkeit dieses Mannes, was ihn anzog. Mit der Zeit machte auch der Inhalt seiner Worte Eindruck auf ihn. Nun beginnt er neben den platonischen Schriften die Bibel zu lesen, namentlich die paulinischen Briefe; und er las jetzt mit Heilsbegierde und suchte in der Schrift nicht mehr bloß Antwort auf die Fragen seines Verstandes, sondern Frieden für seine Seele. Aber die Sünde in den Gliedern war noch übermächtig. Unter heißem Ringen mußte er die Wahrheit von Röm. 7 an sich erfahren, und die Klage: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?" bezeichnet aufs sprechendste seine damalige Stimmung. Eines Tages hört er von einigen Beamten, welche alle Ehre und Herrlichkeit der Welt dahinten gelassen, um Christo zu dienen. In höchster Aufregung ruft er seinem Freunde Alypius zu: „O Freund, wie unglücklich sind wir! Ungelehrte stehen auf und reißen das Himmelreich an sich, und wir mit aller unserer Gelehrsamkeit wälzen uns in der Sünde herum!" Dann eilt er in den Garten, die gewaltige Bewegung seines Inneren bricht sich Bahn in einem Thränenstrom und einem brünstigen Gebet um Rettung. Da vernimmt er aus einem benachbarten Hause eine Stimme wie die eines spielenden Kindes, welche die Worte sprach: „Nimm und lies, nimm und lies!" Er wird aufmerksam, die Thränen stocken, eine Abschrift der paulinischen Briefe wird aufgeschlagen, und das Wort, auf welches sein erster Blick fällt, ist Röm. 13, 13. f.: „Ziehet an den Herrn Jesum Christum und wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde." Dies Wort war entscheidend. Der verlorene Sohn war wieder gefunden, die Mutter, welche ihm nach Mailand gefolgt war, jubelte bei der fröhlichen

Botschaft. Sie sah jetzt erfüllt, was einst ein Bischof, dem sie ihren Schmerz über ihres Sohnes Verirrungen klagte, ihr zum Troste gesagt hatte: „Es ist nicht möglich, daß ein Sohn solcher Thränen verloren gehe.“ — Zu Ostern 387 wurde Augustin von Ambrosius getauft, zugleich mit seinem Sohne Adeodatus. Dann kehrte er nach Rom und von da, nachdem vor der Abreise seine Mutter gestorben war, in seine Vaterstadt zurück, wo er in stiller Zurückgezogenheit in einem Kreise gleichgesinnter Freunde lebte, mit ernsten Studien beschäftigt, bis er in Hippo (jetzt Bona) 391 zum Presbyter, 396 zum Bischof gewählt wurde. Hier wartete er nicht nur seines Amtes mit aller Treue, sondern übte auch durch seine zahlreichen Schriften auf die ganze abendländische Kirche den mächtigsten Einfluß aus. So steht er da an der Grenze der alten Zeit einem gewaltigen Berggipfel gleich, der noch von den Strahlen der scheidenden Sonne beschienen ist, während über die Gegend umher schon die Schatten der Nacht sich lagern. Ja, ehe die Sonne des Christenthums untergieng über der römischen Welt, sollte am Leben dieses Mannes noch recht offenbar werden, wie wenig alle Weisheit des Alterthums im Stande war, die tiefsten Bedürfnisse eines Menschenherzens zu befriedigen, und wie andererseits das Evangelium von Jesu Christo eine Kraft Gottes sei, auch inmitten dieser dem Untergang verfallenen Welt selig zu machen alle, die daran glauben. Die Sonne gieng unter, als die Nacht der Völkerwanderung hereinbrach, aber nur, um wieder aufzugehen über einer neuen Welt, der germanischen. Und als am 28. August 430 der große Kirchenvater des Abendlandes zu Hippo starb, da lagerten vor den Mauern dieser Stadt die Repräsentanten dieser germanischen Welt, die Vandalen, welche bereits den größten Theil von Nordafrika erobert hatten.

Die hohe Bedeutung Augustins liegt darin, daß er einerseits die geistige Bewegung der alten Kirche zum Abschluß brachte, andererseits die Samenkörner ausstreute, aus welchen neue, bis in unsere Tage reichende Entwicklungen des kirchlichen Denkens und Lebens hervorgiengen. In ersterer Hinsicht ist es sowohl die apologetische Thätigkeit der ersten Jahrhunderte, als

die dogmenbildende der darauf folgenden Zeit, die in Augustin ihre Vollendung erreicht.

Sein apologetisches Hauptwerk, dem an Großartigkeit der Konception wie an Reichhaltigkeit der Ausführung keine andere apologetische Leistung aus irgend einer Zeit an die Seite gestellt werden kann, sind die 22 Bücher vom Gottesstaat (de civitate Dei), der Abschluß der apologetischen Literatur der alten Kirche. Der Inhalt desselben hängt aufs engste mit der Zeitlage zusammen, unter welcher es ans Licht trat. Immer unwiderstehlicher drangen die nördlichen Barbaren in das Römerreich ein, ja 410 war die Königin der Welt, das stolze Rom, von den Gothen unter Alarich erobert und verheert worden. Bei solcher Noth der Zeit wurden der Stimmen immer mehrere, welche die Schuld an dem Verfall des Reiches auf den Abfall vom alten Götterglauben und auf das Emporkommen des Christenthums schoben. Da führt nun Augustin, an die Eroberung Roms anknüpfend, in dem genannten Werke aus, daß ebenso furchtbare Heimsuchungen über die Welt gekommen seien, lange ehe es ein Christenthum gab. Ja dieses habe das Schreckliche gemildert, indem die Barbaren aus Ehrfurcht vor dem Christengotte wenigstens die in die Heiligthümer Geflüchteten verschont haben. Aeußere Unglücksfälle seien ja an sich weder gut noch böse, alles komme vielmehr darauf an, wie man sich zu ihnen stelle. Daher könne für die Christen auch die Noth der Gegenwart zu einer Quelle des Segens werden, für die Heiden aber sei sie ein Uebel nur durch deren eigene Schuld, sofern sie, selbst als die Gottesgerichte hereingebrochen waren, von der gewohnten Leichtfertigkeit nicht ließen. Sofort aber begibt sich Augustin auf einen höheren Standpunkt, um, indem er die ganze religiöse und politische Entwicklung des Römerthums vor den Richtstuhl der Geschichte stellt, den Nachweis zu führen, daß dasselbe durch sich selbst zu Grunde gegangen sei. Durch die unsittlichen Kulte und die in den Schauspielen mit schamloser Frechheit dargestellten Schandthaten der Götter wurden die Sitten vergiftet. So fehlte dem römischen Staat von Anfang an die sittliche Grundlage, Selbstsucht war der innerste Charakter des Römerthums.

Allerdings wurde in der älteren Zeit diese Unsittlichkeit, nicht zwar durch Liebe zur Gerechtigkeit, aber durch die Furcht vor den äußeren Feinden zurückgehalten, als jedoch durch Karthagos Zerstörung diese Furcht beseitigt war, da gieng es mit den Sitten der Vorfahren mit der Schnelligkeit eines Gießbaches abwärts. Ein solches Staatswesen, dem aller sittliche Gehalt fehlt, ist es nun aber gerade, was viele wünschen. Man meint, Augustin wolle das Staatsideal des heutigen Liberalismus zeichnen, wenn er fortfährt: „Das Hauptabsehen ist, daß der Wohlstand und Lebensgenuß in stetem Wachsen begriffen sei, daß die Proletarier genug zu essen haben und die Reichen ihren Luxus entfalten können. Um die Sittlichkeit hat sich die Regierung nichts zu kümmern, nur was Anderen äußeren Schaden bringt, ist als Verbrechen zu bestrafen, im übrigen mag jeder mit seinem Eigenthum oder auch mit anderen Menschen, soferne sie einwilligen, thun was ihm beliebt. Für Häuser der Unzucht und Volksbelustigungen aller Art ist von staatswegen zu sorgen, und wem diese Art von Glückseligkeit mißfällt, der gelte für einen Reichsfeind; wer diese Zustände zu ändern versucht, dem verschließe das freie Volk seine Ohren, nieder mit ihm!" So wenig nun die Götter — dies ist der weitere Gedankengang — diesem Sittenverderben Einhalt thaten, so wenig vermochten sie, wie die römische Geschichte zeigt, äußeres Unglück von ihren Verehrern abzuwenden. Für solch sittliches und äußeres Elend aber bietet der bloße Umfang des Reiches keinen Ersatz, denn wenn einem Reiche Gerechtigkeit fehlt, steht es mit einer Räuberbande auf gleicher Linie. So war es bei allen heidnischen Reichen, von dem ersten, dem des Ninus, an. Aber selbst das Wachsthum der Reiche und das äußere Wohlergehen kann, wie ausführlich nachgewiesen wird, weder von den vielen Göttern der Volksreligion, noch von der Weltseele einer pantheistischen Philosophie, noch von einem unabänderlichen Schicksal hergeleitet werden, es stammt vielmehr von dem einen lebendigen Gott. Er ist es, welcher die natürliche Tüchtigkeit der alten Römer, welche, obgleich im Dienste der Ruhmbegierde stehend, doch zur Bezähmung der Sinnlichkeit diente, mit irdi-

scher Größe belohnte. Wenn aber die heidnischen Götter das Irdische nicht geben können, so noch weniger das Ewige. Auch die philosophische Allegorisirung des Götterglaubens und der von dem Neuplatonismus gezeigte Weg der Reinigung der Seele durch Magie einerseits, durch Philosophie andererseits führt nicht zu wahrer innerer Glückseligkeit, sondern nur die Gnade Gottes in Christo. Und nun tritt Augustin von einem noch höheren Standpunkte aus einen dritten Gang an. Das Römerthum nach seiner politischen und religiösen Seite erweitert sich ihm zum Begriff des Weltstaates, welcher dem Gottesstaat gegenübersteht. Die Entwicklung beider bildet den Inhalt der ganzen Menschengeschichte. In Kain und Abel offenbart sich zuerst ihr Gegensatz und der Haß des Weltstaates gegen den Gottesstaat. Die Entwicklung beider läuft einander parallel und vollzieht sich in sechs Zeiträumen, welche den sechs Altersstufen des Menschen, zugleich aber auch den sechs Schöpfungstagen entsprechen in der Weise, daß die früheren Stufen immer als Typen der späteren erscheinen. Wie aber in der Geschichte des Gottesstaates die vorchristliche und die christliche Zeit die beiden Hauptentwicklungsstufen bilden, so auf Seiten des Weltstaates Babylon und Rom. So lange dieses irdische Dasein dauert, sind beide Staaten in einander verflochten, daher unterwirft sich der Christ den Ordnungen des Weltstaates, sofern nur die Anbetung des einen Gottes dadurch nicht beeinträchtigt wird, und nimmt Theil an den Gütern dieses Lebens, aber so, daß er sie zu seiner ewigen Bestimmung in Beziehung setzt. Jenes Verflochtensein beider Staaten aber nimmt ein Ende durch das jüngste Gericht, durch welches beide in ewigem Geschiedensein einander gegenüber gestellt werden. Die Bürger des Gottesstaats gelangen nun zum ewigen Leben. Ihr Thun besteht im Schauen Gottes. Dann ist Gott alles in allem und nach den sechs Werktagen seiner Entwicklungszeit ist für den Staat Gottes der ewige Sabbath angebrochen. „Da ruhen wir und schauen, schauen und lieben, lieben und loben. Siehe, so wirds an dem Ende sein, welches kein Ende nimmt. Denn was

ist sonst unser Ende (Ziel), als zu dem Reiche zu gelangen, welches ohne Ende ist?"

So weiß Augustin der dem Gerichte verfallenen alten Welt mit erschütternder Wahrheit nachzuweisen, wie der Herr selbst in der Geschichte die herrlichste Apologie des Christenthums gibt. Wie er hiedurch der apologetischen Thätigkeit der alten Kirche die Krone aufgesetzt hat, so hat er auch die dogmatische Thätigkeit der griechischen Kirche vor ihm zum Abschlusse gebracht. Dieselbe bezog sich, wie wir wissen, hauptsächlich auf die Lehren von der Dreieinigkeit und von der Person Christi. Der ersteren Lehre sind Augustins 15 Bücher „von der Dreieinigkeit" gewidmet. Er glaubt, da der Mensch nach Gottes Ebenbild geschaffen ist, müsse man vom geistigen Wesen des Menschen ausgehen, um die Geheimnisse der Gottheit zu erkennen. Zwei Vorgänge des menschlichen Seelenlebens sind es, an welche sich seine Betrachtung anknüpft, das Denken und die Liebe. Wie beim Denken drei Momente in Wechselwirkung mit einander stehen, Gedächtniß, Verstand und Wille, und alle drei doch nur ein Geisteswesen ausmachen, so verhält es sich mit der göttlichen Dreieinigkeit, in welcher der Vater dem Gedächtniß, der Sohn dem Verstand, der hl. Geist dem Willen entspricht; und wie bei der Liebe immer zwei Personen zu unterscheiden sind, der Liebende und der Geliebte, wozu als Drittes das Band zwischen beiden, die Liebe selbst, tritt, so muß, wenn Gott die Liebe sein soll, auch in seinem Wesen von Ewigkeit her dem liebenden Vater der geliebte Sohn zur Seite gestanden, und beide muß der Geist verbunden haben. Wenn auch durch diese Darstellung die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit nicht aufhört ein Geheimniß zu sein, so ist doch sicherlich der von Augustin gemachte Versuch, die Analogie des menschlichen Personlebens zur Veranschaulichung der Tiefen der Gottheit zu verwenden, ebenso schriftgemäß als fruchtbar.

Das zweite Problem, an dessen Lösung sich das Denken der morgenländischen Kirche seit dem vierten Jahrhundert abmühte, war, wie wir gesehen haben, die Frage nach dem Verhältniß der beiden Naturen in der Person Christi. Wir erinnern uns,

daß die Lösung dieser Frage durch das Concil zu Chalcedon 451 erfolgte, daß aber die dort gegebene, zwischen den Extremen des Nestorianismus und Monophysitismus vermittelnde Entscheidung auf den Ausführungen des von Leo dem Großen an Flavian geschriebenen Briefes beruhte. Nun ist es aber in hohem Grade wahrscheinlich, daß Leo in diesem Briefe nur die Gedanken aussprach, welche er selbst aus Augustins Schriften geschöpft hatte. So ist also dieser große Kirchenvater des Abendlandes bei der wichtigen, so lange dauernde Kämpfe in der morgenländischen Kirche abschließenden Lehrentscheidung mittelbar sehr wesentlich betheiligt.

Haben wir bisher Augustins Bedeutung hauptsächlich im Verhältniß zu der hinter ihm liegenden Periode der kirchlichen Entwicklung ins Auge gefaßt, so ist es von noch höherem Interesse, sich zu vergegenwärtigen, wie in ihm die Keime dessen gegeben sind, was sich in den folgenden Jahrhunderten weiter entfaltet hat. Nur kurz wollen wir hiebei darauf hinweisen, daß die Sprache und der Stil unseres Kirchenvaters nicht nur auf die ganze kirchliche Schreibweise des Mittelalters bestimmend eingewirkt hat, sondern daß auch in dem modernen Stil der romanischen Völker, besonders der Franzosen, die Einflüsse der augustinischen Darstellungsweise sich aufzeigen lassen. Wichtiger ist uns, daß auch der Inhalt seiner Schriften bis in die Gegenwart fortwirkt. Die morgenländische Kirche hatte sich, wie wir sahen, hauptsächlich mit der objektiven, auf das göttliche Wesen bezüglichen Seite der christlichen Wahrheit beschäftigt, während diejenigen Wahrheiten, welche sich auf das Wesen des Menschen, auf Sünde und Gnade beziehen, wenig entwickelt worden waren. Die griechischen Väter blieben in dieser Hinsicht ziemlich auf der Oberfläche. Im Gegensatz gegen gnostische Ansichten, nach welchen ein Theil der Menschen schon durch seine Natur des Heils theilhaftig sein sollte, hoben sie mit Nachdruck hervor, daß das Heil jedes einzelnen von seiner eigenen Willensentscheidung abhänge, wenn sie damit auch die Nothwendigkeit des göttlichen Beistandes nicht leugnen wollten. Wie wenig sie dabei den Voll- und Tiefsinn der Schrift, insonderheit der

paulinischen Briefe erreichten, zeigt sich z. B. darin, daß einer derselben zu den Worten Röm. 8, 28.: „Die nach dem Vorsatz (Gottes) berufen sind" die Bemerkung machen kann: „Da siehst du, dein Vorsatz, wenn er ernstlich ist, macht dich zum Berufenen." Daneben hatte sich aber gleichfalls vom Morgenlande aus eine entgegengesetzte Verirrung verbreitet. Die Manichäer, zu welchen, wie wir oben sahen, Augustin selbst neun Jahre lang gehört hat, stammten aus Persien, wo Mani, der Stifter der Sekte, um 275 eines gewaltsamen Todes gestorben sein soll. Ihre Lehre ist ein phantastisches Gemenge von christlichen Wahrheiten, persischem Dualismus und pantheistischen Ideen. Dem Lichtreiche Gottes steht nach ihrer Ansicht ein Reich der Finsterniß von Ewigkeit her gegenüber. Dasselbe hat einen Theil des Lichtes an sich gerissen. Dadurch entstand die sichtbare Welt, in welcher Gutes und Böses gemischt ist. Insbesondere gehört das Körperleben zum Reiche der Finsterniß, daher wird Abtödtung des Leibes durch strenge Askese gefordert. Um das in der Gefangenschaft der Finsterniß leidende Licht zu erlösen, erschien der Sonnengott Christus in einem Scheinleibe und zieht seit seiner Rückkehr aus demselben alle Lichtelemente zu sich. Wenn diese Befreiung des Lichts vollendet ist, so wird die finstere Materie vernichtet werden. Die Lehre übte durch die strenge Askese, die sich mit ihr verband, wie durch den Reiz des Geheimnisses, mit dem sie sich zu umgeben wußte, eine große Anziehungskraft auf suchende Gemüther aus, und obwohl sie schon um ihres persischen Ursprungs willen von den Kaisern verfolgt wurde, hat sie sich doch bis ins sechste Jahrhundert erhalten, und durch das ganze Mittelalter hindurch traten an den verschiedensten Orten und unter den manchfaltigsten Gestalten manichäische Richtungen hervor.

Diesen beiden Abweichungen gegenüber die gesunde christliche Lehre ans Licht zu stellen war Augustin durch seine eigenen Lebenserfahrungen vor andern berufen. In seinen früheren Schriften wendet er sich hauptsächlich gegen die Manichäer, indem er hervorhebt, daß das Böse nichts Ursprüngliches sei, nicht auf Naturnothwendigkeit, sondern auf dem freien Willen beruhe.

Dabei war er aber weit entfernt, diesem freien Willen in der Weise der griechischen Väter auch die Fähigkeit zuzuschreiben, selbst die Erlösung sich zuzueignen. War doch im Abendlande von jeher, so z. B. von Tertullian, die menschliche Sünde als eine anererbte mehr betont, die Erlösung nicht hauptsächlich als Mittheilung höherer Erkenntniß, sondern vielmehr als Befreiung des Willens durch die Macht der göttlichen Gnade gefaßt, und Augustin insbesondere durch seinen Lebensgang auf diese Seite der christlichen Wahrheit hingewiesen worden. So hob er denn namentlich in seinen Bekenntnissen (Confessiones) hervor, wie die freie Gnade Gottes seine sittliche Umwandlung vollbracht habe. Da betet er: „Mein Gott, verleihe mir, was du mir gebietest, und gebiete mir, was du willst.“ An diesen Worten nahm der britische Mönch Pelagius, der sich in Rom aufhielt, schweren Anstoß, da in denselben alle Freiheit des Willens geleugnet sei. Ein sittenstrenger Mann, der auf die Erfüllung der Gebote das größte Gewicht legte, machte er mit seinem Freunde Cölestius geltend, der Sündenfall Adams habe nur ihm selbst geschadet, der Mensch werde noch jetzt im Stande der Unschuld geboren und nur durch das böse Beispiel zur Sünde verleitet, es könne daher auch Menschen geben, welche nicht sündigen. So bedürfen wir, um zur Vollkommenheit zu gelangen, keines übernatürlichen Gnadenbeistandes, sondern nur der Lehre und des Vorbildes Christi. Wegen dieser Lehre wurde Cölestius in Karthago aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, deßgleichen wurde die Lehre des Pelagius, der sich nach Palästina gewendet hatte, hauptsächlich durch Augustins Einfluß wiederholt verworfen, ein Urtheil, welches die ökumenische Synode zu Ephesus 431 bestätigte. Im Gegensatz gegen die pelagianische Lehre hat Augustin seine Ueberzeugung in zahlreichen Schriften entwickelt. Durch den Sündenfall ist ihm Adam und in demselben alle seine Nachkommen aus der Gemeinschaft mit Gott und darum in den geistigen, leiblichen und ewigen Tod gefallen, so daß die ganze Menschheit eine Verderbensmasse ist. Dieses Verderben, das sich besonders in der fleischlichen Begierde zeigt, pflanzt sich mittelst der Zeugung auf jeden einzelnen fort, und keiner kann

sich selbst davon befreien, da die Freiheit des Willens durch die Sünde verloren gegangen ist. Nur die Gnade Gottes kann uns aus diesem Zustand erlösen, indem sie vermittelst der kirchlichen Gnadenmittel ein neues Leben in uns schafft. Diese Mittheilung der Gerechtigkeit nennt Augustin Rechtfertigung. Dies thut die Gnade jedoch nicht an allen, sondern nur an den Erwählten oder Prädestinirten, während die göttliche Gerechtigkeit die übrigen ihrem Verderben überläßt. — Obwohl diese Lehre Augustins kirchliche Anerkennung fand, so hat sie doch keine allgemeine Geltung erlangt; nicht nur die Lehre von der Prädestination wurde zur Seite geschoben, sondern auch die Lehre von der Unfreiheit des Willens und der Alleinwirksamkeit der Gnade beim Werke der Bekehrung ward abgeschwächt. Besonders im südlichen Frankreich, wo morgenländische Einflüsse und Vorliebe fürs Mönchsleben zusammenwirkten, suchte man eine Vermittlung der Gegensätze; so entstand vornemlich durch Johannes Kassian der sogenannte Semipelagianismus, welcher durch den Fall den Willen zwar geschwächt aber nicht erstorben sein und bei der Erlangung des Heils Gnade und Freiheit neben einander wirken läßt. Wurden auch diese semipelagianischen Ansichten auf einigen Synoden verworfen, so blieb doch bei dem starken Zug zur Werkgerechtigkeit, welcher durch die ganze mittelalterliche Kirche hindurch geht, die augustinische Lehre von der Gnade verdunkelt, bis sie in der Reformation durch den Augustinermönch aus Wittenberg wieder auf den Leuchter gesteckt wurde.

Um so mehr aber ist Augustin für die mittelalterliche Lehrentwicklung maßgebend geworden in der Lehre von der Kirche. Ueber diese sich genauer auszusprechen, dazu gaben ihm die donatistischen Streitigkeiten Veranlassung. Im Jahr 311 war Cäcilian zum Bischof von Karthago gewählt worden. Seine Weihe vollzog ein Traditor, d. h. einer, der in der Verfolgung die heiligen Schriften ausgeliefert hatte. Darum ward sie von der strengen Partei für ungiltig erklärt und dafür Majorin und nach ihm Donatus zum Bischof gewählt. Die Donatisten, hierin den älteren Sekten der Montanisten und Nova-

tianer ähnlich, behaupteten gegenüber von der immer mehr um sich greifenden Verweltlichung der Kirche, daß diejenige Kirche, in welcher Gottlose geduldet werden, diesen Namen nicht verdiene. Als Kaiser Konstantin, auf den sie sich selbst berufen hatten, auf Grund des Ausspruches zweier Synoden strenge Gesetze wider sie erließ, so begannen sie jede Einmischung der Staatsgewalt in kirchliche Angelegenheiten für unzulässig zu erklären und geriethen immer mehr in einen wilden Fanatismus hinein, welcher seine höchste Spitze in den sogenannten Circumcellionen erreichte. Diese streiften bandenweise bewaffnet im Lande umher und verübten an denjenigen, die es nicht mit den Donatisten hielten, arge Grausamkeiten, welche dann wieder zu blutigen Maßregeln der Staatsgewalt gegen diese Sekte führten. Augustin ließ es sich angelegen sein, auf friedlichem Wege diese kirchliche Spaltung beizulegen, als aber ein von ihm veranlaßtes Religionsgespräch erfolglos blieb, da sprach auch e r in mißverstandener Anwendung das „nöthige sie herein zu kommen" für die Anwendung von Gewalt, und nach Erduldung mehrerer Verfolgungen verschwand die Sekte allmählig. Gegenüber von dem donatistischen Dringen auf Reinheit der Kirche führt Augustin unter Berufung auf das Gleichniß vom Unkraut auf dem Acker aus, daß durch die beigemischten Bösen die Heiligkeit der Kirche nicht aufgehoben werde. Dieselben gleichen den unreinen Säften, die zwar i m Leibe seien, aber nicht z u ihm gehören. Es sei daher zwischen dem vermischten und dem wahren Leib Christi zu unterscheiden. Damit nähert er sich der reformatorischen Unterscheidung zwischen Kirche im engeren und weiteren Sinn. Aber die sichtbare Kirche als die äußere Heilsanstalt blieb ihm eben doch die Hauptsache. Man hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß er in dieser Hinsicht noch ganz auf dem Boden der antiken Welt steht, welche das Recht und die selbständige Bedeutung der Persönlichkeit nicht anerkennt, sondern den Einzelnen nur in seiner Zugehörigkeit zum Ganzen etwas gelten läßt. Darum kommt nach Augustin dem Einzelnen das Heil nur durch die äußere Kirche und hängt ab von seiner Zugehörigkeit zu derselben. Wir sehen hierin schon die Keime aus

welchen sich weiterhin die katholische Lehre von der Kirche entwickelt hat. So scheiden wir denn von diesem merkwürdigen Manne, in dessen reichem Geiste antike und moderne Denkweise sich mit einander verschmelzen, und auf dessen Auktorität die päpstliche Kirche mit gleichem Recht sich beruft wie die Kirchen der Reformation; und zugleich scheiden wir von der Betrachtung der kirchlichen Lehrentwicklung dieser Periode überhaupt; denn so übermächtig war das Ansehen unseres Kirchenvaters, daß neben ihm keine andere selbständige Gestaltung theologischen Denkens im Abendlande Raum hatte.

IV. Der Gottesdienst. Kirchengebäude, Feste, Kirchengesang.

Verehrte Freunde! Mit der Auffassung der christlichen Lehre hängt die Gestaltung des Gottesdienstes aufs engste zusammen. Die Vorstellungen, welche man sich von Gott, seinem Wesen, Willen und Wirken macht, spiegeln sich nothwendig in der Verehrung, welche man ihm darbringt. Vergegenwärtigen wir uns denn, welche Gestalt der christliche Gottesdienst seit dem vierten Jahrhundert annahm! Und zwar wollen wir zuerst die Stätten desselben ins Auge fassen.

Daß das Aufhören der Verfolgungen und die Begünstigung des Christenthums durch die Herrscher wie auf die ganze äußere Gestalt des christlichen Gottesdienstes, so namentlich auf das Aussehen der Kirchengebäude von großem Einfluß sein mußte, versteht sich von selbst. Schon gegen das Ende des dritten Jahrhunderts, während die Christen noch von heidnischen Machthabern und Pöbelhaufen bedroht waren, hatten sie es sich nicht nehmen lassen, in den größeren Städten gleichsam als sichtbaren Ausdruck des Wachsthums der Gemeinde stattliche Gotteshäuser aufzuführen. Nach dem Uebertritt Konstantins zeigte sich die kaiserliche Freigebigkeit in dem Bau prächtiger Kirchen, durch welche man den heidnischen Baudenkmalen etwas Ebenbürtiges gegenüber stellen wollte; so wurde namentlich die Apostelkirche

in Konstantinopel, die Auferstehungskirche in Jerusalem und noch manche andere erbaut. Zum Muster dienten nicht die heidnischen Tempel, denn diese waren nur zur Aufstellung des Götterbildes bestimmt, daher meist klein; die Kirchen aber sollten Versammlungsorte für die Gemeinde und deßhalb geräumig sein. Man gieng daher theils von der Gestalt der jüdischen Synagoge aus, theils von den kaiserlichen Gerichtsstätten, den sogenannten Basiliken. Beide Vorbilder führten auf die länglichte Form, zu welcher seit Konstantin die Kreuzform als zweite Grundform trat. Man liebte es, über den Gräbern der Märtyrer die Kirchen zu erbauen und dadurch dem schönen Gedanken Ausdruck zu geben, daß die Gemeinde der Vollendeten im Himmel mit der irdischen Gemeinde ein Ganzes bilde. Die Richtung der Kirchen nach Osten war Regel, ein Sinnbild davon, daß der Christ dem Aufgang aus der Höhe mit seinem Gebete sich zuwende. Meist war die Kirche nach dem Vorbilde des alttestamentlichen Heiligthums in drei Theile getheilt. Gegen Osten lag der Chor, um einige Stufen über das Schiff der Kirche erhaben und von diesem durch Schranken getrennt. Im Morgenlande wurde zwischen Chor und Schiff ein hohes Gitter oder ein Vorhang angebracht. Es hängt das zusammen mit der immer mehr sich steigernden unevangelischen Vorstellung von einer besonderen Heiligkeit der Geistlichen, welche oben im Chor ihre Sitze hatten. In der Mitte derselben stand der bischöfliche Stuhl. Mitten im Chor, von allen Seiten freistehend, befand sich der Hauptaltar oder heilige Tisch, wo die Elemente des hl. Abendmahls geweiht wurden, zur Seite desselben ein Nebentisch, auf welchem die Darbringungen an Brod und Wein vor der Feier des hl. Abendmahls von den Diakonen niedergelegt wurden. Was in unsern Kirchen die hervorragendste Stelle einzunehmen pflegt, eine Kanzel, fehlte in der ältesten Zeit ganz. Der Presbyter predigte von seinem Sitze im Chore aus. Als aber die Kirchen größer wurden, sah man sich genöthigt, die Stelle der Predigt weiter nach vorn zu rücken. Man bestimmte dazu den Ambo oder Lesepult, der sich im Schiff, dem zweiten Haupttheil der Kirche befand. Auch Schriftabschnitte und

sonstige Bekanntmachungen wurden von hier aus der Gemeinde vorgelesen, während in Betreff des Evangeliums und der Epistel allmählig die Sitte aufkam, daß der Geistliche sie am Altar absang. Um den Ambon war auch der Sängerchor aufgestellt. Im Schiffe saßen die eigentlichen Gemeindeglieder vorn, und zwar die Männer auf der Süd-, die Frauen auf der Nordseite. Im Morgenlande findet sich auch die von der Synagoge herübergenommene Sitte, daß den Frauen vergitterte Stühle auf den Emporen angewiesen waren. Hinter den Stühlen der Gemeindeglieder kamen die der Katechumenen, d. h. derjenigen, welche in der Vorbereitung zur Taufe standen, und hinter diesen die der Pönitenten, d. h. derjenigen, welche wegen Verfehlungen von der vollen Kirchengemeinschaft, nicht aber vom Hören des Wortes, ausgeschlossen waren. Der dritte Theil der Kirche war die Vorhalle, wo Todtenfeiern sowie allerlei Versammlungen in kirchlichen Angelegenheiten abgehalten und seit dem Aufkommen der Kindertaufe die Taufsteine aufgestellt wurden. Häufig waren die Kirchen von Säulengängen umgeben, in der Nähe der größeren befanden sich Taufkapellen, wo auch der Katechumenenunterricht ertheilt wurde, Gebäude zur Aufbewahrung der Kirchengeräthe, Bibliothekgebäude, Schulen und Wohnungen für die Geistlichen, manchmal auch Badeeinrichtungen und Herbergen für Kranke und Fremde. Wir sehen, was die christliche Liebe zum geistlichen und leiblichen Wohl des Volkes that, hatte schon äußerlich betrachtet seinen Mittelpunkt an der Kirche. Von besonderer Bedeutung war das Asylrecht, welches den Kirchen eingeräumt wurde, wornach ein Verfolgter der sich in eine Kirche geflüchtet hatte, auch wenn er ein Verbrecher war, dort nicht ergriffen oder getödtet werden durfte. Angesehene Kirchenlehrer sind mit allem Nachdruck für dieses Recht eingetreten, und so groß war das Ansehen der Heiligkeit, in welchem die kirchlichen Gebäude standen, daß selbst die barbarischen Gothen bei der Eroberung Roms derjenigen schonten, welche in die Kirchen geflohen waren. Was die **Kirchengeräthe** betrifft, so kamen Glocken erst im siebenten Jahrhundert auf, und erst in Folge hievon finden sich Kirchthürme. Auch Orgeln gab es

in der Zeit, mit der wir es zu thun haben, noch nicht. Im Morgenland haben sie überhaupt nie Eingang gefunden. An die Stelle des Abendmahlstisches trat, als auf das Abendmahl der Begriff des Opfers angewendet wurde, allmählig ein Altar; auch fieng man an, die auf den Gräbern der Märtyrer aufgestellten Altäre in die Kirchen zu übertragen und sie mit Reliquien auszustatten, daher die Mehrzahl von Altären in einer Kirche. Wände und Decken waren mit Inschriften und Mosaik, auch mit Gemälden verziert, während das Anbringen heiliger Bilder auf dem Fußboden als unschicklich verboten wurde. Die Thüren waren von Holz, bald aber fieng man auch an, sie aus Erz zu gießen. An dieselben pflegte man die Namen der aus der Gemeinde Ausgeschlossenen anzuschlagen. Der Bischof Paulinus von Nola, welcher sich überhaupt um die Ausstattung der Kirchen verdient gemacht hat, ließ an der Thüre seiner Kathedrale lateinische Verse anbringen, welche in deutscher Uebersetzung lauten, auf der Außenseite:

> Friede mit dir, der du kommst zum Hause Gottes und Christi
> Mit friedfertiger Brust, wahrheitsbegierigem Sinn.

Auf der Innenseite:

> Der du nun gehst, nachdem du im Hause Gottes gebetet,
> Kehr mit dem Leibe zurück, bleib' mit dem Herzen allhier.

Die Richtung der Zeit aufs Aeußerliche macht sich in der Ueberladung der Kirchen mit Schmuck aller Art bemerklich, wogegen Kirchenlehrer, wie Ambrosius im Abendland, Chrysostomus im Morgenland vergebens eiferten. Ihren Gipfel erreichte diese Richtung, welche den Mangel an innerem religiösem Leben durch äußere Pracht zu ersetzen suchte, unter dem Kaiser Justinian. 25 neue Kirchen erbaute er in Konstantinopel. Die prachtvollste unter denselben und überhaupt im ganzen Morgenlande ist die Sophienkirche. Erlauben Sie mir, dieselbe mit einigen Worten zu beschreiben. Schon Konstantin hatte der Sophia, d. h. der göttlichen Weisheit, eine Kirche erbaut, und sein Sohn Konstantius sie vergrößert. Nachdem sie im Jahr 404 theilweise und unter Justinian ganz abgebrannt war,

beschloß dieser Kaiser, sie mit mehr als salomonischer Pracht wieder aufzubauen. Anthemius und Isidor leiteten den Bau, unter ihnen waren 100 Bauführer und 10,000 Maurer beschäftigt. In 6 Jahren war das Werk vollendet. Treten wir nun ein in das Prachtgebäude! Acht Porphyrsäulen aus dem Sonnentempel zu Baalbek, acht grüne Marmorsäulen aus dem berühmten Dianentempel zu Ephesus und viele andere, aus allen Theilen des Reiches zusammengeschleppte Säulen dienten zur Ausschmückung; die glänzendweißen Ziegel, mit denen die Kuppel gewölbt wurde, waren so leicht, daß zwölf derselben nur so viel wogen als ein gewöhnlicher Ziegel; nach jeder Lage derselben wurden Reliquien eingemauert, während die Priester Gebete sangen für die lange Dauer des Gebäudes. Der Altar sollte an Kostbarkeit alles übertreffen. Gold und Silber wurde geschmolzen, zerstoßene Perlen und Edelsteine darunter gemengt und aus dieser Masse der Altar bereitet, seine Vertiefungen aber mit den kostbarsten Edelsteinen ausgelegt. Er war überwölbt von einer goldenen Kuppel, 18 Centner schwer, überragt von einem goldenen, mit Edelsteinen besetzten Kreuz, welches 75 Pfund wog; ein anderes solches Kreuz mit einem Gewicht von 100 Pfund hieng von der goldenen Kanzeldecke herab. Der Bischofsstuhl und die Sitze der Priester waren von vergoldetem Silber; der Ambon, die hl. Gefässe, die sechstausend Leuchter und die zwei je 111 Pfund schweren Kronleuchter von lauterem Golde. Der Fußboden war mit buntem Marmor eingelegt. Die Flügel der Hauptthüre bestanden aus vergoldetem Silber, die übrigen Thüren aus Bernstein, Elfenbein und Cedernholz. 60 Presbyter, 100 Diakonen, 40 Diakonissen, 90 Unterdiakonen, 110 Vorleser, 25 Vorsänger, 100 Kirchendiener und Thürhüter, zusammen 525 Personen waren an dieser einen Kirche angestellt.

Es ist ein eigenthümliches Gefühl, welches sich eines evangelischen Christen bei der Beschreibung dieser Pracht bemächtigt. Einestheils ist es etwas Großes, die Schätze der Welt so zur Ehre unseres Gottes verwendet zu sehen, und es wäre sicher nicht im Sinne des Heilandes, jeder kostbaren Ausstattung eines Gotteshauses mit der Frage entgegen zu treten: was soll dieser

Unrath? Anderntheils, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie wenig von der heiligenden Kraft des Evangeliums im Leben des Herrschers zu verspüren ist, der jenen Prachtbau aufführte, und im Leben des Volkes, das in demselben zusammenströmte, so müssen wir beim Blick auf solchen Glanz wehmüthig fragen: ist das die Anbetung im Geist und in der Wahrheit, welche der Vater haben will? und jenem frommen Abt Isidor von Pelusium rechtgeben, welcher klagt, daß zu seiner Zeit die Kirchengebäude zwar mit vielem Marmor geschmückt seien, die Kirche selbst aber von jenen Gaben des Geistes verlassen, mit welchen sie zur Zeit der Apostel geziert gewesen sei. Wie die Kirchen immer prächtiger, so wurden die kirchlichen Festtage immer zahlreicher. Zu denen, welche schon in der ersten Periode gefeiert wurden, kamen noch hinzu: die Tage Mariä Verkündigung und Reinigung, das letztere Fest aus Veranlassung einer Pest vom Kaiser Justinian angeordnet. An demselben wurden die Lichter geweiht, welche man das Jahr über in der Kirche brannte. Daher der Name Lichtmeß. Ferner wurden die Todestage ausgezeichneter Märtyrer oder Bekenner in ihrem Heimatlande festlich begangen, und manche solche Gedenktage verbreiteten sich über die ganze Christenheit, so namentlich die Feier des Märtyrertodes des Stephanus, der beiden Apostel Petrus und Paulus und des Täufers Johannes, sowie das Fest der von Herodes in Bethlehem erwürgten „unschuldigen Kindlein", welche die fromme Dichtung als die ersten Blutzeugen des Heilandes verherrlichte. Die Hauptfeste der Kirche standen aber nicht so vereinzelt mitten im Weltleben da, wie es bei uns der Fall ist. Eine längere Vorbereitungszeit gieng ihnen voran, und ebenso warf das Fest seine Strahlen auf die ihm nachfolgende Zeit. Dies tritt am meisten hervor beim Osterfeste. Als Tag, an welchem dieses zu feiern sei, war auf der Synode zu Nicäa nach längeren Streitigkeiten der Sonntag nach dem Frühlingsvollmond bestimmt worden. Vierzig Tage vor dem Anbruch dieses Tages begann die Fastenzeit, welcher der Gedanke zu Grunde lag, daß man mit Christo erst sterben müsse, um mit ihm leben zu können, und deren Dauer mit Rücksicht auf das vierzigtägige

Fasten des Herrn in der Wüste festgesetzt war. Ihren Schluß bildete die mit dem Palmsonntag beginnende große Woche. In derselben war der Donnerstag als Tag der Einsetzung des hl. Abendmahls von besonderer Bedeutung. Dasselbe wurde an diesem Tage Nachmittags gefeiert, während man es sonst nüchtern zu empfangen pflegte. Am Charfreitage, welcher der Tag des Kreuzes hieß, pflegte man in einzelnen morgenländischen Gemeinden den Gottesdienst außerhalb der Stadt auf dem Begräbnißplatze zu feiern zum Andenken daran, daß der Herr außerhalb Jerusalems gekreuzigt worden war. Besonders feierlich wurde der Ostersamstag oder große Sabbath begangen. Viele wurden an diesem Tage getauft und trugen nun als Sinnbild des neuen Lebens acht Tage lang glänzend weiße Gewänder. Abends wurde die Stadt beleuchtet, so daß sie wie ein Feuerstrom erschien. Alles strömte mit Lichtern in die Kirchen und erwartete wachend unter Gesängen und Vorlesung von Schriftabschnitten den Anbruch des Auferstehungsmorgens, dessen erster Lichtstrahl mit dem Freudenrufe begrüßt wurde: „Der Herr ist erstanden!“ Auch den übrigen großen Festen giengen solche nächtliche Gottesdienste, welche man Vigilien nannte, voran. Die Nachfeier der Feste hieß Oktave, weil sie acht Tage dauerte. Auch hier wieder tritt Ostern besonders hervor. Während der Osteroktave erschienen die Neugetauften in ihren weißen Gewändern als eine von der übrigen Gemeinde noch getrennte Schaar. Am Sonntage nach Ostern aber legten sie dieselben ab, der Bischof ermahnte sie, ihrem Taufgelübde treu zu bleiben und nach dem Worte des Apostels als die durch die Taufe neugeborenen Kinder begierig zu sein nach der lauteren Milch des Evangeliums. Der Sonntag hat daher den Namen weißer Sonntag erhalten, oder auch Sonntag Quasimodogeniti, d. h. wie die neugeborenen Kindlein, und die bei uns herrschende Sitte, die Konfirmation an diesem Tage vorzunehmen, knüpft an seine altkirchliche Bedeutung an. Die Weihnachtsoktave schloß mit dem Neujahr. Diesen Tag feierte die Kirche ursprünglich im Gegensatz gegen die an demselben bei den Heiden gebräuchliche Schwelgerei; erst später wurde ihm die Beziehung auf die

Beschneidung Jesu gegeben. Die Feier dieser Feste war aus dem freien Herzensdrange des christlichen Volkes hervorgewachsen und nichts weniger als gesetzlich befohlen. Doch sah man sich mit der Zeit zu gesetzlichen Bestimmungen zum Schutz der hl. Tage veranlaßt. Die Synode zu Elvira (305) drang auf regelmäßigen Kirchenbesuch und bestimmte, wenn jemand drei Sonntage hinter einander nicht zur Kirche komme, solle man ihn auf einige Zeit von der Kommunion ausschließen. Sonntagsarbeit wurde durch die Synode zu Laodicea untersagt, soweit es möglich sei, sie zu lassen. Haus- und Feldarbeit war aber nicht verboten, sondern nur geräuschvolles Arbeiten in der Stadt; ebenso sollte man an den Festtagen nicht an öffentlichen Lustbarkeiten theilnehmen. Auch die Staatsgewalt fand sich bewogen, den heiligen Tagen der Kirche ihren Schutz angedeihen zu lassen. Konstantin erließ dem Heere den Dienst am Sonntage und befahl den christlichen Soldaten mit Andacht dem Gottesdienst anzuwohnen, während sich die heidnischen vor der Stadt zu einem Gebet versammeln sollten. Deßgleichen untersagte er Gerichtsverhandlungen und das Arbeiten der Handwerker am Sonntage, und der Kaiser Valentinian verbot, an diesem Tage einen Christen durch Einforderung von Abgaben oder Schulden zu beunruhigen.

Fassen wir nun die einzelnen Bestandtheile des Gottesdienstes ins Auge, so ist zuerst der Kirchengesang zu erwähnen. Durch Anstellung eigener Chorsänger wurde derselbe weiter ausgebildet. Diese sangen theils allein, theils abwechselnd mit Chören aus der Gemeinde. Waren es ursprünglich besonders Psalmen und andere Schriftworte, welche gesungen wurden, so traten nunmehr Dichter kirchlicher Lieder auf, welche bald auch im Gottesdienste Verwendung fanden. Im Morgenlande, wo die griechische Dichtkunst ihre Nachblüte trieb, waren geistliche Lieder schon im zweiten Jahrhundert entstanden, wenn auch nicht beim Gottesdienste gebraucht worden. Sie tragen den Charakter der Anbetung, des sich Versenkens in die Größe des unbegreiflichen Gottes. Von Clemens von Alexandrien ist uns ein solcher Hymnus aufbewahrt. Von den Arianern wissen wir, daß sie, wie schon vor ihnen die Gnostiker, ihre Irrlehre

namentlich auch durch Lieder, die sie dichteten, unter dem Volke zu verbreiten suchten. Die Anhänger der nicenischen Lehre griffen zu demselben Mittel, und namentlich ist Gregor von Nazianz fruchtbar an solchen Liedern, welche mit der Anbetung die Lehrhaftigkeit verbinden. Eines derselben will ich als Probe mittheilen, dem wir, so fremdartig es uns nach Form und Inhalt erscheinen mag, einen tiefen christlichen Gehalt nicht absprechen können.

Hymnus auf Christum.

Dich, den ew'gen Weltenherrscher hilf mir loben, hilf mir singen,
Dich, den König und Gebieter; dein ist Lob und dein die Ehre,
Dein sind aller Engel Chöre, dein die ew'gen Ewigkeiten.
Dir zum Preiße glänzt die Sonne, geht der Mond in seinem Kreise,
Strahlet der Gestirne Schönheit. Du verleihst dem reinen Menschen,
Deine Gottheit zu erkennen, da Vernunft du ihm gegeben.
Denn du hast das All geschaffen, jedem seinen Ort gewiesen,
Und dein Rath hält es zusammen.
Sprachst ein W o r t, da ward die Schöpfung; Gott der Sohn ist dieses Wort ja,
Denn er ist von gleichem Wesen, gleicher Ehre mit dem Vater,
Hat das Weltall aufgebauet, daß er herrsche über alles.
Und des heil'gen Geistes Gottheit, überall die Welt umfassend,
Wahret sie mit treuer Sorge.
Dich nenn' ich lebend'ge Dreiheit und zugleich den ein'gen Herrscher,
Ohne Wechsel, ohne Anfang. Unaussprechlich ist dein Wesen,
Unerreichbar deine Weisheit, endlos deine Himmelsstärke,
Ohne Anfang, ohne Grenzen.
Deine Klarheit schaut kein Auge, doch s i e schaut herab auf alles,
Keine Tief' ist ihr verborgen von der Erde bis zum Abgrund.
Vater, sieh' mich an in Gnaden, hilf mir allezeit verehren
Dies dein heilig Gotteswesen. Meiner Sünden Schmutz vertilge,
Reinige mir das Gewissen, alle Bosheit nimm vom Herzen,
Daß ich deine Gottheit preiße und emporheb' heil'ge Hände,
Daß ich Christum hoch erhebe, niederknieend vor ihm flehe,
Daß er mich den Seinen nenne, wann er kommt in seinem Reiche.
Vater, sieh' mich an in Gnaden, laß mich Huld, Erbarmung finden,
Denn dein ist der Ruhm, die Ehre, bis in alle Ewigkeiten.

Ebenfalls der Kampf gegen die Irrlehre war es, was den syrischen Diakonus Ephräm, welcher ein Freund Basilius des Großen und ein durch Geduld, Demuth und Wohlthätigkeit ausgezeichneter Mann war, veranlaßte, als Dichter aufzutreten. Nicht weniger als 12 bis 14,000 Lieder werden ihm zugeschrieben, die meisten davon wohl mit Unrecht. Nicht sowohl Erhabenheit als tiefe Empfindung zeichnet diese Lieder aus; auch von ihnen gestatten Sie mir zwei Proben mitzutheilen.

Auf die Erscheinung des Herrn.

Urplötzlich strahlt ein heller Stern am Himmel,
Ein wunderbarer, kleiner als die Sonne,
Und größer doch als sie. An äußrem Lichte
War kleiner er, an inn'rem Werthe größer,
Denn ein Geheimniß hat er zu bedeuten.
Der Stern des Aufgangs sandte seine Strahlen
In's Land des Dunkels, führte sie den Weg
Wie Blinde, und sie kommen und entdecken
Das wahre Licht und weihen ihm Geschenke,
Empfangen ew'ges Leben, beten an
Und kehren dann in ihre Heimat wieder.
Es hatte so zwei Herolde der Sohn,
Den in der Höhe, jenen in der Tiefe.
Der Stern des Lichtes jubelte dort oben,
Und unten kündete Johannes ihn.
Zwei Herold also: dort ein himmlischer
Und hier ein irdischer. Der ob're zeigte
Des Sohns Natur von Gottes Majestät,
Der untre seine menschliche Natur.
O großes Wunder! also waren sie
Herolde seiner Gottheit, seiner Menschheit.
Wer ihn für einen Sohn der Erde hielt,
Dem zeigt der Lichtstern ihn als Himmlischen,
Wer blos für einen Geistigen ihn hielt,
Dem kündete Johannes ihn als Mensch.
Im heil'gen Tempel hob ihn Simeon
Auf seine Arme, sang ihm:
„Kamst, o Erbarmer, — Gnädig mir Greise

Legst mein Gebein — Im Frieden in's Grab.
Wirst mich erwecken — Einst aus dem Grabe,
Führen verkläret — In's Paradies."
Auch Hanna schloß in ihre Arme ihn
Und drückte ihren Mund auf seine Lippen.
Da sank der Geist auf ihre Lippen nieder,
Wie einst die Kohle rührete die Lippen
Des schweigenden Jesaja und den Mund ihm öffnet'.
Im Geist entflammt sang Hanna in dem Geist,
Der sich auf ihren Mund gesenket hatte:
„O Königs Sohn — Und Sohn der Verkannten,
Hörend und schweigend — Sehend und unsichtbar!
Verborg'ner, Allwissender! — Gott und auch Menschensohn,
Preis deinem Namen!"

Bei der Beerdigung eines Kindes.

Liebes Söhnchen, von der Gnade in dem Mutterschoos gebildet,
Durch Erbarmung hold gestaltet, tratst du in die Welt der Leiden,
Wie ein Blümlein aus dem Boden. Ach da sengte dich der Tod,
Heißer glühend als die Sonne, machte deine Blätter fallen,
Machte sterbend dich verwelken. Dennoch wag ich's nicht zu weinen
Ueber dich, denn sieh' ich weiß es, daß der Sohn des Königs dich
Führte in den Hochzeitssaal.
Wohl erregt durch ihre Liebe die Natur mich, Kind, zu Thränen
Ueber deinen Tod, doch weil er an den Ort des Lichts dich führte,
Fürchte ich durch meine Klagen zu entweih'n des Königs Wohnung,
Fürchte Tadel zu verdienen, daß ich mit des Schmerzes Thränen
Dringe in den Ort der Freuden. Darum will ich meines reinen
Opfers mich ergeben freuen.
Deiner Liebe Stimme rühret mich noch immer, stets aufs neue
Hör' ich sie mit tiefem Schmerze, und ich horche mich erinnernd
Tiefbeweget deinen holden Tönen, deinen süßen Worten.
Doch wenn ich darüber klage, faßt sich meine Seele wieder,
Lauscht mit Staunen auf der Engel Lieder und der Geister Hymnen,
Die bei deinem Hochzeitmale ewig Hosianna singen.

Wie viele von diesen Liedern Ephräms in den kirchlichen Gebrauch übergiengen, wissen wir nicht. Ueberhaupt aber kam in der morgenländischen Kirche der Gemeindegesang nicht zu weiterer Entfaltung. Er wurde verdrängt theils durch den künstlichen, nicht selten ins Theatralische ausartenden Gesang der angestellten Sänger, theils durch das, besonders von Hieronymus beförderte eintönige Singen der Mönche, das sogenannte Psalliren. — Dagegen hat sich Kirchengesang und Kirchenlied weiter entwickelt im Abendlande; und wenn die griechischen Lieder durch Feinheit der Gedanken, die syrischen durch Tiefe der Empfindung sich auszeichnen, so die lateinischen durch Kraft und Einfachheit. Die ältesten derselben stammen von dem schon früher genannten Hilarius, Bischof von Poitiers.

Der Hauptbeförderer des Kirchengesangs im Abendlande aber war der Erzbischof Ambrosius von Mailand, eine Zierde der ganzen abendländischen Kirche. Er ist ums Jahr 333 aus vornehmer heidnischer Familie geboren in Gallien, wo sein Vater kaiserlicher Statthalter war. Als das Kind in offener Halle in der Wiege lag, setzte sich ein Bienenschwarm um den Mund. Der Vater wehrte der Wärterin, die ihn wegjagen wollte, indem er darin ein Vorzeichen der künftigen Größe des Kindes erblickte. Nach dem frühzeitigen Tode des Vaters siedelte die Mutter nach Rom über. In dieser Hauptstadt der Welt war damals durch den Einfluß des Athanasius, der sich als Verbannter daselbst aufhielt, eine große Erweckung hervorgerufen worden. Mutter und Schwester des Ambrosius wurden davon ergriffen, auch er selbst scheint damals Eindrücke empfangen zu haben, die für sein späteres Leben von Bedeutung waren. Als er einmal sah, wie die frommen Frauen seines Hauses nach der Sitte der Zeit einigen Bischöfen die Hände küßten, sprach er scherzend zu einer Freundin seiner Schwester: „Küsse mir auch die Hand, denn ich werde einst auch Bischof sein.“ Inzwischen bildete er sich mit Eifer für den Staatsdienst aus und 370 wurde ihm die hohe Stelle eines Statthalters von Mailand anvertraut. Vier Jahre hatte er dieselbe begleitet, als der Bischof der Stadt starb. Man versammelte sich in der Hauptkirche zur Wahl eines Nachfolgers;

die Arianer und die Anhänger der nicenischen Lehre standen einander feindlich gegenüber. Es schien zu gewaltsamen Auftritten zu kommen. Um sie zu verhüten, eilte Ambrosius zur Kirche und sprach beschwichtigende Worte zu der Menge. Da soll eine Kinderstimme gerufen haben: Ambrosius soll Bischof sein! — jedenfalls verlangte plötzlich der einstimmige Ruf der Menge, daß er ihr Bischof werde. Vergebens berief er sich darauf, daß er ja nicht einmal getauft sei, vergebens zeigte er in seiner Amtsführung auf einmal eine ungewohnte Härte, um die Leute vom Gedanken an ihn abzubringen, vergebens entfloh er auf ein benachbartes Landgut. Er mußte zuletzt dem allgemeinen Verlangen nachgeben, ließ sich taufen und bestieg acht Tage darauf, nachdem er zuvor die niederen Weihen empfangen hatte, den bischöflichen Stuhl. Nach den verschiedensten Richtungen hin entfaltete er eine rege Thätigkeit. Die Predigt war damals in der abendländischen Kirche vernachläßigt, namentlich die Bischöfe predigten selten. Ambrosius begann jeden Sonntag zu predigen, wobei er sich an griechische Muster, besonders an Origenes und Basilius hielt. Welchen Eindruck diese Predigten machten, sehen wir besonders aus der Geschichte Augustins, welcher durch dieselben gewonnen wurde und davon sagt: „Indem ich mein Herz öffnete, um zu hören, wie gut er sprach, wurde ich unversehens auch inne, wie wahr er sprach.“ Mit großer Sorgfalt widmete sich Ambrosius dem Unterrichte der Katechumenen. Auch die ihm untergebenen Geistlichen suchte er zu treuer Pflichterfüllung anzuleiten. Die Ansprachen, welche er zu diesem Zwecke an sie hielt, hat er später zu seinen drei Büchern „von den Pflichten“ verarbeitet, dem ersten Versuche einer christlichen Sittenlehre. Aber nicht immer sollte sein Wirken ein so friedliches sein, auch ernste Kämpfe blieben ihm nicht erspart, sie entsprangen daraus, daß er die Freiheit der Kirche und die Heiligkeit ihrer Ordnungen gegen die Eingriffe der Machthaber vertheidigte. Er hat dabei in einer Zeit, in welcher Knechtssinn und Schmeichelei weit und breit herrschend war, eine Charakterstärke und eine Freimüthigkeit bewiesen, in welcher christliche Gewissenhaftigkeit und altrömische Mannhaftigkeit mit

einander verbunden erscheinen. Den Kaiser Gratian bewog er, das Bild der Siegesgöttin aus dem Sitzungssaal des Senats zu entfernen, der in Rom noch immer mächtigen heidnischen Partei zum Verdruß. Als dieser Kaiser, vom Dolche des Mörders getroffen, gestorben war, den Namen des von ihm hochverehrten Bischofs auf den Lippen, stellte Ambrosius der Kaiserin Justina, welche sich den Arianern in allen Stücken gefällig zu erweisen suchte, mannhaften Widerstand entgegen. Das Verlangen der Kaiserin, daß denselben eine Kirche eingeräumt werde, wies er mit Berufung auf die Kirchengesetze zurück, und da Geistlichkeit und Volk treu zu ihrem Bischof standen, wagte Justina für jetzt nicht weiter zu gehen. Aber im folgenden Jahr erließ sie im Namen ihres Sohnes ein Gesetz, in welchem den Arianern freier Gottesdienst gestattet, und wer sie daran hindere mit dem Tode bedroht wurde. Eine hiegegen gerichtete Eingabe des Ambrosius beantwortete die Kaiserin damit, daß sie ihn zu einem Religionsgespräch mit einem Arianer im kaiserlichen Palast einlud. Er aber entgegnete, daß über die Lehren der Kirche nicht der Hof, sondern die Kirchenversammlungen zu entscheiden haben. Nun sollte er verbannt werden, erklärte aber seine Heerde nicht verlassen zu können. Als man Gewalt brauchen wollte, begab er sich in die Kirche, die Gemeinde schaarte sich um ihn, man betete und sang geistliche Lieder, darunter die von Ambrosius selbst gedichteten Wechselgesänge. Wie tief ergriffen die Anwesenden waren, beschreibt uns Augustin, welcher sich in jener Stunde mit seiner Mutter Monika auch in der Kirche befand. Doch Justina wollte es nicht zum Aeußersten treiben, sie beließ den Ambrosius in seinem Amt, und bald kam sie in den Fall, seiner einflußreichen Fürsprache gegenüber von dem Usurpator Maximus sich zu bedienen. Als dieser von Theodosius besiegt war, so war es wiederum die Fürbitte des Ambrosius, die vielen Anhängern des gestürzten Thronräubers das Leben rettete. Welch mächtigen Einfluß die Person des Ambrosius auf den gewaltigen Theodosius hatte, das zeigte sich noch mehr bei einer andern Gelegenheit. In der Stadt Thessalonich war ein Aufruhr ausgebrochen, und Theodosius hatte

denselben mit blutiger Strenge niedergeschlagen. 7000 Menschen, Schuldige und Unschuldige, waren umgebracht worden. So groß das Entsetzen hierüber war, so wagte doch niemand dem Kaiser Vorstellungen zu machen. Als er nun aber nach Mailand kam, so konnte sich Ambrosius nicht entschließen, ihm das Abendmahl zu reichen, ehe er über seine Blutschuld Buße gethan hätte. Es ist eine unrichtige Darstellung, daß er den Kaiser unter der Kirchenthüre zurückgewiesen habe. Nicht um einen solchen Theatereffekt war es dem Ambrosius zu thun, sondern um Gehorsam gegen die Stimme seines Gewissens. Daher schrieb er einen ehrerbietigen Brief an Theodosius, worin er ihm sein Unrecht vorhielt und ihn bat, sich der Theilnahme am Abendmahle zu enthalten. Theodosius that das acht Monate lang, und wurde erst am Weihnachtsfeste wieder zur Kirche zugelassen, nachdem er öffentlich seine Buße bezeugt und ein altes Gesetz erneuert hatte, wornach ein Todesurtheil erst 30 Tage nach seiner Unterzeichnung vollstreckt werden sollte. Im Jahre 395 starb Theodosius in Mailand; ehe sein Leichnam nach Konstantinopel abgeführt wurde, hielt ihm Ambrosius die Trauerrede. Zwei Jahre darauf erkrankte auch er. Der Reichsverweser Stilico äußerte, als er davon hörte, es wäre ein Vorzeichen vom Untergang Italiens, wenn solch ein Mann stürbe, und schickte die angesehensten Männer der Stadt zu ihm mit der Aufforderung, er solle um seine eigene Genesung beten, da sein Gebet sicherlich erhört werde. „Ich habe," erwiderte Ambrosius, „nicht so unter euch gelebt, daß ich mich schämen müßte, noch länger zu leben, aber ich fürchte auch den Tod nicht, denn wir haben einen guten Herrn." So verschied er am Vorabend des Osterfestes, den 4. April 397. —

Dieser Mann ist es nun, welchem der Kirchengesang seine Fortbildung verdankt. Zwar gab es schon vor ihm auch im Abendlande Vorsänger, und zur Ausbildung eines kirchlichen Sängerchors hatte der Bischof Silvester in Rom schon 330 eine Gesangschule gegründet. Aber dieser Kirchengesang bestand eigentlich nur in Recitiren der Worte mit wenig Modulation der Stimme. Ambrosius dagegen suchte die Sangesweise der

Griechen auf den christlichen Gottesdienst überzutragen und führte einen melodischen Kirchengesang mit rhythmischer Betonung ein. Wie gewaltig dieser mailändische Kirchengesang auf die Gemüther wirkte, davon ist wiederum Augustin Zeuge, welcher in Bezug auf sein erstes Hören desselben sagt: „Wie weinte ich über deine Lobgesänge und Lieder, o Gott, als ich durch die Stimme deiner lieblich singenden Gemeinde kräftig gerührt wurde! Diese Stimmen floßen in meine Ohren, und deine Wahrheit wurde mir ins Herz gegossen. Da entbrannte inwendig das Gefühl der Andacht und die Thränen liefen herab, und mir war so wohl dabei." — Der ambrosianische Gesang verbreitete sich bald im ganzen Abendlande, im Laufe der Zeit aber artete seine heitere Lebendigkeit in Weltförmigkeit aus. Dies gab die Veranlassung, daß zwei Jahrhunderte später der römische Bischof Gregor der Große denselben durch den ernsten, eintönigen Mönchsgesang ersetzte, wodurch zwar der Verweltlichung gewehrt, zugleich aber auch der Gemeinde ihr Recht, mit eigenen Lippen ihrem Gott zu singen, geraubt wurde.

Ambrosius hat nun aber nicht nur zur Hebung des Singens wesentlich beigetragen, sondern er hat auch Lieder dazu gedichtet. Am bekanntesten ist der sogenannte ambrosianische Lobgesang, das te Deum laudamus, Herr Gott, dich loben wir, das sich an der Spitze unseres Gesangbuches findet. Es ist jedoch nicht sicher, ob dieses Lied wirklich von Ambrosius stammt, jedenfalls hat er es blos aus dem Griechischen übersetzt, und ich will daher eines von den zwölf mittheilen, die jedenfalls von ihm herrühren.

Morgenlied.

Abglanz von Gottes Herrlichkeit,
Der Licht vom Licht den Menschen bringt,
Des Lichtes Licht, des Tages Quell,
Tag, der den Tag mit Licht erfüllt,

Du wahre Sonn' bestrahle uns
Mit unaufhörlich hellem Schein
Und gieß' des heilgen Geistes Glanz
In unsre Sinnen allzumal.

Auch flehn wir dich, den Vater an,
Den Vater ew'ger Herrlichkeit,
Den Vater der an Gnaden stark;
Er treibe unsre Schuld hinweg,

Er lehr' uns wirken ernsten Sinns,
Er stumpfe ab des Neiders Zahn,
Das Schwere mache er uns leicht,
Laß wohl gelingen was wir thun.

Er lenk' und leite unsern Sinn,
Die Keuschheit bleibe unverletzt,
Der Glaube glühe brünstiglich
Frei von dem Gift der Heuchelei.

Christus woll' unsre Speise sein,
Und unser Trank der Glaube sei,
Daß fröhlich wir in Nüchternheit
Vom heilgen Geiste trunken sind.

So fließ der Tag in Freuden hin,
Die Scham sei wie das Morgenroth,
Der Glaube wie des Mittags Glanz,
Die Dämmrung bleib dem Geiste fern.

Im Morgenroth geht auf die Sonn',
So geh' uns diesen Morgen auf
Im Vater ganz der ew'ge Sohn
Und ganz der Vater in dem Wort.

Bald ließen sich solche Stimmen christlicher Dichtung in den verschiedensten Gegenden des Abendlandes vernehmen. Da ist der irische Presbyter Sedulius, von dem wir zwei Weihnachtslieder haben, da der phantasiereiche Spanier Prudentius mit seinen schwunghaften Triumphliedern auf christliche Märtyrer. Wir theilen ein Begräbnißlied von ihm mit.

Begräbnißlied.

Verstummet, ihr Töne der Klage,
Und die Thränen hemmet, ihr Mütter!
Und Keiner betraure die Lieben!
Dies Sterben ist Eingang zum Leben.

Was sollen die Grabesgewölbe,
Die prächtigen Grabmonumente?
Sie sagen, daß der, den sie decken
Im Tode nicht, sondern im Schlaf liegt.

Der Leib, der als leeres Gefäße
Entseelt sich zur Ruhe geleget, —
In kurzem, so wird mit dem Geiste
Von oben auf's neu' er verbunden.

Bald kommet die Zeit, da das Leben
Neu diese Gebeine durchglühet,
Und, belebet vom kreisenden Blute,
Sich die frühere Hütte erhebet.

Der Leichnam, der modernd noch eben
In dem Dunkel des Grabes gelegen,
Wie ein Adler erhebt er sich aufwärts,
Durchdrungen vom früheren Odem.

So dringet aus trockenem Korne,
Das todt und begraben gewesen,
Der Sam' aus dem Boden nach oben,
Um der früheren Aehre zu gleichen.

So nimm' ihn denn Erde, verwahr' ihn
In dem stillen Schoße, dem weichen,
Ich vermache dir menschliche Glieder,
Auch im Tode von göttlichem Adel.

Drin wohnete einst eine Seele,
Entstanden vom Hauche des Schöpfers,
Hier thronete himmlische Weisheit,
Aus der Fülle des Heilands geschöpfet.

Den Leib, der dir also vertraut wird,
Bedeck' ihn und wisse, sein Schöpfer,
Der sein Bild in denselben gepräget,
Er wird ihn von dir wieder fordern.

Es erscheinet die Zeit gar geschwinde,
Da Gott alles Hoffen erfüllet;
Da gibst du, geöffnet, ihn wieder,
Wie ich ihn dir jetzt übergebe.

In seine Fußtapfen trat dann im sechsten Jahrhundert der Bischof **Fortunatus** von Poitiers, Verfasser vieler Lieder, von denen besonders zwei Passionslieder bekannt sind. Wir theilen eines derselben mit.

Das Kreuz des Herrn.

Des Königs Banner geht hervor,
Des Kreuzes Zeichen leuchtet hell,
Daran der Menschen Schöpfer einst
Von Menschenhand ward aufgehenkt.

Verwundet ward er noch dazu
Von eines scharfen Speeres Stoß,
Daß Blut und Wasser ihm entströmt,
Von unsrer Sünd zu waschen uns.

Erfüllet ist, was einstens sang
David in seinem Glaubenslied:
„Vom Holz herab regiert der Herr
Die Nationen dieser Welt."

O Baum, so schön und strahlenreich,
Den unsres Königs Purpur schmückt,
Erwählt, daß du am edlen Stamm
Die heil'gen Glieder tragen darfst;

Du sel'ger, an deß Armen einst
Das Lösegeld des Weltalls hing,
Und der, als Wage hingestellt,
Der Höll genommen ihren Raub.

Gewürz'ger Duft entströmet dir,
Süßer als Nektar ist dein Saft,
Es zieret dich gar edle Frucht,
Und triumphirend jubelst du.

Heil dir Altar; dir Opfer Heil
In dieser deiner Leidenszeit,
Da Leben in den Tod sich gab
Und aus dem Tod das Leben kam.

Heil dir, o Kreuz, du Hoffnungsstab!
In dieser Zeit der Passion
Gewähr' den Frommen reich're Gnad,
Den Sündern nimm' die Schuld hinweg!

Es ist zu bedauern, daß die Schönheit dieser Lieder, wenn sie aus der volltönenden lateinischen Sprache in die unsrige übersetzt werden, bedeutend leidet. Doch hoffe ich, daß die mitgetheilten Proben Ihnen einen Eindruck gegeben haben von der einfachen Größe und Wahrheit derselben. Nicht geistreiche Gedanken, nicht subjektive Gefühle treten uns hier entgegen, sondern in großartiger Objektivität werden die alten und doch ewig neuen Gottesthaten im Schöpfungs- und Erlösungswerke uns vorgehalten. „Es herrscht, wie ein Kenner dieser Gesänge sagt, in denselben eine Stimmung, deren echt römische Größe darin besteht, über die wechselnden Eindrücke erhaben zu sein mit einem Glauben, der aus Entschluß bei seinem Dogma beharrt, ohne zu sehr nach Beglaubigung durch stets sich erneuernde innere Erfahrung zu ringen. Solcher Glaube ist der unerschütterlichste, weil er nicht in der Gefühlsregion, sondern in der moralischen Sphäre des religiösen Entschlusses wurzelt, — derselbe männliche Geist, der auch wieder die Reformation in ihrer Ausbreitung beseelte."

Darum wirkt denn gerade in unserer subjektiv zerfahrenen, in Reflexionen und Abstraktionen sich umtreibenden, nach Gefühlen haschenden Zeit die Beschäftigung mit jenen einfach edlen Liedern wie ein kräftigendes Stahlbad, das wir alle brauchen können.

V. Die Verkündigung des Wortes.

Haben wir das letzte Mal unter den Bestandtheilen des Gottesdienstes den Kirchengesang ins Auge gefaßt, so kommen wir heute auf die Verkündigung des Wortes. Vorlesung von Schriftabschnitten war, wie in der jüdischen Synagoge, so in der christlichen Kirche von Anfang an gebräuchlich. Man bediente sich dazu der griechischen Bibelübersetzung, der sog. Septuaginta. Als sich aber die Kirche auch in Ländern verbreitete, wo das Volk die griechische Sprache nicht verstand, so ergab sich das Bedürfniß weiterer Bibelübersetzungen. Die

wichtigsten derselben sind die syrische, Peschito, d. h. die einfache genannt, besonders aber die Uebersetzungen in die lateinische Sprache. Schon im dritten Jahrhundert war eine Uebersetzung der Septuaginta ins Lateinische, die sogenannte Itala, weit verbreitet im Abendlande. Dieselbe litt aber an vielen Mängeln. Daher unternahm es der gelehrte Kirchenvater Hieronymus, sie zu verbessern. Ueber dieser Arbeit aber drängte sich ihm das Bedürfniß einer ganz neuen, auf den hebräischen Grundtext zurückgehenden Uebersetzung auf. Er verfaßte eine solche, und sie fand so großen Beifall, daß sie allmählig die Itala verdrängte und unter dem Namen Vulgata, d. h. die allgemeine, im Abendlande bald in alleinigen Gebrauch kam. So wurde Hieronymus für die lateinisch redende Kirche des Abendlandes, was unser Luther für die evangelische Kirche deutscher Zunge geworden ist, der Bibelübersetzer. Schon aus diesem Grunde verdient es dieser merkwürdige Mann, daß wir ihn etwas genauer kennen lernen. Zugleich aber spiegeln sich in ihm wie die Vorzüge, so die Einseitigkeiten und Verirrungen jener Zeit in so charakteristischer Weise, daß ein Blick auf seinen Lebensgang für das Verständniß der ganzen Zeit von Werth ist. Stark waren in ihm die Triebe der Sinnlichkeit, glühend die Phantasie, aber noch stärker die Energie seines Willens, vermöge welcher er, rücksichtslos gegen sich und Andere, aber auch empfindlich und reizbar, das, was ihm als recht erschien, mit unbeugsamer Beharrlichkeit und rastloser Thätigkeit durchsetzte. Geboren im Jahre 331 zu Stridon in Dalmatien, erwarb er sich in Rom eine gelehrte Bildung und sammelte sich eine ansehnliche Bibliothek, ließ sich aber zugleich in das lockere und üppige Leben der Weltstadt hineinziehen. Der Sinn für etwas Höheres jedoch wurde in ihm nicht erstickt, die christlichen Eindrücke, welche sich ihm darboten, giengen nicht wirkungslos an ihm vorüber. Es waren das theils Eindrücke aus der Vergangenheit: die Grabstätten der Märtyrer, die Katakomben und so vieles, was an die Kämpfe und Siege der ersten Kirche erinnerte, — theils solche aus der unmittelbaren Gegenwart: einerseits die ernste Würde des Gottesdienstes, andererseits die

durch den verbannten Athanasius eben damals in Rom hervorgerufene Erweckung, die sich bis in die höchsten Kreise erstreckte und sich namentlich in der Vorliebe für das ascetische Leben zeigte. Gerade diese sinnlich auffallenden Erscheinungen, in denen sich das christliche Leben äußerte, mußten die erregbare Einbildungskraft des jungen Hieronymus und seinen aufs Ueberschwengliche gerichteten Sinn gewaltig ergreifen, und eine Frucht dieser Einwirkungen war es, daß er sich im Jahre 362 zu Rom taufen ließ. Doch immer noch war sein Herz getheilt. Seine abenteuerliche Sinnesweise wie seine Wißbegierde, veranlaßten ihn in den folgenden Jahren zu mehreren Reisen nach Frankreich und an den Rhein, und dann ins Morgenland, nach Kleinasien und Syrien. Der Aufenthalt in der Hauptstadt des letzteren Landes, Antiochien, war für sein Leben entscheidend. Er verfiel in Krankheit; dazu kamen sonstige schwere Erlebnisse. Da erwachte sein Gewissen. Die Macht desselben äußerte sich unter anderem in einem schreckhaften Traume. Es kam ihm vor, als stehe er vor dem Richterstuhle Christi und werde gefragt, wer er sei. Als er antwortete: „ein Christ", so hieß es: „du lügst, du bist ein Ciceronianer, nicht ein Christ, denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz." Hierauf wurde er auf Befehl des Richters geschlagen und erst auf die Fürbitte der Umstehenden und auf seine Betheurung, wenn er jemals wieder heidnische Bücher lese, so wolle er für einen gelten, der den Herrn verleugnet habe, wurde er losgelassen. So lebhaft war der Traum, daß Hieronymus behauptet, auch nach dem Erwachen noch die Schmerzen der Schläge gefühlt zu haben. Ein gewaltiger Sturm des inneren Lebens, in Fasten, Beten und Weinen sich kundgebend, erfolgte, und die Wirkung desselben war der feste Entschluß, der Lust der Welt in jeder Gestalt, auch der Beschäftigung mit heidnischer Wissenschaft zu entsagen und sein ganzes Leben dem Dienste Gottes zu weihen. Um diesen Entschluß auszuführen, zog er sich in die Wüste von Chalcis zurück. Aber gerade die Einsamkeit hatte die Wirkung, daß seine aufgeregte Phantasie ihm lüsterne Bilder vorspiegelte, von welchen er vergeblich durch Fasten und Beten loszukommen sich

bemühte. Da beschloß er, es mit geistiger Arbeit zu versuchen. Mit Hilfe eines bekehrten Juden fieng er an hebräisch zu lernen, eine Sprache, welche, so nothwendig sie für den christlichen Bibelforscher ist, damals in der abendländischen Kirche ganz unbekannt war. Nach vierjährigem Wüstenaufenthalt kehrte er nach Antiochien zurück, wo er die Weihe zum Presbyter nur unter der Bedingung sich gefallen ließ, daß ihm keine geistlichen Amtspflichten auferlegt werden. Hierauf begab er sich nach Konstantinopel, um Gregor von Nazianz zu hören und die griechischen Kirchenväter genauer zu studiren, dann wieder zurück nach Antiochien und in Begleitung des dortigen Bischofs Paulinus nach Rom, wo er mit dem Bischof Damasus in nähere Beziehung trat und von demselben die Aufforderung zur Verbesserung der Itala erhielt. Während seines Aufenthaltes in Rom förderte er wesentlich die, wie schon erwähnt, von Athanasius ausgegangene Erweckung, trug aber auch vermöge seiner excentrischen Geistesart dazu bei, daß dieselbe in Ueberspanntheiten hinein gerieth. Mit großer Begeisterung pries er mönchische Enthaltsamkeit und ein ascetisches Leben und fand bald feurige Anhänger. Namentlich auf mehrere Frauen aus römischen Adelsgeschlechtern machten seine Worte Eindruck: eine Marcella, Albina, Paula, gaben ihre Stellung in der Gesellschaft, ja ihre Ehe auf, um in der Zurückgezogenheit mit Fasten, Gebet und Bibellesen Gott zu dienen. Aber auch eine starke Gegenpartei bildete sich. Der genußsüchtigen Welt in der üppigen Hauptstadt mußte diese ganze Richtung des Hieronymus unverständlich und anstößig sein; unwissende und weltförmige Geistliche, welche er seine überlegene Gelehrsamkeit hatte fühlen lassen, oder deren ungeistliches Wesen er mit dem ihm eigenen scharfen Spotte geißelte, gesellten sich zu seinen Feinden. Als nun sein Beschützer, der Papst Damasus, starb, wurde seine Stellung in Rom eine sehr schwierige. Da geschah es, daß eine junge, zwanzigjährige Wittwe, die Tochter der Paula, plötzlich starb, wie es hieß, in Folge übertriebener Selbstpeinigungen. Nun kam der Unwille der öffentlichen Meinung gegen Hieronymus und seinen Anhang zum Ausbruch. „Warum jagt man

diese scheußlichen Mönche nicht aus der Stadt? Man sollte sie steinigen oder ins Wasser werfen!“ Solche Stimmen wurden laut. Hieronymus hielt es für gerathen die Stadt zu verlassen. In Gesellschaft mehrerer Mönche reiste er über Cypern nach Antiochien, dann, nachdem sich Paula und ihre Tochter Eustochium angeschlossen hatte, nach Jerusalem. Die hl. Orte Palästinas wurden besucht, dann pilgerte man nach Aegypten und zu den Einsiedlern der nitrischen Wüste, wobei Hieronymus die Gelegenheit benützte, um allerlei für die Erklärung der hl. Schrift wichtige Notizen zu sammeln. Aus Aegypten zurückgekehrt wählte er Bethlehem, damals einen elenden Flecken, zum Aufenthalt, um dem Orte nahe zu sein, wo die Krippe des Heilandes gestanden. Anfänglich lebte er ganz einsam unter den größten Entbehrungen. Nach drei Jahren aber ließ Paula daselbst drei Häuser bauen, eines für die Mönche, an deren Spitze Hieronymus stand, das andere für die Jungfrauen und Wittwen unter der Leitung der Paula, das dritte zur Aufnahme von Pilgern. Von ärmlicher Nahrung, unter Verzicht auf alle Bequemlichkeiten, mit Fasten, Beten und Schriftlesen beschäftigt, lebte die fromme Gesellschaft. Hieronymus setzte seine Bibelstudien fort und machte sich namentlich mit dem Hebräischen noch mehr vertraut mit Hilfe eines Juden Baranina, welcher übrigens wegen des Neides seiner Glaubensgenossen gegen die Christen nur bei Nacht zu ihm kommen konnte. Mehrere auf die Bibelerklärung bezügliche Schriften verfaßte er damals und begann das große Werk einer neuen Bibelübersetzung, das ihn fünfzehn Jahre lang beschäftigte; wie er überhaupt eine sehr rege schriftstellerische Thätigkeit entfaltete: Lebensbeschreibungen von Heiligen, eine große Menge von Briefen und mehrere Streitschriften haben wir von ihm. Bei seiner reizbaren Gemüthsart wurde er nemlich, obwohl in der Einsamkeit lebend, in nicht wenige Streitigkeiten verwickelt. Daß er die Bibel nach dem Grundtext übersetzte, machten ihm die Anhänger der hergebrachten Uebersetzung zum schweren Vorwurf; auch mit seinem Freunde, dem Presbyter Rufin von Aquileja und mit dem Bischof Johannes von Jerusalem zerfiel er dadurch, daß er sich durch einen

beschränkten Eiferer, den Bischof Epiphanius von Cypern, bewegen ließ, sich gegen den großen Kirchenlehrer Origenes, von dessen Schriften er früher selbst einige ins Lateinische übersetzt hatte, wegen einiger demselben schuldgegebenen Irrlehren auszusprechen. So heftig wurde der Streit zwischen den früheren Freunden Rufin und Hieronymus, so leidenschaftlich der Ton der Streitschriften, die sie gegen einander schrieben, daß Augustin sich veranlaßt sah, in einem Schreiben an Hieronymus diesen in den beweglichsten Worten zu bitten, sie möchten doch um ihrer selbst und um anderer, besonders um der Schwachen willen, denen sie durch ihre gegenseitigen Schmähungen Aergerniß geben, einander in Ruhe lassen. Endlich im hohen Alter noch mußte er, weil er sich gegen Pelagius entschieden ausgesprochen, bei Unruhen, welche die pelagianische Lehre in Palästina verursachte, vor der Wuth eines Volkshaufens in einen befestigten Thurm sich flüchten. So war sein Leben nicht ohne eigene Schuld voll von Kämpfen, bis zu seinem Tod, welcher am 30. September 420 zu Bethlehem erfolgte, nachdem er ein Alter von nahezu 90 Jahren erreicht hatte. Aber so einseitig und leidenschaftlich sein Eifer oft war, so hat er doch durch seinen großartigen, ganz der Erforschung der Schrift zugewandten Fleiß und insbesondere durch seine Bibelübersetzung, welche über ein Jahrtausend lang für das ganze Abendland die einzige Quelle der Bekanntschaft mit der hl. Schrift gewesen ist, ein bleibendes Verdienst um die Kirche Christi sich erworben.

Die hl. Schrift wurde damals auch außerhalb des Gottesdienstes von Geistlichen und Laien fleißig gebraucht. Wo ein ernsteres Christenleben uns beschrieben wird, da geschieht in der Regel auch des Bibellesens Erwähnung. Da aber der hohe Preis, welchen eine Bibel kostete, Aermeren nicht gestattete, sich eine solche zu verschaffen, so pflegte man in besonderen Gemächern an der Kirche Bibeln aufzulegen, damit jeder, der wolle, in ihnen lesen könne. Weil aber die Kunst des Lesens selbst gar manchen unbekannt war, so waren in der Kirche längere Bibellektionen eingeführt, bei welchen nicht nur einzelne Abschnitte, sondern auch ganze biblische Bücher im Zusammenhang

gelesen wurden; und es fehlte nicht an solchen, welche durch aufmerksames Zuhören sich eine vertraute Bekanntschaft mit der hl. Schrift erwarben. Welche Schriftabschnitte im Gemeindegottesdienst jedesmal gelesen werden sollten, darüber gab es noch keine Bestimmungen, es lag aber in der Natur der Sache, daß man in den Festzeiten solche Abschnitte wählte, welche sich auf das betreffende Fest bezogen. Als nun allmählig das ganze Jahr zu den Hauptfesten in Beziehung gesetzt wurde und so das christliche Kirchenjahr sich ausbildete, wurden mehr und mehr für jeden Sonntag bestimmte Schriftabschnitte gebräuchlich. Dies der Ursprung unserer sogenannten Perikopen.

An die Schriftverlesung knüpft sich die Predigt; nicht aber so, als ob in der bei uns gebräuchlichen Weise der verlesene Bibelabschnitt immer als Text der Predigt benützt worden wäre. Nein, die Vorlesung aus der Schrift hatte ihre Bedeutung für sich, und der Prediger konnte irgend einen andern Text zu Grunde legen, oder auch ohne einen solchen predigen. Bei den Griechen, zu deren nationalen Eigenthümlichkeiten die Vorliebe für das Rhetorische gehörte, nahm die Predigt im Gottesdienste eine bedeutende Stelle ein, und begabte Prediger hatten einen großen Zulauf. Da dieselben meist in den Schulen heidnischer Rhetoren ihre Bildung erhalten hatten, so konnte es nicht anders sein, als daß die Schönrednerei und Effekthascherei, welche im Geschmacke jener Zeit lag, auch auf ihre Predigten nicht ohne Einfluß blieb. Daneben aber zeichnen sich manche der Predigten, welche aus jener Zeit der griechischen Kirche auf uns gekommen sind, nicht nur durch große Kunst der Rede aus, sondern auch durch genaue Kenntniß des menschlichen Herzens, durch vielseitige Anwendung der biblischen Wahrheit, durch begeistertes Anpreisen der göttlichen Güte, verbunden mit hohem sittlichem Ernst und freimüthigem Zeugniß gegen die herrschenden Sünden. Wir haben schon früher von den Predigten des Basilius und Gregor von Nazianz geredet. Mehr noch als diese beiden ist als Prediger aus der griechischen Kirche Johannes mit dem Beinamen Chrysostomus oder Goldmund berühmt, einer der edelsten Zeugen Christi unter jenem Geschlecht.

Geboren ward er im Jahr 347 in der großen syrischen Hauptstadt Antiochien aus angesehener Familie. Sein Vater Secundus, ein römischer Stabsofficier, starb bald, seine Mutter Anthusa, obwohl erst 19 Jahre alt, blieb Wittwe, um alle ihre Sorgfalt auf die Erziehung des Knaben wenden zu können; sie selbst unterrichtete ihn und ließ es sich besonders angelegen sein, in das Wort Gottes ihn einzuführen. Durch diese Erziehung im Elternhause war ein so fester Glaubensgrund in ihm gelegt, daß es die Mutter wagen konnte, ihn in seinem 15. Jahre in die Schule des berühmten Redners und Sophisten Libanius, eines Hauptvertreters des Heidenthums, zu schicken. Wohl wurde hier der begabte Jüngling für die Schönheit der griechischen Dichter, Redner und Philosophen begeistert, wohl reizte es ihn, seine hervorragende Redegabe als Sachwalter zu verwerthen, so daß Libanius hoffen konnte, ihn für seine Richtung zu gewinnen; aber die mütterliche Fürbitte geleitete ihn, bald kam ihm die innere Unwahrheit im Treiben der heidnischen Sachwalter und Redekünstler zum Bewußtsein, er ward dieses eitlen Wesens überdrüssig und wandte sich nun mit aller Kraft seiner Seele dem Forschen in der hl. Schrift zu. Drei Jahre lang ließ er sich vom Bischof Meletius unterrichten und dann taufen. Da derselbe bei dieser Gelegenheit den Eifer und die Begabung des Jünglinges kennen gelernt, weihte er ihn zum kirchlichen Vorleser, und dieser ließ es geschehen, obwohl es mehr seiner Neigung entsprochen hätte, unter die Mönche zu gehen. Der Mutter Bitten hielten ihn zurück. „Mache mich nicht zum zweiten Male zur Wittwe," sprach sie, „verschiebe, was du vor hast, bis ich gestorben bin." Und nur zu bald trat dies ein. Die Mutter starb, und nun hielt den Chrysostomus nichts mehr zurück: er begab sich in das nahe gelegene Gebirge und schloß sich an die dortige Mönchsgesellschaft an. Einige Aebte, namentlich Diodor von Tarsus, führten den jungen Mann tiefer in das Verständniß der Schrift ein. Er fühlte sich in dieser Umgebung so glücklich, daß er in zwei Schriften, deren eine den Titel trägt, „daß das Mönchsleben höher und glückseliger sei als der Besitz der Kaiserwürde", in begeisterten Worten die Unabhängigkeit und die

Sittenreinheit preist, wodurch sich diese Lebensweise vor allen anderen auszeichne. Aber seine leidende Gesundheit nöthigte ihn, nach sechsjährigem Aufenthalt unter den Mönchen nach Antiochia zurückzukehren. Hier wurde er zum Diakonus geweiht. Seine Redegabe konnte er in dieser Stellung nicht verwerthen, denn die kirchliche Ordnung gestattete den Diakonen das Predigen nicht, desto eifriger war er in der Seelsorge, besonders unter den Armen und Kranken; außerdem verfaßte er in dieser Zeit mehrere aufs praktische Leben bezügliche Schriften, darunter die über das Priesterthum, worin er das geistliche Amt nach der Höhe seiner Würde und nach der Größe seiner Pflichten schildert. Im Jahre 386 ward er von dem Nachfolger des Meletius, dem Bischof Flavian, zum Presbyter geweiht und hatte als solcher seinen Bischof im Predigtamte zu unterstützen. Gleich seine ersten Predigten machten großen Eindruck und mit Recht, denn mit der Redegewandtheit, mit dem an den Alten gebildeten Geschmack verband sich reiche Gedankenfülle und der auch im Feuer des Vortrags sich ausprägende Ernst christlicher Ueberzeugung. Die Ereignisse des Jahres 387 gaben ihm reiche Gelegenheit, die mahnende und tröstende Kraft seines Wortes in Anwendung zu bringen. Die Regierung legte den Antiochenern eine ungewöhnlich hohe Abgabe auf, darob entstand ein Aufruhr, die Bildsäulen der kaiserlichen Familie wurden zertrümmert, die Häuser der Vornehmen vom Pöbel bedroht. Aber der Aufruhr wurde niedergeschlagen, und nun herrschte bange Furcht, welche Strafe der Kaiser verhängen werde. Chrysostomus hatte häufig, besonders auch am Sonntag vor dem Aufruhr gegen die Zuchtlosigkeit des Pöbels gepredigt, nun trat er mit einer Buß- und Trostpredigt auf. Der Bischof Flavian war nach Konstantinopel gereist, um beim Kaiser Fürsprache für die Stadt einzulegen. Während seiner Abwesenheit benützte Chrysostomus die Fastenzeit, welche dieses Mal ganz besonders ernst gefeiert wurde, und die täglichen Predigten, welche während derselben gebräuchlich waren, um die Gemeinde mit allem Nachdruck zur Buße zu rufen und sie aufzurichten durch die Versicherung, daß die göttliche Gnade sie

mit weiterem Unheil verschonen werde. Er that das in seinen berühmten 21 Predigten „von den Bildsäulen“. Flavian kehrte zurück mit der Zusicherung der kaiserlichen Vergebung, man sah darin eine Erfüllung dessen, was Chrysostomus geweissagt, und so wuchs sein Ansehen in der Gemeinde. Wohl hatte er mit allerlei sittlichen Schäden zu kämpfen, und seine Predigten sind daher eine reiche Fundgrube für die Kenntniß der geistigen Zustände der damaligen Christenheit, aber sein Wort fand eine gute Stätte, das christliche Leben in der Gemeinde erstarkte, und so war es für ihn ein schwerer Schritt, als er genöthigt wurde, diese Gemeinde zu verlassen. Der kaiserliche Günstling Eutropius hatte auf einer Reise den Chrysostomus in Antiochien predigen gehört und war von seiner Beredsamkeit so entzückt, daß er ihn, als der bischöfliche Stuhl in Konstantinopel erledigt war, dem Kaiser Arkadius als den geeignetsten Mann für denselben empfahl. Der Kaiser schickte dem Chrysostomus den Befehl, die Stelle anzunehmen; so konnte er sich nicht entziehen, aber heimlich mußte man ihn aus der Stadt wegbringen, weil sonst die Bevölkerung ihn nicht fortgelassen hätte. Am 26. Februar 398 wurde er in sein neues Amt eingesetzt. Er hatte hier eine schwere Aufgabe. Inmitten einer ebenso abergläubischen als genußsüchtigen Bevölkerung, in unmittelbarer Nähe eines despotischen, zu willkührlichen Eingriffen in die kirchlichen Angelegenheiten stets geneigten Hofes, und wenig unterstützt von der großentheils verweltlichten, in Intriguen aller Art verwickelten Geistlichkeit, sollte er wirken für die evangelische Wahrheit. Wir wissen, wie vor ihm ein Gregor von Nazianz die Würde eines Patriarchen von Konstantinopel niedergelegt hatte, um der Verderbniß der Hauptstadt zu entfliehen, wie einige Jahrzehnte nach ihm die Patriarchen Nestorius und Flavian Opfer der Umtriebe ihrer Gegner wurden. Auch dem Chrysostomus sollten Erfahrungen bitterster Art nicht erspart bleiben. Zunächst suchte er die ihm untergebenen Geistlichen durch Wort und Vorbild zu einer gewissenhaften Erfüllung ihres Berufes zu bewegen. Er selbst lebte in äußerster Einfachheit und verwendete die reichen Einkünfte seines Amtes theils zu Zwecken christlicher

Wohlthätigkeit, theils zur Begründung von Missionen, namentlich in Phönicien und unter den Gothen, welche damals mit dem Römerreiche in so manchfache Berührung kamen. Für die gothischen Hilfstruppen, welche in Konstantinopel in Garnison lagen, ließ er eine eigene Kirche einrichten, wo ihnen in ihrer Sprache — also in einem deutschen Dialekt — das Evangelium verkündigt wurde. Mit Freimüthigkeit strafte er die Sünden und unchristlichen Gebräuche, welche in der Stadt herrschten, und machte sich dadurch nicht wenige Feinde, aber viele wurden auch durch seine an die Herzen dringenden Worte gewonnen und waren ihm hinfort unter allen Wechselfällen mit der rührendsten Anhänglichkeit zugethan; darunter auch mehrere Frauen, besonders die vornehme Wittwe Olympias. Schon im folgenden Jahre 399 gieng es stürmisch zu. Jener kaiserliche Günstling Eutrop, der die Versetzung des Chrysostomus nach Konstantinopel veranlaßt hatte, mißbrauchte seine Macht zu Erpressungen und Gewaltthätigkeiten aller Art, die Warnungen des Chrysostomus beachtete er nicht, und als derselbe die Unglücklichen, welche sich in die Kirchen geflüchtet hatten, dort vor Eutrops Rache schützte, so wußte dieser vom Kaiser ein Gesetz auszuwirken, wodurch den Kirchen ihr altes Recht, Freistätten zu sein, genommen wurde. Aber siehe da, der übermüthige Günstling wurde durch einen Aufstand der Gothen gestürzt und flüchtete nun selbst als Hilfeflehender in die Kirche. Da hielt am folgenden Sonntag Chrysostomus vor einer ungeheuren Versammlung eine Predigt über die Eitelkeit alles Irdischen, worin er dem Eutrop zurief: „Die von dir bekämpfte Kirche hat dir ihren Schooß geöffnet und dich darin aufgenommen. Das sei der größte Triumph der Kirche, daß sie den gefangenen Feind, den von allen Verlassenen unter ihren Schutz nimmt, dem Zorn des Kaisers, der Wuth des Volkes, dem allgemeinen Hasse sich entgegenstellt.“ Mit eigener Gefahr vertheidigte Chrysostomus den Eutrop gegen die Soldaten, welche seinen Tod forderten. Im folgenden Jahr erneuerten sich die Unruhen der gothischen Söldnerschaaren, nur durch ein wunderbares Zusammentreffen der Umstände wurde Stadt und Reich gerettet. Die Menge

aber ließ sich durch diese ernsten Ereignisse in ihrem Leichtsinn nicht stören. In demselben Jahre hielt Chrysostomus eine Synode in Konstantinopel, im folgenden reist er nach Ephesus und ordnet die Zustände dieser Gemeinde. Im Jahre 402 aber zog sich, nachdem er schon zuvor durch seine Freimüthigkeit bei der Kaiserin Eudoxia angestoßen hatte, ein schweres Gewitter über ihm zusammen. Unter den Mönchen in der ägyptischen Wüste gab es manche Verehrer des Origenes; auf diese hatte der herrschsüchtige Erzbischof Theophilus von Alexandrien aus verschiedenen Gründen einen Haß geworfen, und sie flohen vor seinen Verfolgungen nach Konstantinopel. Chrysostomus verwendete sich für sie bei Theophilus, aber die Folge war, daß dieser sein grimmiger Feind wurde. Unterdessen hatten sich die Mönche der Kaiserin in der Kirche zu Füßen geworfen und sie um Schutz gegen Theophilus gebeten, so wurde denn dieser zur Verantwortung nach Konstantinopel vorgeladen. Er aber beredete den Bischof Epiphanius von Cypern, den wir schon als einen beschränkten Mann und heftigen Feind der origenistischen Ansichten kennen gelernt haben, daß Chrysostomus ein entschiedener Anhänger des Origenes sei, so kam Epiphanius in die Hauptstadt in der Absicht, den Chrysostomus zu stürzen; als er aber die Anhänglichkeit der Gemeinde an ihren Bischof sah, überhaupt merkte, daß die Sachen ganz anders lagen, als man ihm vorgeredet hatte, reiste er unverrichteter Dinge wieder ab. Im Jahr 403 kam Theophilus in Konstantinopel an, wo er schon mit den Feinden des Chrysostomus, unter denen manche bei Hof einflußreiche Beamte und Damen waren, in Verbindung stand. Die Kaiserin, bei welcher Chrysostomus wegen einiger Predigten in Ungnade gefallen war, wußte auch den Kaiser gegen ihn einzunehmen. Auf einem Landgut in der Nähe der Hauptstadt, die Eiche genannt, hielt Theophilus eine Synode mit seinen Genossen. Es wurde eine Reihe vollkommen ungegründeter, theilweise geradezu lächerlicher Beschuldigungen gegen Chrysostomus vorgebracht und derselbe sofort auf Antrag der Synode vom Kaiser zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt. Mit der Ruhe eines Jüngers Christi ver-

nahm er das Urtheil und ermahnte auch das Volk ruhig zu bleiben. „Mag das Meer wüthen,“ sprach er, „den Felsen, auf welchem wir stehen, reißt es nicht weg. Möge sich Woge auf Woge thürmen, das Schifflein Jesu, das uns in sich faßt, wird nicht sinken. Was sollte ich fürchten? den Tod? Christus ist mein Leben! Die Verbannung? Die Erde ist überall des Herrn! Den Verlust irdischer Güter? Ich habe nichts in die Welt gebracht, was sollte ich hinausnehmen wollen? Ich spotte der Schrecken dieser Welt und verachte ihre Herrlichkeiten!“ Heimlich ward er in ein Schiff gebracht und nach Bithynien hinüber geführt. Als das Volk hievon Kunde erhielt, gerieth es in bedenkliche Aufregung, und als in der folgenden Nacht ein Erdstoß die Stadt erschütterte, bat Eudoxia, welche darin ein Zeichen des göttlichen Zornes erblickte, den Chrysostomus in einem eigenhändigen Schreiben, wieder zurück zu kehren. Mit Jubel empfieng ihn seine Gemeinde. Aber die Freude dauerte nur kurz. Die Kaiserin hatte eine silberne Bildsäule aufrichten lassen, bei deren Einweihung waren Unordnungen vorgekommen, über welche sich Chrysostomus mißbilligend geäußert hatte. Man hatte der Kaiserin hinterbracht, er habe in der Predigt am Gedächtnißtage des Täufers Johannes die Worte gebraucht: „Wiederum wüthet die Herodias, wiederum tanzt sie und läßt sie tanzen, wiederum brennt sie vor Begierde, das Haupt des Johannes auf einer Schüssel zu empfangen.“ Darin erblickte Eudoxia eine Anspielung auf sich selbst, und sein Untergang war beschlossen. Eine neue Synode rechnete es ihm zum Verbrechen, daß er nach seiner Absetzung sein Amt angetreten habe, ohne kirchenordnungsmäßig wieder eingesetzt zu sein; sie setzte ihn ab, und der Kaiser schickte ihn abermals in die Verbannung. Als Ort derselben wurde ihm die ferne Stadt Kukusus in einer rauhen Gegend angewiesen. Durch die Landschaften im Inneren Kleinasiens zog er dorthin unter Gefahren und Entbehrungen aller Art, bald von Räuberbanden bedroht, bald vom Fieber gequält, bald von verweltlichten Geistlichen feindselig behandelt, von fanatischen Mönchen verjagt und auf unwegsamen Pfaden zu Boden stürzend. In Kukusus fand er bei Bischof und Volk

freundliche Aufnahme, mußte aber bald mit der ganzen Bevölkerung vor feindlichen Horden durch Schnee und Eis fliehen und fand erst nach längerem Umherirren endlich eine Zuflucht in der Festung Arabyssum. — Aber auch als Verbannter hörte er nicht auf fortzuwirken in der Heimat, der gläubigen Gemeinde zu Trost und Stärkung, seinen Feinden zu bitterem Verdruß. Gottes Wort ist ja nicht gebunden. So schrieb er denn ermuthigende Briefe an seine Freunde, welche in Konstantinopel manchen Verfolgungen ausgesetzt waren, und suchte auch durch Briefe die von ihm begonnenen Missionsunternehmungen zu fördern. Hinwiederum erhielt er von seinen Freunden in Konstantinopel Beweise fortdauernder Anhänglichkeit. Ja in der ganzen Christenheit zeigte sich Theilnahme an seinem Geschick: der Mönch Nilus verwendete sich für ihn bei dem durch ein Erdbeben erschreckten Kaiser, Bischof Innocenz von Rom verlangt, daß zu seinen Gunsten eine Synode gehalten werde; der Kaiser des westlichen Reiches, Honorius, macht seinem Bruder Arkadius Vorwürfe wegen seines Verfahrens gegen Chrysostomus. Allein das alles brachte diesem nur Nachtheil. Um ihm allen Verkehr mit der Welt abzuschneiden, setzten seine Feinde den Befehl durch, daß er nach Pityus, einem traurigen Ort an der Ostküste des schwarzen Meeres transportirt werden sollte. Zwei Soldaten führten den schwachen Greis. Unterwegs erkrankte er; man blieb zu Komana übernacht in einer Kirche, wo der Märtyrer Basiliskus begraben sein sollte. Dieser erschien ihm im Traume und sprach: „Sei getrost, mein Bruder, denn morgen werden wir beisammen sein.“ Am andern Tage trieben ihn seine Begleiter weiter, aber er konnte nicht mehr, sie mußten umkehren und ihn in die Kirche zurückbringen. Er zog ein reines Gewand an, verschenkte seine übrigen Habseligkeiten an die Armen, genoß das hl. Abendmahl, betete und verschied, das Losungswort seines Lebens auf den Lippen: Gelobt sei Gott für alles! Es war der 14. September 407. — Es legt sich uns hier eine Parallele nahe: in demselben Lande, wo Chrysostomus starb, hielt sich 400 Jahre vor ihm ein anderer berühmter Verbannter auf. Es war der römische Dichter Ovid, den die Un=

gnade des Kaisers Augustus hieher verwiesen hatte. Und was hatte dieser Heide, der das Leben zu genießen wußte wie kein anderer, aus seiner Verbannung, die viel leichter war als die des Chrysostomus, nach Hause zu schreiben? Trübsalslieder, wie er sie selbst nennt, Gedichte voll Jammerns über seine Lage und voll Schmeicheleien gegen den Kaiser. Aber wenn der lebensfrohe Heide sein leichtfertiges Leben mit Klagen schließt, so vollendet der Jünger Christi, für welchen es nichts Trauriges gab als die Sünde, seinen ernsten Lauf mit dem Triumphliede: Gelobt sei Gott für alles! —

So hat uns Chrysostomus durch sein Leben und Sterben gepredigt und hat uns dadurch erst recht begierig gemacht zu vernehmen, wie er mit Worten predigte. Hören wir eine Probe! — Im Jahr 399 drohte ein endloser Regen kurz vor der Erndte alle Felder zu verwüsten. Bußprozessionen in die Apostelkirche wurden gehalten. Nachdem das Ungewitter sich gelegt hatte, fuhr man über den Bosporus zur Peter- und Paulskirche, um Gott für die Rettung zu danken. Aber am folgenden Freitag war ein Pferderennen. In der Kirche erschienen nur wenige, und vom Circus her hörte man das wilde Geschrei der Menge. Am andern Tage gieng die Menge zur Lust des Theaters über. Am Sonntage darauf hielt Chrysostomus eine Strafpredigt über diese Leichtfertigkeit. Er sprach: „Ist das zum Aushalten? ist das zum Ertragen? denn euch selbst will ich zu Richtern aufrufen gegen euch, wie auch Gott mit den Hebräern that; denn indem er sich auf sie selbst gegen sie berief, sprach er: „Mein Volk, was habe ich dir gethan? und womit habe ich dich betrübt oder dich belästigt? Antworte mir!“ Ihm will auch ich es nachthun und nochmals zu euch sagen: ist das zum Aushalten? ist das zum Ertragen? Nach einer langen Reihe von Reden, nach so viel Belehrung haben uns einige verlassen und sind zur Schau wettrennender Pferde hinübergelaufen und sind so ausgelassen gewesen, daß sie die ganze Stadt erfüllt haben mit Geschrei und unordentlichem Lärmen, der viel Gelächter, mehr aber noch Weinen verursachte. — Als ich zu Hause saß und die ausgestoßenen Laute hörte, da litt ich härter als die,

welche von den Wogen umher geworfen werden; denn wie jene, wenn die Wellen an den Wänden des Schiffes anprallen, in der äußersten Gefahr zu sein fürchten, so prallte auch gegen mich mit noch größerer Heftigkeit jenes Geschrei an; und ich mußte zur Erde blicken und mich verhüllen, als die oben so unanständig sich betrugen und die unten mitten auf dem Markte den Wagenlenkern Beifall klatschten und noch heftiger als jene schrieen. Was wollten wir aber sagen oder wie uns vertheidigen, wenn ein Fremdling irgend woher dabeigestanden wäre und uns anklagte und spräche: machte es so die Stadt, der Apostel; sie, die einen solchen Lehrer hatte? so das Christum liebende Volk? die ungekünstelte, geistliche Versammlung? Nicht einmal vor dem Tag habt ihr euch gescheut, an welchem das vollbracht wurde, worin das Heil unseres Geschlechtes zu schauen ist! Vielmehr am Rüsttage, da dein Herr für die Welt gekreuzigt, und ein solches Opfer dargebracht, und das Paradies geöffnet und der Schächer in das ursprüngliche Vaterland hinauf geführt wurde; da der Fluch gelöst wurde und die Sünde verschwand, und der lange dauernde Krieg beendigt und die Versöhnung Gottes mit den Menschen geschlossen und alles umgestaltet wurde; an dem Tage, an welchem man hätte fasten und beichten und Dankgebete für die der Welt zu Theil gewordenen Güter zu dem hinauffsenden sollen, der das vollbracht hat; — da verließest du die Kirche und das geistliche Opfer und die Versammlung der Brüder und das ehrwürdige Fasten und ließest dich vom Teufel als ein Gefangener zu jenem Schauspiel hinführen! Ist das zum Aushalten, ist das zum Ertragen? Denn ich werde nicht aufhören, dieses beständig zu sagen und meinen Schmerz so zu lindern, indem ich ihn nicht stillschweigend in mich zurückdränge, sondern ihn offen herauslasse und euch vor Augen stelle. Wie werden wir nun Gottes Gnade uns erwerben, wie seinen Zorn versöhnen können? Vor drei Tagen überfiel uns ein Wolkenbruch und Regen, der alles mitnahm, den Landleuten gleichsam vor dem Munde weg ihren Tisch fortriß und alles andere durch die Gier des nassen Elementes verfaulen machte. Da gab es Flehen und Gebete, und unsere ganze Stadt strömte unauf-

haltsam an die Orte der Apostel, und wir nahmen zu Fürsprechern den heiligen Petrus und den seligen Andreas, das Apostelpaar, den Paulus und Timotheus. Hierauf als der Grimm sich gelegt hatte, setzten wir auch über die See, fürchteten uns nicht vor den Wogen und eilten zu den Häuptern, zu Petrus, der Grundlage des Glaubens, und Paulus, dem Gefäß der Erwählung, eine geistliche Festversammlung haltend, und ihre Kämpfe verkündigend, nemlich ihre Triumphe und Siege über die bösen Geister. Aber weder durch die Furcht vor dem Geschehenen ließen wir uns erschrecken, noch durch die Größe der Thaten der Apostel zurechtweisen, sondern so unmittelbar nachher, nach Verfluß nur eines Tages hüpfst und schreist du und siehst nicht, daß deine Seele von Leidenschaften gefangen fortgerissen wird. — Wolltest du aber einen Wettlauf unvernünftiger Wesen sehen, warum hast du nicht die unvernünftigen Leidenschaften in dir zusammengespannt, den Zorn und die Begierde, und ihnen das Joch der Weisheit aufgelegt, jenes sanfte und leichte, und über sie gesetzt die rechte Gesinnung und bist gefahren nach dem Kleinod der himmlischen Berufung, nicht von Koth zu Koth, sondern von der Erde zum Himmel eilend? Denn diese Art von Wettrennen bringt neben dem Vergnügen vielen Nutzen. Aber du überließest deine eigenen Angelegenheiten ohne weiteres nur dem Zufall und saßest da um fremden Sieges willen und verschwendetest einen solchen Tag fruchtlos und in Eitelkeit und mit Bösem."

„Oder weißt du nicht, daß, wie wir, wenn wir unserem Gesinde Geld unter die Hand geben, Rechenschaft von ihm fordern bis auf den Groschen hinaus; so auch Gott von uns Verantwortung fordern wird über die Tage unseres Lebens, wie wir einen jeden Tag verwendet haben? Was wollen wir nun sagen, was zu unserer Vertheidigung anführen, wenn über jenen Tag Rechenschaft von uns gefordert wird? Um deinetwillen gieng die Sonne auf, erleuchtete der Mond die Nacht, erglänzte die vielfach verschlungene Schaar der Sterne; um deinetwillen wehten die Winde und liefen die Flüsse; um deinetwillen sproßten die Saaten und giengen die Gewächse auf, und der Umlauf der

Natur bewahrte seine gewöhnliche Ordnung: der Tag erschien und die Nacht gieng vorbei; und das alles geschah um deinetwillen. Du aber, während die Geschöpfe dir dienen, erfüllst die Lust des Teufels, und während du von Gott ein solches Haus, ich meine diese Welt, zur Miete hast, hast du ihm den Mietzins nicht bezahlt. Und nicht zufrieden bist du gewesen mit dem ersten Tag, sondern auch am zweiten, da du doch hättest ein wenig ausruhen sollen von der eingedrungenen Schlechtigkeit, giengest du wieder hinauf und zwar ins Theater, vom Rauch ins Feuer laufend, dich hinabstürzend in einen zweiten ärgeren Abgrund. Greise entehrten ihre grauen Haare und Jünglinge stürzten ihre Jugend hinein, und Väter führten ihre Kinder hinauf, vom Anfang an des im Bösen unerfahrenen Alters sie in die Abgründe der Schlechtigkeit hineinstoßend, so daß einer sich nicht irren würde, wenn er solche Leute Kindsmörder statt Väter nennete, und Menschen, welche durch Schlechtigkeit die Seelen ihrer Abkömmlinge verderben.“ — —

Es folgt nun eine Schilderung des die Sinnlichkeit reizenden Auftretens der Schauspielerinnen; dann schließt er: „Darum sag ichs voraus und rufs mit heller Stimme: wenn einer nach dieser Ermahnung und Belehrung den Ueberläufer macht zu den gesetzwidrigen und verderblichen Theatern, so werde ich ihn nicht aufnehmen in diese Kreise, werde ihm keinen Antheil geben an den Mysterien, werde ihm nicht gestatten, den hl. Tisch zu berühren, sondern wie die Hirten die mit Raude überdeckten Schafe von den gesunden abschließen, damit sie nicht den übrigen die Krankheit mittheilen; so will ich auch zu Werke gehen. Denn wenn vor Zeiten der Aussätzige außerhalb des Lagers sitzen mußte und, auch wenn er ein König war, mit samt dem Diadem hinausgeschafft wurde, so wollen noch vielmehr wir den, der an der Seele aussätzig ist, aus diesem heiligen Lager hinausschaffen. Denn wie ich anfangs Ermahnung und Rath brauchte, so ist es jetzt nach so vieler Ermahnung und Belehrung nöthig, hinfort auch das Abschneiden eintreten zu lassen. Denn ein Jahr ists nunmehr, seit ich in eure Stadt getreten bin, und nicht oft hab' ich ausgesetzt, immerwährend hieran

euch zu mahnen. Da nun einige voll Eiter geblieben sind, wohlan, so wollen wir hinfort das Abschneiden eintreten lassen. Denn wenn ich auch kein Eisen habe, so hab' ich doch ein Wort, das schneidender ist als Eisen; wenn ich auch kein Feuer bei mir führe, so hab' ich doch eine Lehre, die wärmer ist als Feuer und nachdrücklicher brennen kann. Verachte also unsern Ausspruch nicht. Denn wenn wir auch geringfügig und gar erbärmlich sind, so ist uns doch von der Gnade Gottes eine Würde anvertraut, die das bewirken kann. Darum sollen solche hinausgeschafft werden, damit mir die Gesunden gesünder werden und die Kranken sich aus der großen Schwäche wieder aufraffen. Wenn es euch aber geschaudert hat beim Anhören dieses Ausspruchs, — denn ich sehe, daß alle traurig und darniedergebeugt sind — so mögen sie sich ändern, und der Ausspruch ist gelöst. Denn wie wir Macht empfangen haben, zu binden, so auch zu lösen und wiederum herzuzuführen. Denn nicht unsere Brüder wollen wir abhauen, sondern die Schmach der Kirche wegtreiben. Denn jetzt werden die Griechen uns verlachen und die Juden uns verhöhnen, wenn wir unsere eigenen Sünden so übersehen; dann aber werden auch jene uns sehr loben und die Kirche bewundern und Ehrfurcht vor unsern Gesetzen bekommen. Keiner also von denen, die in derselben Hurerei verharren, soll in die Kirche treten, sondern mit Drohworten soll er von euch getrieben werden und ein gemeinschaftlicher Feind soll er sein. „Denn," heißt es, „so jemand nicht gehorsam ist unserem Wort in dem Brief, den zeiget an und habt nichts mit ihm zu schaffen." Das aber thut: gestattet ihnen keinen Antheil an euren Unterredungen, nehmt sie nicht auf ins Haus, habet keine Gemeinschaft mit ihnen bei Tische, noch beim Eingehen, noch beim Ausgehen, noch auf dem Markte. Auf diese Weise werden wir sie dann leicht wieder gewinnen. Und wie die Jäger das Wild, welches schwer zu fangen ist, nicht nur von einer Seite, sondern von allen Seiten her treiben und so ins Netz bringen, so wollen auch wir die Verwilderten zusammentreiben und werden sie schnell ins Netz des Heils bringen; wir von dieser, ihr von jener Seite. Damit nun das geschehe, seid auch ihr mit uns unwillig,

ja vielmehr traget Leid um der Gesetze Gottes willen, und wendet euch eine kleine Zeit ab von den Brüdern, welche auf diese Weise krank und Gesetzesübertreter sind, damit sie auf immer die Eurigen werden. Denn es gereicht euch nicht zu geringer Verdammniß, wenn ihr ein solches Verderben übersehet, sondern die größte Strafe wird euch treffen; denn wenn in den Häusern der Menschen einer von der Dienerschaft ergriffen wird, wie er Silber oder Gold wegnimmt, so wird nicht nur der Ergriffene gestraft, sondern auch die, welche davon gewußt und es nicht angezeigt haben; — noch viel mehr in der Kirche. Denn es wird alsdann Gott zu dir sprechen: „Da du sahest, daß aus meinem Hause nicht Silber oder ein goldenes Gefäß gestohlen wurde, sondern daß die Nüchternheit geraubt wurde, und daß der, welcher den kostbaren Leib empfangen und an einem solchen Opfer Antheil bekommen hatte, an den Ort des Teufels hingieng und so das Gesetz übertrat: warum hast du geschwiegen? warum hast du es ertragen? warum hast du es dem Priester nicht angezeigt?" und nicht unbedeutende Strafen wirst du zu bezahlen haben. Darum werde denn auch ich, auch wenn ich betrübe, mit keiner von den schwereren Strafen sparsam sein. Denn es ist viel besser, daß ihr hier betrübt und dadurch dem zukünftigen Gericht entrissen werdet, als daß ich euch zu Gefallen rede und alsdann mit euch gestraft werde. Denn nicht einmal das ist sicher oder gefahrlos für uns, stillschweigend solches zu ertragen; denn von euch wird jeder nur über sich selbst Rechenschaft geben, ich aber bin verantwortlich für das Heil aller. Darum also werde ich nicht aufhören, alles zu thun und zu sagen, wenn ich auch betrüben, wenn ich auch beschwerlich und lästig erscheinen muß, so daß ich vor jenen furchtbaren Richterstuhl treten kann ohne Flecken oder Runzel oder etwas dergleichen. Möchte es den Bitten der Heiligen zu Theil werden, daß die schon Verderbten schnell zurückkehren, die aber, welche unversehrt geblieben sind, weiter fortschreiten in der Wohlanständigkeit und Nüchternheit; damit ihr errettet und wir erfreut werden und Gott verherrlicht werde jetzt und immer und bis in die unendliche Ewigkeit hinein. Amen."

Im Abenlande war, wie schon früher bemerkt, die Predigt weniger gebräuchlich, das liturgische Element herrschte im Gottesdienst vor. Erst Ambrosius hat durch sein Beispiel das Predigen gefördert, indem er an griechische Muster sich anschloß, und Augustin hat sofort die Predigt weiter ausgebildet. Da er aber mehr ein Gelehrter und tiefer Denker als ein populärer Redner war, so sind seine Predigten weniger leicht verständlich und greifen weniger ans Herz als die eines Chrysostomus. Eine besonders große Rolle spielt in denselben die Allegorie. Lernen wir aus einer Probe die Predigtweise Augustins kennen! In einer Predigt, welche er am Tage des Märtyrers Vincentius über Jakob und Esau hielt, spricht er sich über das Verhältniß des alten und neuen Testaments folgendermaßen aus:

„Dem Jakob wollen wir angehören und nicht fleischlich leben; denn bei einem jeden ist das fleischliche Leben das Erste, daher heißt Esau der ältere Bruder. Von zwei Testamenten ist im Gesetz die Rede, dem alten und neuen. Das alte hatte zeitliche Verheißungen, aber mit geistlicher Bedeutung. Eure Liebe wolle aufmerken! Wenn den Juden das gelobte Land verheißen ist, so bedeutet das gelobte Land geistlich etwas; wenn den Juden die Beschneidung des Fleisches gegeben ist, so bedeutet sie eine geistliche Beschneidung; wenn den Juden befohlen ward, einen Tag von sieben als Sabbat zu halten, so bedeutet das die geistliche Ruhe, die keinen Abend hat, denn gerade bei jenen sieben Tagen im ersten Buch Mose heißt es von jedem Tage: „Es ward Abend," bei dem siebenten Tage aber heißt es nicht so. Durch den siebenten Tag, der keinen Abend hat, wird uns die ewige Ruhe bedeutet, wo kein Untergang ist. Wenn den Juden fleischliche Opfer gegeben wurden, so bedeuten sie vermöge der geschlachteten Thiere geistliche Opfer. Daher gehören diejenigen, welche es so verstanden, als werde ihnen das Gegenwärtige als etwas Großes gegeben, und welche nichts Künftiges suchten, noch im Stande waren, das, was fleischlich vorgetragen wurde, geistlich zu begreifen, zu dem älteren Sohne, sie gehören zum alten Testament. Denn das alte Testament ist eine figürliche Verheißung, das neue die geistlich verstandene Verheißung.

Denn da das Jerusalem, welches auf Erden war, zum Alten Testamente gehört, so hat es eine bildliche Beziehung zu dem Jerusalem, welches im Himmel ist und zum Neuen Testamente gehört. Die fleischliche Beschneidung gehört zum Alten, die Beschneidung des Herzens zum Neuen Testament. Befreit wird nach dem Alten Testament das Volk aus Aegypten, befreit nach dem Neuen das Volk vom Teufel. Die ägyptischen Verfolger und Pharao verfolgen die aus Aegypten ausziehenden Juden; es verfolgen das Christenvolk seine Sünden und der Teufel, der Fürst der Sünden. Aber wie die Aegypter bis zum Meer die Juden verfolgen, so verfolgen die Christen bis zur Taufe ihre Sünden. Merket auf, Brüder, und sehet! Befreit werden durchs Meer die Juden, bedeckt werden im Meere die Aegypter: befreit werden die Christen in der Sündenvergebung, vertilgt werden die Sünden durch die Taufe. Sie ziehen heraus vom rothen Meere und wandern durch die Wüste; so sind auch die Christen nach der Taufe noch nicht in dem gelobten Lande, sondern sie sind in der Hoffnung. Diese Welt aber ist die Wüste; und in Wahrheit ist sie dem Christen eine Wüste nach der Taufe, wenn er erkennt, was er empfangen hat. Wenn nicht nur körperliche Zeichen an ihm geschehen, sondern auch im Herzen eine geistliche Wirkung, so erkennt er, daß ihm diese Welt eine Wüste sei, er erkennt, daß er in der Fremde lebe und nach dem Vaterlande sich sehne. So lange er aber sich sehnt, ist er in der Hoffnung. Denn „wir sind wohl selig, doch in der Hoffnung. Die Hoffnung aber, die man siehet, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man deß hoffen, das man siehet? So wir aber deß hoffen, das wir nicht sehen, so warten wir sein durch Geduld.“ Diese Geduld macht, daß man in der Wüste etwas hofft. Wenn sie sich schon im Vaterlande dünkt, so kommt sie nicht ins Vaterland; wenn sie sich schon im Vaterlande dünkt, so bleibt sie auf dem Wege zurück. Um aber auf dem Wege nicht zurück zu bleiben, hoffe sie auf das Vaterland, sehne sich nach dem Vaterlande, damit sie nicht verirre. Denn es begegnen einem Versuchungen, und zwar auch nach der Taufe. Denn wie nicht die einzigen Feinde der Juden die Aegypter waren, welche sie von Aegypten

aus verfolgten, sondern es auch in der Wüste solche gab, die ihnen den Weg verlegen wollten, und mit ihnen gekämpft ward und sie besiegt wurden; so soll der Christ, wenn er nach der Taufe angefangen hat, den Weg seines Herzens in der Hoffnung der Verheißungen Gottes zu wandeln, nicht abirren. Denn es begegnen ihm Versuchungen, welche etwas anderes ihm nahe legen, die Ergötzlichkeiten dieser Welt, gleichsam ein anderes Leben, um jeden von seinem Wege abzulenken und von seinem Vorsatze abzubringen. Wenn du aber durch jenes Verlangen diese Einflüsterungen besiegst, so werden die Feinde auf dem Wege überwunden und das Volk ins Vaterland geführt."

VI. Die hl. Handlungen. Die kirchliche Verfassung.

Wir haben bisher zwei wichtige Bestandtheile des altkirchlichen Kultus, den Gesang und die Verkündigung des Wortes genauer ins Auge gefaßt. Aber noch ist uns übrig, dasjenige, was je länger je mehr für das Allerheiligste im Gottesdienste galt, zu betrachten, die Feier der Sakramente samt den damit zusammenhängenden Handlungen. Hand in Hand mit der an alttestamentliche Anschauungen anknüpfenden Ausbildung eines besonderen Priesterstandes gestaltete sich auch der Gottesdienst mehr und mehr in alttestamentlicher Weise, so daß weniger auf das Wort als auf das gottesdienstliche Handeln Gewicht gelegt wurde. Hiezu kam die durch die Verbindung der Kirche mit dem kaiserlichen Hof und besonders durch einzelne kirchlich eifrige Kaiserinnen beförderte Neigung zu äußerer Pracht, welche eher bei solchen Handlungen als bei der Predigt Befriedigung finden konnte. Endlich ließ es die Rücksicht auf die unbekehrten Massen, welche seit Konstantin in die Kirche eindrangen, gerathen erscheinen, den Schwerpunkt des Gottesdienstes nicht in die Predigt, welche ja allen zugänglich bleiben mußte, als vielmehr in dasjenige zu verlegen, woran nur den vorher Erprobten Antheil gegeben wurde, um so einestheils durch

die Anziehungskraft des Geheimnißvollen die Menge nach der vollen Mitgliedschaft der Kirche begierig zu machen, anderntheils ein Mittel zu haben, um das Heilige vor der Entweihung durch unreine Menschen zu schützen. So werden die hl. Handlungen vorzugsweise unter den Gesichtspunkt der Mysterien gestellt. Als die bei weitem bedeutendsten derselben erscheinen Taufe und hl. Abendmahl, wenn auch der Ausdruck Sakrament oder Mysterium daneben auf manche andere Handlungen angewendet wird. Eine genauere Bestimmung der wesentlichen Stücke, die zu einem Sakrament gehören, finden wir in Augustins Ausspruch: „Das Wort tritt zu dem Elemente hinzu, und so entsteht das Sakrament." der Taufe wurde, wie von Anfang an, so auch in der Zeit, mit welcher wir uns beschäftigen, die höchste Bedeutung beigelegt. Das christliche Alterthum wußte die objektive Erweisung der Gnade Gottes in derselben besser zu würdigen als unser Geschlecht, das so sehr geneigt ist, nur nach den subjektiven Eindrücken und Erfahrungen zu fragen. Wenn aber früher die Ueberzeugung von der segensreichen Wirkung der Taufe mehr nur als unbestimmte Vorstellung in den Herzen gelebt und in sinnbildlichen Handlungen und rhetorischen Ausdrücken und Vergleichungen sich ausgesprochen hatte, so wurde ihr durch Augustin eine sichere Begründung und ein klarer Ausdruck verliehen. Seine tiefere Erfassung der Lehre von der Erbsünde führte ihn dazu, daß er die Taufe als das Mittel, die Schuld der Erbsünde wegzunehmen für unbedingt nothwendig erklärt. Ja er geht so weit, daß er alle ungetauft Gestorbenen ewig verdammt sein läßt. Aus diesem Grunde empfiehlt er denn auch unter Hinweisung auf die von den Aposteln her überlieferte Sitte die Taufe der Kinder, bei welcher Christus denselben auf verborgene Weise seine Gnade eingieße. Wohl fehle den Kindern der Glaube, aber durch den stellvertretenden Glauben der Kirche werde er ersetzt. Uebrigens hatten die Kirchenlehrer noch lange zu kämpfen, bis die weit verbreitete Sitte, die Taufe bis gegen das Lebensende hinaus zu schieben, beseitigt war.

Ein noch viel ernsteres Anliegen aber war es für die Kirche jener Jahrhunderte, einem unberechtigten Sichherzudrängen zu

der Taufe zu wehren. Sollte die Kirche nicht vollständig von der Welt überschwemmt werden, so galt es, diese Pforte, welche den Eingang zu ihrer Mitgliedschaft bildete, zu einer engen zu machen. Dazu dienten die immer weiter ausgebildeten Bestimmungen über den Vorbereitungsstand, welcher der Taufe der Erwachsenen voranzugehen hatte. Man unterschied allmählich verschiedene Stufen von Katechumenen. Wer seine Absicht, zum Christenthum überzutreten, ausgesprochen hatte, wurde zunächst zu einem Priester oder Diakon geführt, dann wurden Erkundigungen über sein bisheriges Leben eingezogen und durch eine Unterredung die Aufrichtigkeit seines Vorsatzes erforscht. Hierauf erst wurden in einem seiner Individualität entsprechenden Vortrage die historischen Grundthatsachen der göttlichen Offenbarung ihm mitgetheilt. Jeden solchen auf die Taufe vorbereitenden Vortrag nannte man Katechese, ohne daß wir dabei an eine mittelst Fragen und Antworten erfolgende Unterweisung denken dürften, welche man jetzt mit jenem Namen zu bezeichnen pflegt. Wenn auf dieses hin der Taufbewerber sein Verlangen wiederholte, so wurde er durch das Kreuzeszeichen geweiht und durfte sich nunmehr „Christ" nennen. Aber er war noch weit entfernt, ein Mitglied der Gemeinde zu sein, vielmehr war er nun erst in die unterste Klasse der Katechumenen aufgenommen, welche berechtigt und verpflichtet waren, der öffentlichen Verkündigung des Wortes anzuwohnen und daher Zuhörer (audientes) hießen. Sie wurden in den grundlegenden Wahrheiten des Christenthums, etwa in demjenigen, was den Inhalt des ersten Hauptartikels im Glaubensbekenntniß bildet, unterwiesen und zum Lesen der hl. Schrift ermahnt. Die Weihe zu der nächst höheren Stufe geschah durch Handauflegung. Erst wer dieser theilhaftig geworden war, gehörte unter die Katechumenen im engeren Sinne, oder unter die Niederknienden (genu flectentes). Dieser Name bezeichnet, daß sie berechtigt waren, nicht nur an der Verkündigung des Wortes, sondern auch am G e b e t der Gemeinde theilzunehmen. Nachdem die bloßen „Zuhörer" aus dem Gottesdienste entlassen waren, wurde für diese zweite Klasse besonders gebetet, dann empfiengen sie knieend den Segen des Bischofs, zu

welchem die ganze Gemeinde das Amen sprach, und wurden entlassen. Jenes Gebet des Bischofs lautete in der Kirche zu Antiochien: „Möge der allbarmherzige Gott ihr Gebet erhören und die Ohren ihrer Herzen öffnen, daß sie vernehmen, was kein Auge gesehen und kein Ohr vernommen hat; möge er in dem Worte der Wahrheit sie unterrichten, die Gottesfurcht in ihre Herzen aussäen, den Glauben an seine Wahrheit in ihren Seelen befestigen, das Evangelium der Gerechtigkeit ihnen offenbaren; möge er ihnen einen göttlichen Sinn, einen besonnenen Verstand, einen tugendhaften Lebenswandel verleihen, so daß sie allezeit, was Gottes ist, denken und üben und in dem Gesetze Gottes Tag und Nacht zu Hause seien; möge er sie retten aus allem bösen Wesen, aus allen teuflischen Sünden und allen Versuchungen des Argen; möge er sie würdigen zu rechter Zeit der Wiedergeburt, der Vergebung der Sünden, der Bekleidung mit dem neuen, unvergänglichen, göttlichen Leben; möge er segnen ihren Ein- und Ausgang, ihre Familien und ihr Gesinde; möge er ihre Kinder mehren, segnen, zur Reife des Alters führen und weise machen; möge er alles, was ihnen bevorsteht, zum Besten lenken."

Die Namen derjenigen, welche sich auf diesen beiden ersten Stufen bewährt hatten, wurden zu Anfang der Fastenzeit in die kirchlichen Listen eingetragen. Sie hießen nun Taufbewerber (competentes) und entsagten feierlich der Welt und dem Satan, gelobten dagegen Christo treu zu sein. Jetzt erhielten sie eine zusammenhängende Unterweisung durch den Bischof oder einen Presbyter, meist in einer Taufkapelle oder auch im Schiff der Kirche. Die noch aufbehaltenen 23 „Katechesen" des Bischofs Cyrill von Jerusalem (um 348) geben uns ein Bild von dem Gang dieses Unterrichts. Am Gründonnerstag, Charfreitag oder Ostersamstag geschah dann das Aufsagen des Glaubensbekenntnisses. Den Schluß der ganzen Vorbereitung, welche zwei oder drei Jahre umfaßte, im Falle von vorgekommenen Versündigungen aber auch auf fünf oder mehr Jahre verlängert wurde, bildete am Ostersamstag das recitirende Absingen des Glaubensbekenntnisses und Vaterunsers durch den Priester, während er

den Katechumenen die Hand aufs Haupt legte, um auszudrücken, daß ihnen diese beiden heiligen Formeln hiemit übergeben werden. Um drei Uhr zog man zur Kirche, die Kerzen als Sinnbilder der durch die Taufe zu vollziehenden geistigen Erleuchtung wurden geweiht. Gebete und Schriftvorlesungen folgten, zuletzt ward Ps. 42 gelesen: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser." Nun giengs zum Taufwasser, dieses wurde gesegnet, der Täufling um seinen Glauben befragt und ob er getauft sein wolle. Er stand hiebei gegen Westen, den Ort der Finsterniß, gewendet und sprach die Entsagungsformel: „Ich entsage dir, Satan, allen deinen Werken, allen deinen Aufzügen und allem deinem Dienste", dann wendete er sich gegen Osten mit den Worten: „Dir, o Christe, sage ich mich zu". Hierauf folgte die dreimalige Untertauchung, die Salbung mit hl. Oel samt Handauflegung, zuletzt die Feier des hl. Abendmahls. In der darauf folgenden Woche erhielten die Neugetauften manchmal noch weiteren Unterricht.

Wir sehen, wie ernst es die Kirche nahm mit der Aufnahme in ihre Mitte, und wie sie durch Unterricht nicht nur, sondern auch durch symbolische Handlungen in den Täuflingen einen tiefen Eindruck von der Wichtigkeit des Schrittes, den sie thaten, hervorzurufen bemüht war. Aber der Irrthum war der, daß man diese Handlungen mehr und mehr als Mittel betrachtete, die Gnade mitzutheilen, so daß die verborgene Wirksamkeit des göttlichen Geistes durch das in die Augen fallende Thun der Kirche in den Schatten gestellt wurde.

Die Getauften durften nun am ganzen Gottesdienste theilnehmen, dessen Höhepunkt das hl. Abendmahl bildete. Vergegenwärtigen wir uns den Verlauf eines solchen Gottesdienstes, so bemerken wir freilich eine große Verschiedenheit von der einfachen Gestalt unserer Gottesdienste, aber wir können nicht leugnen, daß diese reichen Formen, so ungewohnt sie uns sind, doch einen tiefen Wahrheitsgehalt in sich schloßen. Der ganze Gottesdienst zerfiel, wie aus dem Bisherigen schon hervorgeht, in zwei Theile, an deren erstem auch die Katechumenen Theil nehmen durften, und der hauptsächlich die Predigt umfaßte,

während der zweite, der die Sakramentsfeier zum Mittelpunkt hatte, nur für die eigentlichen Gemeindeglieder bestimmt war. Der erste Theil begann mit dem stille gesprochenen Sündenbekenntniß, dann wurde Psalm 63 als Morgenlied gesungen. Es folgte eine Psalmenlektion, dann kündigte der Diakon die Vorlesung der Epistel an, welche nach vorangegangenem Responsorium durch den Lektor geschah. Darauf wurde ein Hallelujahpsalm gesungen und während desselben die Lichter am Altar angezündet, dann das Evangelium vorgelesen und mit einem Responsorium von der Gemeinde beantwortet. Hieran schloß sich die Predigt des Bischofs oder Presbyters, nach welcher der Diakon die „Zuhörer" weggehen hieß. Nun folgten die Fürbitten für die Katechumenen, die Besessenen, die Täuflinge, die Ausgeschlossenen, jedesmal vom Diakon angekündigt und von der Gemeinde mit einem „Herr, erbarme dich" bekräftigt. Der Segen, vom Bischof gesprochen, beschloß diesen Theil des Gottesdienstes, worauf alle, die nicht eigentliche Gemeindeglieder waren, sich entfernten, und der zweite Theil, „die Messe der Gläubigen", begann. Derselbe zerfiel in die Vorbereitung, die Feier und die Nachfeier des hl. Abendmahls. Die erstere bestand nach einem stillen Gebet in dem Sprechen des allgemeinen Kirchengebets durch den Bischof und dem sogenannten Offertorium, einem Liede, worin die Gemeinde ihre Willigkeit aussprach, sich dem Dienste des Herrn zu opfern. Die Abendmahlsfeier begann damit, daß die Anwesenden auf die Aufforderung des Diakons einander mit dem Friedenskusse begrüßten. Dann mahnte jener zu gegenseitiger Prüfung, ob kein Unwürdiger, kein in Feindschaft Lebender, kein Heuchler da sei. Hierauf rief er: „Das Herz empor!" und die Gemeinde antwortete: „Ja, zum Herrn haben wir das Herz erhoben." Sofort wuschen Bischof und Presbyter die Hände, die dargebrachten Gaben an Brod und Wein wurden auf den Altar gestellt, der Bischof trat an denselben, machte das Kreuz über die Gemeinde und leitete die Feier mit einem Gebet ein, die Gemeinde auffordernd zu gemeinsamem Dank für die Wohlthaten der Schöpfung und Erlösung, worauf diese erwiderte: „Ja, es ist Recht und Schuldigkeit, daß wir

dem Herrn danken.“ Dann folgte die Weihung des Brodes und Weines durch das Sprechen der Einsetzungsworte. Daß hiedurch eine übernatürliche Kraft denselben mitgetheilt werde, war die allgemeine Ueberzeugung, wenn auch über die Art, wie das geschehe, manchfache Unklarheit und Verschiedenheit der Meinungen herrschte und von manchen Ausdrücke gebraucht wurden, welche nahe an die spätere katholische Verwandlungslehre anstreifen. Mit der Consekration verbunden war das Emporheben der Elemente des Abendmahls, um sie der Gemeinde zu zeigen. Es wurde darauf die allgemeine Fürbitte und das Opfergebet samt dem Vaterunser gebetet. Nun folgte die Kommunion selbst; während derselben wurden Psalmen gesungen, namentlich Ps. 34, 9.: „Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist“, und die Empfangenden antworteten mit Amen. Nun folgte die Nachfeier mit Gebet, Segen und Entlassung der Gemeinde.

Daß mit dieser Feierlichkeit der Handlung das Benehmen der sich Herbeidrängenden oft sehr wenig übereinstimmte, wissen wir aus den rügenden Worten mancher Prediger jener Zeit.

So war die Kommunion ein wesentliches Stück des sonntäglichen Gottesdienstes, und Augustin drang darauf, daß mit jedem Sonntagsgottesdienst eine Abendmahlsfeier verbunden werde. Daß sich an derselben jedesmal alle Getauften, so weit sie nicht wegen Vergehungen ausgeschlossen waren, betheiligen, galt als Voraussetzung, wenn es auch nicht an solchen fehlte, welche jährlich nur ein- oder zweimal kommunicirten. Andererseits herrschte in manchen Gegenden noch immer die Sitte der täglichen Kommunion; da nun aber nicht alle Tage Gottesdienst war, so pflegte man etwas von dem geweihten Brode nach Hause zu nehmen und jeden Morgen zur geistlichen Stärkung für die Berufsarbeit des Tages davon zu genießen. Hieraus entwickelte sich im Laufe der Zeit die Sitte, das Abendmahl unter einerlei Gestalt zu empfangen, während zunächst noch der Genuß unter beiderlei Gestalten nicht nur allgemein herrschend war, sondern im Gegensatz gegen die Manichäer, welche bei der Feier des Abendmahls keinen Wein verwendeten, selbst von Päpsten wie

Leo der Große für das allein Zulässige erklärt wurde. Auch die Vorstellung vom Abendmahl als einem Opfer, welche uns schon in der ersten Zeit der christlichen Kirche begegnete, entwickelte sich weiter dahin, daß die Gemeinde, indem sie das Gedächtniß des Opfertodes Jesu feierte, zugleich sich selbst ihm geistlich opferte. In diesem Sinne redet namentlich Augustin von einem Opfer beim hl. Abendmahl. Da aber, wie wir gesehen, bei der Abendmahlsfeier mit der Konsekration der Elemente das Fürbittengebet unmittelbar verbunden war, so fieng man an, der Darbringung dieser Elemente die Wirkung zuzuschreiben, daß dadurch jene Fürbitten für Lebende und Verstorbene kräftiger werden, und von da war nur noch ein Schritt zu der römischen Lehre vom Meßopfer.

Daß auch die Gesellschaftsverfassung der christlichen Kirche in Folge des neuen Verhältnisses, in das sie zum römischen Staate getreten war, sich in wesentlichen Beziehungen ändern mußte, ist selbstverständlich. Doch hielt die Kirche, auch nachdem sie Staatskirche geworden, daran fest, daß die Zugehörigkeit zu ihr, die Theilnahme an ihren Heiligthümern, von einer im Wandel zu beweisenden christlichen Gesinnung abhängig, die Gemeinde als ein auserwähltes Geschlecht zu betrachten sei und daher an ihre Mitglieder andere Anforderungen zu stellen habe, als der Staat an die seinigen. Hiemit befand sie sich allerdings im vollsten Gegensatz gegen die antike Anschauung, nach welcher jeder Staatsbürger an der Staatsreligion und ihren Kulten gleichermaßen Antheil hat, die bürgerliche und die religiöse Gemeinschaft einander decken. Daß diese Anschauung des heidnischen Alterthums, welche freilich heutzutage oft genug mitten in der Christenheit sich geltend macht, mit ihrem Bestande unverträglich sei, davon hatte die Kirche jener Zeit ein tief gehendes Gefühl; daher ihr energischer Widerstand gegen die so übermächtig in sie eindringende heidnische Lebensweise, der sich namentlich in den um diese Zeit aufgekommenen genaueren Bestimmungen über die Wiederaufnahme der Gefallenen offenbart. Wer durch grobe Verfehlungen sein Taufgelübde verletzt hatte, wurde von der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen

und konnte erst, wenn er genügende Beweise seiner Buße gegeben, wieder aufgenommen werden. Zunächst durften die Büßenden (poenitentes) nicht einmal die Kirche betreten; sie hatten ihren Ort vor den Kirchenthüren, wo sie weinend und sich zur Erde niederwerfend die Hineingehenden um ihre Fürbitte anflehten. Hatten sie so ihre Reue bezeugt, so wurde ihnen gestattet, in dem für die Ungetauften bestimmten Raume der Kirche der Schriftverlesung und Predigt zuzuhören. Eine weitere Stufe war, daß ihrer im Gemeindegebet gedacht wurde, wobei sie knieend mitbeteten. Hierauf folgte die Zulassung zum ganzen Gottesdienst und schließlich die Wiederaufnahme in die Abendmahlsgemeinschaft. Die Unterscheidung dieser Stufen hatte offenbar den Zweck, bei der Wiederaufnahme Gefallener aller Uebereilung und falschen Nachsicht zu wehren. Freilich aber konnten diese strengen Vorschriften nur unvollkommen durchgeführt werden, so daß Augustin zugesteht, man müsse sich begnügen, viel Schlechtes, das weit um sich gegriffen habe, mit dem Worte zu strafen. Im übrigen müsse man mit Weisheit und Geduld verfahren und Gott das Gericht anheimstellen, damit nicht mit dem Unkraut der gute Waizen ausgereutet werde. Und wie die weite Verbreitung unchristlichen Wesens der Kirchenzucht schwere Hindernisse bereitete, so die hohe Stellung solcher, die durch ihre Sünden Aergerniß gaben. Wohl gebietet ein Chrysostomus dem Diakonus: „Wenn auch ein Feldherr, ein Statthalter, wenn auch der mit der Kaiserkrone Geschmückte unwürdig sich naht (zum Abendmahle), so halte ihn ab", wohl hat ein Ambrosius, wie wir gesehen, dem Kaiser Theodosius gegenüber diesem Worte gemäß gehandelt, aber es läßt sich denken, daß häufig menschliche Rücksichten aller Art dem Ernst der kirchlichen Disciplin hemmend in den Weg traten. Am wenigsten ließen sich in den Großstädten, vorab in Konstantinopel, jene Grundsätze durchführen. Wenn diese öffentliche Buße bei groben, offenbaren Verfehlungen eintrat, so blieb es bei geheimen Vergehen dem Einzelnen überlassen, ob er durch geheimes Bekenntniß vor dem Priester, der ihm dann eine verhältnißmäßige Kirchenbuße auferlegte, sein Gewissen erleichtern wollte. Es waren zu diesem

Zweck in den größeren Städten eigene Beichtpriester aufgestellt. Im Jahre 390 aber sah man sich in Konstantinopel veranlaßt, dieses Amt abzuschaffen, worauf allmählig in der griechischen Kirche die Kirchenzucht überhaupt aufhörte und die Theilnahme an der Kommunion dem Gewissen des Einzelnen anheimgestellt blieb. Die Folge hievon war ein unverkennbares Herabsinken der öffentlichen Sittlichkeit. In der abendländischen Kirche dagegen suchte man, je weniger die alte Sitte der öffentlichen Kirchenbuße sich halten ließ, desto mehr durch allgemeine Einführung der Beichte vor dem Priester den Einfluß der Kirche auf das sittliche Leben ihrer Angehörigen zu wahren. Leo der Große erklärte es für hinreichend, wenn die Sünden vor Gott und vor dem Priester, der als Fürbitter für die Vergehungen der Bußfertigen eintrete, bekannt werden. Nur durch Einführung der Geheimbeichte hoffte er es dahin bringen zu können, daß sich die Menge der kirchlichen Disciplin fügte. Von einer Verpflichtung zum Bekenntniß aller Sünden ist jedoch hier noch keine Rede, noch weniger von dem Gebot, zu bestimmten Zeiten zu beichten oder davon, daß die Absolution als richterlicher Akt des Priesters betrachtet worden wäre. Dennoch haben wir hier den Keim, aus welchem sich das Beichtwesen der späteren römischen Kirche entwickelt hat.

Je mehr die schon in der ersten Periode hervortretende Emporhebung des geistlichen Standes über die Laien sich entwickelte, je größere Vorrechte diesem Stande eingeräumt wurden, desto stärker war die Versuchung, aus unlauteren Beweggründen sich zu demselben herbeizudrängen. Die Kirche suchte diesem Uebelstande durch verschiedene Anordnungen zu wehren. So bestimmte z. B. die Synode von Sardika, daß ein Reicher oder ein gewesener Rechtsanwalt zur bischöflichen Würde nur gelangen könne, wenn er zuvor längere Zeit in den niederen Kirchenämtern sich erprobt habe. Man wollte dadurch verhindern, daß bei der Besetzung des bischöflichen Amtes äußere Vorzüge ohne die entsprechende kirchliche Gesinnung den Ausschlag geben. Allein solche Vorschriften wurden namentlich im Morgenlande selten beobachtet, während im Abendlande hauptsächlich die römischen

Bischöfe für Aufrechterhaltung der kirchlichen Ordnung besorgt waren. Die Wahl der Geistlichen geschah meistens so, daß der Bischof einen Vorschlag machte; erfolgte von Seiten der Gemeinde keine Einsprache, so galt der Betreffende für gewählt. Bei der Erwählung von Bischöfen gieng es nicht selten tumultuarisch zu, indem der Stimmführer einer Partei oder die Gunst der Menge den Ausschlag gab, ohne daß die übrigen Bischöfe der Provinz, wie die Kirchengesetze vorschrieben, eine geordnete Wahl einleiten konnten. Daher kam es über der Wahl eines Bischofs oft genug zu Streit und lange dauernden Spaltungen in der Gemeinde. Daß ein Geistlicher in eine andere Gemeinde versetzt werde, hatte das Koncil von Nicäa verboten, aber im Morgenlande kehrte man sich wenig daran, am wenigsten die Kaiser, wogegen man es im Abendland auch in dieser Hinsicht mit der kirchlichen Ordnung genauer nahm.

Wie die Geistlichen über die Laien, so hoben sich die Bischöfe immer mehr über die niedrigeren Geistlichen empor. Sie, als Nachfolger der Apostel, durften allein die Ordination zum geistlichen Amte und die Konfirmation ertheilen, sie allein das heilige Salböl weihen. Den Vorstehern der Landgemeinden wurde die bischöfliche Würde entzogen; sie sollten bloße Presbyter sein in völliger Abhängigkeit von den Bischöfen der benachbarten Städte. So waren diese nicht mehr die geistlichen Vorsteher bloß einer einzelnen Gemeinde, sondern eines ganzen kleineren oder größeren Sprengels, und die der bedeutenderen Städte waren auch sehr einflußreiche Männer. Die Zahl der übrigen kirchlichen Beamten wurde eine immer größere; nicht nur Lektoren, Vorsänger, Thürsteher (Ostiarier), Exorcisten (Beschwörer), Todtengräber, sondern auch in Folge des wachsenden Reichthums und der sich mehrenden weltlichen Geschäfte der Kirchen Oekonomen und Notare wurden angestellt, wogegen das altchristliche Amt der Diakonissen allmählich in Abgang kam.

Den Bischöfen von Rom, Alexandrien und Antiochien, welche schon in der ersten Periode alle anderen an Ansehen überragten, sowie dem der neuen Reichshauptstadt, Konstantinopel, wurde der Ehrenname Patriarchen beigelegt, während die Bischöfe

der einzelnen Provinzialhauptstädte Metropoliten hießen. Zwischen diesen Patriarchen aber gab es nicht wenige ärgerliche Rangstreitigkeiten; so hat namentlich, wie uns die Geschichte des Chrysostomus zeigte, die Eifersucht der alexandrinischen Patriarchen gegen die konstantinopolitanischen viel Verwirrung in der Kirche angerichtet.

Dagegen war im Abendlande der römische Bischof unbestritten der erste, und wenn die Morgenländer diesen Vorzug hauptsächlich von der Bedeutung der Stadt Rom ableiteten, so war man im Abendlande vielmehr geneigt, demselben eine religiöse Begründung zu geben. Schon Cyprian hatte den Primat des römischen Bischofs auf das Bedürfniß einer äußeren Darstellung der Einheit der Kirche zurückgeführt. Seit dem vierten Jahrhundert berief man sich auf das Wort des Herrn an Petrus: „Auf dich will ich gründen meine Gemeinde", um zu beweisen, daß alle apostolische Gewalt in Petrus, alle bischöfliche in dessen Nachfolger, dem römischen Bischof, zusammengefaßt und von diesem erst an die übrigen Bischöfe übertragen sei; wenn gleich Augustin dieser Anwendung jenes Wortes des Heilandes die Erklärung gegenüber stellt, unter dem Fels habe Christus sich selbst verstanden, und Petrus sei ein Fels, nur sofern er an Christum glaube, er sei der Repräsentant der an Christum glaubenden Kirche. Unter den römischen Bischöfen selbst hat, nachdem schon die Synode von Sardika den römischen Bischof Julius als Schiedsrichter im arianischen Streit anerkannt hatte, Innocenz I um 417 und sein Nachfolger Zosimus das Recht der obersten Entscheidung in Lehrstreitigkeiten in Anspruch genommen, wenn auch die nordafrikanische Kirche noch den Muth hatte, gegen römische Einmischung mit Nachdruck sich zu verwahren. Besonders aber hat Leo der Große die Macht des römischen Bischofs zu mehren gewußt. Vom Kaiser Valentinian III erwirkte er ein Edikt, welches bestimmt, daß, was der apostolische Stuhl verordne, für alle Bischöfe Gesetz sei, daß jeder Bischof, der vor den Richterstuhl des römischen vorgeladen werde und sich weigere zu erscheinen, durch den kaiserlichen Statthalter dazu gezwungen werden solle. Daß Leo's Gesandte auf dem Koncil

zu Chalcedon den Vorsitz führten, und daß seinem Schreiben gemäß die Entscheidung dieses Koncils ausfiel, haben wir bei der Geschichte des monophysitischen Streits schon gehört. Gegen denjenigen Beschluß dieses Koncils aber, durch welchen der Bischof von Konstantinopel ihm an die Seite gestellt wurde, protestirte er, da diese Gemeinde nicht, wie die römische, apostolischer Stiftung sei. Persönlichkeiten wie die Leo's mußten dazu beitragen, das Ansehen des römischen Stuhls in der Christenheit zu erhöhen, namentlich wenn man sie mit den oft so charakterlosen Hofbischöfen in Konstantinopel verglich. Und als das weströmische Reich unter den Streichen der Barbaren gefallen war, so war der römische Bischof auch in politischer Beziehung der einflußreichste Mann im Abendlande und der einzige, mit dessen Hilfe die Kaiser in Konstantinopel ihre Herrschaft in Italien zu sichern hoffen konnten, dessen Ansprüchen sie daher nicht wagen durften entgegen zu treten. So mußte in dem seit Leo zum Ausbruch gekommenen Rangstreit zwischen Rom und Konstantinopel der Sieg dem ersteren zufallen. Wie das geschehen ist, werden wir bei der Geschichte der folgenden Periode sehen.

Suchte sich der Drang nach äußerlicher Darstellung der kirchlichen Einheit im römischen Primat vermittelst einer geistlichen Universal**monarchie** zu befriedigen, so suchte man im Morgenlande auf dem Wege einer kirchlichen **Aristokratie** unter Anlehnung an die weltliche Macht jenes Ziel zu erreichen. Aus diesem Streben entsprangen die allgemeinen (ökumenischen) Koncilien.

Wir wissen, daß zuerst Konstantin im Jahre 325 ein solches nach Nicäa berief. Die Kaiser waren es überhaupt, welche diese Versammlungen beriefen, leiteten und die Sorge für die Aufführung ihrer Beschlüsse übernahmen. So stellt sich in ihnen die Einheit der Kirche als römischer Reichskirche dar. Ebendarum aber tritt auf diesen Versammlungen das ganze Parteitreiben, das ganze Intriguenspiel, welches am kaiserlichen Hofe in jenen Jahrhunderten zu Hause war, in so widerwärtiger Weise hervor. „Ich fliehe jede Versammlung der Bischöfe,“

schreibt Gregor von Nazianz, „denn ich habe noch nie von einer sein gutes Ende gesehen."

Wenn nun diese Synoden, bei deren Verhandlungen so viel unrein Menschliches mit unterlief, doch den Anspruch erhoben, daß ihre Entscheidungen in Sachen des Glaubens wie des Gottesdienstes und der kirchlichen Disciplin als Aussprüche des hl. Geistes angenommen werden und jeder seine persönliche Ueberzeugung denselben unterwerfe, so mag uns das allerdings als ungeheuerliche Anmaßung erscheinen, und es ist leicht erklärlich, daß von unseren Zeitgenossen manche ein Vorurtheil gegen die von der alten Kirche aufgestellten Dogmen hegen schon wegen der unlaüteren Art, wie es bei Fixirung dieser Dogmen zugegangen ist. Allein wir wollen über dem verkehrten Thun der Menschen das darunter verborgene Walten des göttlichen Geistes nicht vergessen, und die genauere Betrachtung der kirchlichen Entwicklung zeigt uns, daß auf jenen Synoden doch nur dasjenige seinen Ausdruck fand, was vorher zur kirchlichen Ueberzeugung geworden war, und daß diejenigen Synoden, deren Entscheidungen dem Gemeinglauben der Kirche nicht entsprachen, schließlich die Anerkennung als ökumenische nicht gewinnen konnten. So ist es nicht die Zufälligkeit menschlichen Parteitreibens gewesen, wodurch in letzter Instanz die Entwicklung der kirchlichen Lehre bestimmt wurde, sondern die geheime Arbeit des Geistes in der Kirche. Den Synoden aber bleibt, wie schon Augustin mit Recht erkannt hat, die Bedeutung, nicht sowohl durch ihre Verhandlungen die Wahrheit erst gefunden, als vielmehr mit öffentlicher Auktorität das Ergebniß der bisherigen kirchlichen Entwicklung festgestellt zu haben. Daß nun aber ihre Entscheidungen allen aufgenöthigt werden sollten, das rührte von der falschen Auffassung der kirchlichen Einheit her, als einer, welche äußerlich realisirt werden müsse, ein Irrthum, aus welchem zu allen Zeiten die verkehrten Unionsbestrebungen hervorgegangen sind, zu welchem aber der Begriff der Reichskirche mit innerer Nothwendigkeit führen mußte. Eben darum aber haben mit dem Untergang dieser letzteren auch die ökumenischen Koncile ihre Bedeutung verloren; und soweit später noch solche abge-

halten wurden, sind sie entweder ohne Ergebniß geblieben, oder sie sind bloße Werkzeuge der monarchischen Papstgewalt gewesen.

So begegnen uns im fünften und sechsten Jahrhundert auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens absterbende Gestaltungen, aber unter der Hülle derselben haben wir auch die Keime entdeckt, aus welchen sich neue Formen entwickeln konnten. Sollte es aber zu solcher Entwicklung kommen, so mußte die Kirche von dem erschöpften Boden der alternden griechisch-römischen Welt hinweg auf einen noch jugendlich kräftigen verpflanzt werden. Wie das geschehen ist, werden wir, so Gott will, im nächsten Winter uns vergegenwärtigen.

Zweiter Theil.

Die Pflanzung der christlichen Kirche unter den deutschen Stämmen.

I. Einleitung. Die Kirche im Morgenland. Das Christenthum unter den Gothen.

In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche, mit denen wir uns in den beiden letzten Wintern beschäftigt haben, war es die absterbende griechisch-römische Welt, auf deren Boden das Christenthum sich entfaltete, diesesmal möchte ich Ihnen vorführen, wie dasselbe zu den in jugendlicher Kraft aufstrebenden germanischen Völkern verpflanzt wurde. Dort im Römerreiche hat es an einzelnen Seelen seine neuschaffende Gotteskraft bewiesen und Charaktere gebildet, welche für alle Jahrhunderte dastehen als leuchtende Zeugnisse von der Macht der herrlichen Gnade Gottes. Aber das Volksleben im Ganzen vermochte es nicht umzugestalten. Dieses war nach allen Beziehungen hin so eng mit dem Götzendienst verwachsen, daß ihm das Evangelium ein Geruch des Todes zum Tode werden mußte, indem es die Auflösung der antiken Welt nur beschleunigte. Hier dagegen, bei den Völkern germanischer Abkunft, fiel das Wort des Himmelreichs auf einen empfänglichen Boden, indem es nicht nur einzelne Seelen gewann, sondern auf die Entwicklung des ganzen Volkslebens, auf Sprache und Sitten, auf Staatsverfassung und Gesetze, auf Landbau und Gewerbe, auf Künste und Wissenschaften einen so tiefgreifenden Einfluß ausübte, daß diese Völker alles, was sie geworden sind, wesentlich dem Christenthum verdanken, und daß bis auf den heutigen

Tag mehr, als wir es wissen, auch in rein weltlichen Beziehungen unser Leben durch Gedanken bestimmt und getragen ist, welche im Christenthum ihre Wurzel haben. Somit hat für uns nicht nur als Christen, sondern auch als Deutsche dasjenige ein hohes Interesse, was den Inhalt dieser Vorträge bilden soll. Da jedoch das Evangelium bei seiner Ausbreitung über die Grenzen des Römerreiches hinaus vor den deutschen Völkerschaften noch zu anderen gelangte, so müssen wir etwas weiter zurückgehen, um über diese Ausbreitung im allgemeinen einen Ueberblick zu gewinnen.

Wie die Botschaft von Jesu Christo in die verschiedenen Provinzen des ungeheuren Römerreiches sich verbreitete, darüber haben wir, abgesehen von dem, was die Apostelgeschichte meldet, nur sehr spärliche Nachrichten. Wir erfahren nur, daß es da und dort Christen gegeben habe, wie sie hingekommen, ist uns nicht aufbehalten. Wissen wir ja doch nicht einmal darüber etwas Sicheres, auf welche Weise die wichtigste unter allen Gemeinden, die in der Hauptstadt Rom selbst, entstanden ist. Und das ist leicht erklärlich, denn es waren keine besonderen Veranstaltungen, wodurch diese Verbreitung ermöglicht wurde, kein von Menschen ausgedachter Plan, nach welchem sie geschah, keine mit diesem Werk ausdrücklich beauftragten Menschen, welche die Werkzeuge dabei waren. Alles machte sich gleichsam von selbst. Der ungemein stark entwickelte Verkehr zwischen den einzelnen Theilen des gewaltigen Reiches führte auch Bekenner des Gekreuzigten selbst in die entlegensten Provinzen, und da sie des Worts ihres Meisters eingedenk waren: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater“, so wirkten sie überall, wo sie ihr irdischer Beruf hinführte, auch als Zeugen von Christo und gewannen Seelen für sein Reich. So kam es, daß, wie wir früher aus dem Munde von Tertullian hörten, schon zu Ende des zweiten Jahrhunderts die Heiden mit Staunen und Schrecken die Entdeckung machten, daß überall, wo man hinkam, in den Städten und auf den Inseln, in den Burgen und Feldlagern, Christen waren.

Ganz anders aber verhielt es sich mit denjenigen Ländern,

welche nicht zum römischen Reiche gehörten. Nicht nur war der Verkehr mit ihnen erschwert durch die mangelnden Verbindungen, die Verschiedenheit der Sprachen, die Unsicherheit der Straßen, die häufigen Kriege; sondern selbst der Gedanke, daß diese Barbarenvölker durch irgend welches geistige Band mit den Angehörigen des römischen Reiches verbunden werden könnten, war ein für jene Zeit unerhörter. Als das eigentliche Band der Menschheit galt Rom selbst; als eine riesige Frauengestalt, welche auf ihrer Hand die Erdkugel trägt, pflegte man diese Stadt abzubilden, — urbem et orbem — die Stadt und den Weltkreis nannte man zusammen; was außerhalb des Bereichs der Stadt und des von ihr beherrschten Reiches lag, das schien kaum noch zur Welt zu gehören. Am allerwenigsten konnten es die heidnischen Römer verstehen, daß die Glaubenseinheit eine weiter sich erstreckende sein sollte, als die Reichseinheit. Ihnen, die ein so buntes Gewimmel aller möglichen Religionen innerhalb des einen Reiches erblickten, erschien, wie so manchen auch in unsern Tagen, die Religion als das die Menschen Trennende, die politische Verfassung als das Einigende. Aber wie schlagend hat die Geschichte diese Auffassung widerlegt! Rettungslos zerfiel die Einheit des Reiches, nach allen Seiten giengen die nur durch äußere Gewalt zusammen gehaltenen Theile auseinander. Aber als die Weltherrscherin den Streichen der Barbaren erlag, da war es der von diesen inzwischen angenommene Christenglaube, was die wilden Eroberer zur Menschlichkeit bewog und bald ein Band der Einheit um Sieger und Besiegte schlang. Wie ist aber das Christenthum zu diesen Barbaren gelangt? Wodurch wurden die Samenkörner des Evangeliums über die hoch aufgethürmten Scheidewände hinüber geführt? Der Krieg, der ja auch dem Reiche Gottes dienen muß, ist in vielen Fällen das Mittel dazu geworden. Christen, welche als Kriegsgefangene fortgeführt wurden, haben unter denen, die sie gefangen hielten, von Christo gezeugt, und heidnische Barbaren, welche als Kriegsgefangene oder Geißeln im römischen Reich den Christenglauben kennen und lieben gelernt hatten, verbreiteten denselben nach ihrer Rückkehr unter ihren Landsleuten. So hatte

das Räubervolk der Iberier im Kaukasus ein christliches Mädchen als Gefangene fortgeschleppt. Durch ihr ernstes Christenleben zog sie die Aufmerksamkeit auf sich, man nannte sie nur Christiane, d. h. die Christin. Da trug man eines Tages nach Landessitte ein krankes Kind umher, damit jeder, der ein Heilmittel wisse, es angebe. Christiane wird auch befragt, sie erklärt nicht helfen zu können, aber ihr Gott Christus könne auch da helfen, wo keine menschliche Hilfe sei. Zu ihm betet sie, und das Kind wird gesund. Daher wurde sie, als bald darauf die Königin schwer erkrankte, zu dieser berufen; als sie sich weigerte zu kommen, da sie keine Wunderthäterin sei, ließ sich die Königin zu ihr hintragen, sie betete über dieselbe, die Königin genaß und war für den Christenglauben gewonnen. Der König konnte sich noch nicht für denselben entscheiden. Als er aber einmal auf der Jagd bei einem Unwetter verirrte, erinnerte er sich an das, was er von der Macht des Christengottes gehört hatte, und gelobte, ihm als seinem Gotte zu dienen, wenn er ihm wieder zurecht helfe. Und siehe da, das Wetter klärte sich auf, der König kam glücklich zu den Seinigen zurück und war nun mit seiner Frau ein eifriger Förderer des neuen Glaubens, den er durch Geistliche, die er aus dem römischen Reiche berief, unter seinem Volke ausbreiten ließ.

In anderen Fällen waren es Handelsunternehmungen oder im Interesse wissenschaftlicher Forschung unternommene Reisen, wodurch die Ausbreitung des Christenthums gefördert wurde. So machte unter der Regierung des Kaisers Konstantin Meropius, ein griechischer Gelehrter aus Tyrus, eine Reise in den Süden. Als er, um frisches Wasser einzunehmen, an den Küsten des rothen Meeres landete, wurde er von den Eingeborenen überfallen und mit seinen Begleitern erschlagen, nur zwei Jünglinge, Frumentius und Aedesius, wurden wegen ihres zarten Alters verschont und als Diener an den Hof des Fürsten der Aethiopier gebracht. Bald gewannen sie großen Einfluß, die Erziehung des Thronfolgers wurde ihren Händen anvertraut, ja Frumentius ward zum Reichsverweser bestellt. Diese einflußreiche Stellung benützten

sie zur Förderung des Christenthums. Als es später beiden gestattet wurde, in ihr Vaterland zurück zu kehren, ließ dem Frumentius die Liebe zu dem äthiopischen Volke, von dem er so viele Freundlichkeit erfahren hatte, keine Ruhe. Er reiste nach Alexandrien, wo der berühmte Athanasius damals Bischof war, um dessen Unterstützung zur Missionirung von Abessynien zu gewinnen. Von Athanasius zum Bischof von Axum, der Hauptstadt Abessyniens, geweiht, kehrte er in dieses Land zurück und begann mit großem Erfolg das Evangelium auszubreiten. Dies war der Anfang der äthiopischen Kirche, welche im Inneren Afrikas, abgesondert von der übrigen Christenheit, inmitten heidnischer, späterhin muhammedanischer Umgebungen sich bis auf die Gegenwart erhalten hat und, wenn gleich vom reinen Evangelium weit abgekommen, doch Hoffnung auf dereinstige Erneuerung gewährt, wie denn auch in unseren Tagen unter dem zu so trauriger Berühmtheit gelangten König Theodorus Versuche ihrer Wiederbelebung gemacht worden sind. Jedenfalls ist das Fortbestehen dieser Kirche durch so viele Jahrhunderte hindurch und unter so schweren Kämpfen ein Beweis davon, welche Kraft dem Christenthum selbst da noch innewohnt, wo es durch der Menschen Schuld mancherlei Trübung erlitten hat.

Weiter haben wir, wo es sich um den Zusammenhang der Verbreitung des Christenthums mit Handels- und Entdeckungsreisen handelt, ganz besonders Kosmas den Indienfahrer zu nennen. Dieser machte zu Anfang des 6. Jahrhunderts als Kaufmann Reisen nach Indien, wurde dann später Mönch und veröffentlichte seine Reisebeobachtungen in der von ihm 535 herausgegebenen „christlichen Topographia". Wir erfahren hier, daß er nicht nur in Aethiopien, bei den Homeriten in Arabien, auf der an der Ostküste Afrika's am Eingang des Meerbusens von Aden gelegenen Felseninsel Sokotora, sondern auch im eigentlichen Indien Christen antraf, nemlich an drei Orten: auf der Insel Taprobane, das ist Ceylon, zu Male, wo der Pfeffer wächst, das ist wahrscheinlich die Küste Malabar, und zu Kalliana, vielleicht das heutige Calicut. Ob diese Christen ein-

geborene Indier oder Angehörige persischer Handelsniederlassungen in Indien waren, mag dahin gestellt bleiben. Jedenfalls ward in den Gegenden, in welchen die neuere Mission ihre schönsten Siege gewonnen hat, schon vor 1300 Jahren der Name Christi angerufen. Ja aus noch früherer Zeit finden wir Spuren von der Verbreitung des Christenthums nach Indien. Chrysostomus zählt unter den Sprachen, in welche die hl. Schrift übertragen worden sei, auch die Indiens auf, wobei wir freilich bei dem schwankenden Gebrauch dieses Namens nicht sicher sind, ob das eigentliche Indien oder das südliche Arabien gemeint ist. Ferner wird von einem Theophilus berichtet, welcher von seinen Landsleuten, den Bewohnern der Insel Diu, unter Konstantin als Geisel nach Konstantinopel gesandt wurde, dort das Christenthum kennen lernte und es dann in seiner Heimat und bei den Arabern verkündigte.

Auch die Einsiedler, welche, an den Grenzen der Civilisation in der Wüste lebend, mit den nomadischen Horden in vielfache Berührung kamen und schon durch ihre auffallende Lebensweise auf diese Naturmenschen Eindruck machten, wirkten zur Ausbreitung des Christenthums. So wurden durch den Mönch Hilarion und den Säulenheiligen Simeon saracenische Stämme mit dem Evangelium bekannt. Wichtiger aber ist die Verbreitung des Christenthums unter zwei der bedeutendsten Völker des Morgenlandes, den Armeniern und den Persern.

Armenien, dieses Gebirgsland im Nordosten von Kleinasien, von welchem aus einst nach der Sintflut die neue Menschheit sich ausbreitete, war schon frühe vom Evangelium berührt worden. Erzählt ja doch die Sage sogar von einem Briefwechsel des Herrn selbst mit Abgarus, dem König von Edessa, einer Stadt, welche später zu Armenien gehörte, und von dem Wirken einiger unmittelbaren Jünger Jesu in dieser Stadt. Aber wie viel oder wenig daran Wahres sein mag, im zweiten Jahrhundert war von dem ausgestreuten Samen keine Spur mehr vorhanden. Da wurden die Thronstreitigkeiten, durch welche das Land zerrüttet war, die Veranlassung, daß das Christenthum aufs neue daselbst Eingang fand. Ein vornehmer Parther

Namens Anak hatte den König Chosrov verrätherisch ermordet. Zur Strafe dafür wurde er mit seiner ganzen Familie in Stücke gehauen, nur zwei kleine Kinder entgiengen dem Blutbade. Das eine, einen Knaben, flüchtete man nach Cäsarea in Kappadocien, wo er in einer christlichen Familie erzogen wurde und den Namen Gregor erhielt. Inzwischen hatte auch der Sohn des ermordeten Chosrov, Thiridates, aus seinem Vaterlande, das von den Persern erobert worden war, flüchten müssen. Auch er ward in Cäsarea erzogen und begab sich später nach Rom. Gregor, um das von seinem Vater an dem Vater des jungen Thiridates begangene Verbrechen wieder gut zu machen, trat, ohne sich zu erkennen zu geben, in dessen Dienste, und als der Kaiser Diocletian den Thiridates an die Spitze eines Heeres stellte, um sein Vaterland Armenien den Persern zu entreißen, begleitete ihn Gregor. In Armenien wurden sie mit offenen Armen empfangen und bald war das Land erobert. Als nun ein Siegesfest gefeiert wurde, weigerte sich Gregor, der Schutzgöttin des Landes, Anahit, Huldigungen darzubringen, und von Thiridates darüber zur Rede gestellt, bekannte er seinen Glauben an Christum und ließ sich auch durch die furchtbarsten Martern von diesem Bekenntniß nicht abbringen. Endlich ward er an Händen und Füßen gebunden in eine Grube geworfen. Thiridates führte nun glückliche Kriege gegen die Perser und wüthete in seinem Reiche gegen das Christenthum, indem er die verborgenen Anhänger desselben aufsuchen und umbringen ließ. Endlich aber traf ihn ein Gericht ähnlich dem, welches einst über Nebukadnezar gekommen. Auf der Jagd wurde er wahnsinnig und lief mit den wilden Thieren umher. Nun ward durch die Schwester des Königs Gregor aus seinem Gefängniß befreit, in welchem er, von einer frommen Wittwe mit Nahrung versorgt, 13 Jahre lang geschmachtet hatte, während jedermann ihn längst für todt gehalten. Seine Erscheinung brachte eine gewaltige Wirkung hervor, auch Thiridates demüthigte sich, ward von seiner Geistesstörung befreit und suchte nun den Glauben, den er zuvor verfolgt hatte, zu pflanzen. Er zog im Lande umher, zerstörte die Altäre und verwandelte die Götzentempel in christliche Kirchen.

Gregor ward nach Cäsarea gesandt und dort im Jahr 302 zum Erzbischof von Armenien geweiht. In Begleitung syrischer und griechischer Geistlichen und Mönche kehrte er zurück und betrieb die Bekehrung des Volkes, die Erbauung von Kirchen und Klöstern mit solchem Erfolge, daß bald ganz Armenien sich zum Christenthum bekannte und dem Gregor der Ehrenname „Erleuchter“ beigelegt wurde. Nachdem sein Werk vollendet war, zog er sich in die Einsamkeit zurück, aber so groß war die Verehrung des Königes und Volkes für diesen Mann, daß nunmehr sein Sohn Aristaxes und nach ihm noch längere Zeit Angehörige seiner Familie an die Spitze der armenischen Kirche gestellt wurden. Allein es läßt sich leicht begreifen, daß die äußerliche Einführung des Christenthums eine wirkliche Umgestaltung des Volkslebens nicht zu bewirken vermochte. Heidnischer Aberglaube, heidnische Unsitten und Laster dauerten fort. Dies gieng dem jungen Mesrob, der am königlichen Hofe als Geheimschreiber angestellt war, zu Herzen. Er zog sich ins Kloster zurück, vertiefte sich in die hl. Schrift, wurde zum Priester geweiht und zog dann, da ihn des Volkes jammerte, mit gleichgesinnten Genossen lehrend und ermahnend in den Ortschaften umher. Die Erfahrungen, die er hiebei machte, führten ihn zu der Einsicht, daß eine wirkliche und dauernde Abhilfe nur dadurch geschafft werden könne, daß man dem Volke die hl. Schrift in seiner eigenen Sprache in die Hand gebe. Dies war aber eine schwere Aufgabe, denn die armenische Sprache war bis dahin nie geschrieben worden. So galt es also zunächst ein armenisches Alphabet zu erfinden. Nach vielen erfolglosen Versuchen kam Mesrob im Jahr 406 damit zu Stande und begann sofort, die hl. Schrift, zunächst die Sprüche Salomo's und das Neue Testament, zu übersetzen. Zugleich wurden auf königlichen Befehl Schulen eingerichtet, um die Bekanntschaft mit der Buchstabenschrift unter dem Volke zu verbreiten. Auch benachbarte Länder nahmen an der Wohlthat der Erfindung Mesrobs Theil, welcher, von seinem ganzen Volke betrauert, im Jahr 441 starb, nachdem er bis zum Schlusse seines Lebens für Verbreitung christlicher Erkenntniß unter seinen Landsleuten gearbeitet. So

wurde für Armenien, wie seither für so manches Land, durch die Uebersetzung der Bibel in die Landessprache der Grund gelegt zu einer Schriftsprache und eben damit zur Entstehung einer nationalen Literatur und zu jeder weiteren Bildung; ein deutlicher Beweis für die von den Ungläubigen unserer Tage so beharrlich verkannte Wahrheit, daß Bibel und Christenthum die lebendige Wurzel sind, aus welcher Bildung und Wohlfahrt der Völker hervorwächst. Die armenische Kirche aber, deren geistliche Väter Gregor der Erleuchter und Mesrob sind, hat sich trotz alles Druckes, welchen früher die feueranbetenden Perser, später die Muhammedaner auf sie ausübten, bis auf den heutigen Tag erhalten, und es sind in neuerer Zeit manche Regungen evangelischen Sinnes innerhalb derselben kund geworden. Vielleicht dürfen wir hoffen, daß sie unter den Stürmen, welche über die morgenländische Christenheit hereinzubrechen drohen, aus ihrer Erstarrung sich erheben werde.

In Persien lebten zur Zeit des Kaisers Konstantin viele Christen unter eigenen Bischöfen. Manche derselben mochten während der Verfolgungen im römischen Reiche bei den Persern eine Zufluchtsstätte gefunden haben. Als nun aber durch Konstantin das Christenthum zur römischen Staatsreligion erhoben worden war, so waren im Perserreich die Christen als Freunde der Römer, mit welchen die Perser beständig in offener oder verdeckter Feindschaft lebten, verdächtig. Man warf ihnen vor, daß sie Kundschafter der Römer bei sich aufnehmen. Zu diesem politischen Argwohn, welchen namentlich die Juden zu nähren beflissen waren, gesellte sich der von der persischen Priesterkaste der Magier entflammte Religionshaß. Den Persern, welche zwei Götter, einen guten und einen bösen, Ormuzd und Ahriman, verehrten und von dem letzteren den Tod und alles Uebel in der Welt ableiteten, schien es Gotteslästerung zu sein, wenn die Christen auch den Tod als eine Strafe des Einen Gottes in die Welt gekommen sein ließen und auch Unglücksfälle auf seinen Willen zurückführten. Auch an manchen christlichen Bräuchen, wie z. B. an der Beerdigung der Todten, nahmen sie Anstoß. So brach im Jahr 343 unter Shapur II. eine Christenverfol-

gung im persischen Reiche aus. Der alte Bischof Simeon von Seleucia, der sich weigerte, von seinen Mitchristen eine denselben willkürlich auferlegte Kopfsteuer einzutreiben, wurde mit hundert Geistlichen hingerichtet, aber sein Glaubensmuth fand selbst unter den Hofbeamten Bewunderung und Nachahmung. Vierzig Jahre lang dauerte die Verfolgung mit wechselnder Heftigkeit, und namentlich viele Geistliche und Vorsteher der Gemeinden starben während dieser Zeit den Märtyrertod. Eine Friedenszeit, welche zu Anfang des 5. Jahrhunderts durch den am Hofe sehr einflußreichen Bischof Maruthas für die Christen herbeigeführt wurde, nahm 418 ein blutiges Ende, als der Bischof Abdas von Susa sich zur Zerstörung eines Ormuzdtempels hinreißen ließ. Dreißig Jahre lang wurde nun gegen die Christen mit Martern gewüthet, wie sie nur orientalische Grausamkeit auszusinnen vermag. Selbst die Flucht über die Grenze suchte man durch herumschweifende Nomadenhorden den Verfolgten abzuschneiden. Viele Züge heroischen Bekennermuthes, namentlich auch von Seiten hochgestellter Männer, werden aus jener Zeit berichtet, und auch die christliche Feindesliebe fand Gelegenheit, sich aufs herrlichste zu beweisen. Einst waren 7000 Perser von den römischen Soldaten gefangen weggeführt worden und befanden sich in der elendesten Lage. Da versammelte der Bischof Acacius von Amida in Mesopotamien seine Geistlichen und sprach: „Unser Gott bedarf weder der Schüsseln noch der Trinkgefäße. Da nun die Kirche durch die Liebe ihrer Kinder viele Geräthe von Gold und Silber besitzt, so müssen wir diese verwenden, um die Gefangenen loszukaufen und zu ernähren.“ Dies geschah und machte selbst auf das Herz des christenfeindlichen Perserkönigs Eindruck. Als später die Anhänger des Nestorius im römischen Reiche bedrückt wurden, fanden sie in Persien Aufnahme und dort, politisch und kirchlich von der übrigen Christenheit getrennt, bestehen die Nestorianer oder chaldäischen Christen heute noch, das Volk der Perser im Ganzen aber hat für das Evangelium nicht gewonnen werden können.

Alle die bisher besprochenen Arbeiten zur Ausbreitung des Christenthums im Morgenlande stehen im Zusammenhang mit

der griechischen Kirche, in welcher namentlich der edle Chrysostomus seine Stimme so nachdrücklich für das Werk der Mission erhob. Als aber in dieser Kirche seit dem fünften Jahrhundert unter dem Druck einer despotischen Staatsgewalt und unter unfruchtbaren Zänkereien über theologische Formeln das geistige Leben mehr und mehr erstarb, so gerieth auch die Missionsthätigkeit ins Stocken und statt von neuen Eroberungen des Christenthums hatte man bald von den schwersten Verlusten zu sagen. Seit der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts riß der in jugendlicher Kraft sich ausbreitende und den Fanatismus seiner Streiter durch die Aussicht auf sinnliche Paradiesesfreuden aufstachelnde Muhammedanismus ein christliches Land nach dem andern von dem Leibe der morgenländischen Kirche, und diese in ihrer Erstorbenheit hatte weder die geistige, noch die äußere Macht zum Widerstande, ja die Spaltungen in ihrem Innern öffneten dem Feinde den Weg. So kam es, daß gerade die Länder, in welchen das Christenthum seine ersten Blüten entfaltet hatte, unter muhammedanische Herrschaft geriethen, und wenn in denselben der Christenglaube auch nicht ausgerottet wurde, so sanken doch seine Bekenner zur Stellung einer geknechteten Rasse herab, und wenn sie auch theilweise mit großer Zähigkeit an ihrem Glauben als an dem einzigen Erbe ihrer Väter und dem einzigen Unterpfand einer besseren Zukunft festhielten, so war es doch kein lebendiger, das Herz heiligender, fürs Leben fruchtbarer Glaube. Er war zur Ruine geworden, welche wohl an eine große Vergangenheit erinnert und durch ihre Unverwüstlichkeit Staunen erregt, aber zu nichts nüße ist für die Gegenwart.

Aber diese Verluste, welche die christliche Kirche im Morgenlande erlitt, wurden ihr reichlich ersetzt durch das, was sie im Abendlande gewonnen hatte durch die Bekehrung der Völker deutschen Stammes. Dieser haben wir nun unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Man hat schon gesagt, die Deutschen und das Christenthum seien ganz besonders für einander bestimmt gewesen. Dieses Wort hat im Munde eines Deutschen etwas von nationaler

Eitelkeit an sich, und die Verstoßung Israels kann uns zeigen, wie wenig für solche Eitelkeit im Reiche Gottes Raum ist. Wir müssen vielmehr sagen, daß jedes Volk fürs Christenthum bestimmt sei und das Christenthum für jedes Volk. Denn Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen; aber jedes Volk in seiner Ordnung. Und da ist nun das Wahre an oben angeführter Rede, daß damals, als die Berufung zu Christo an das deutsche Volk ergieng, die Zeit für dasselbe auch wirklich erfüllt und der Boden durch Gottes Führung zur Aufnahme des Samens vorbereitet war. In der ganzen geistigen Anlage unseres Volkes zeigt es sich, daß die Seele von Natur eine Christin ist, wie Tertullian gesagt, d. h. daß in derselben Anknüpfungspunkte für das Werk des hl. Geistes vorhanden sind. Der ernste, nach innen gerichtete, ahnungsvolle Sinn unseres Volkes kam der Offenbarung des unsichtbaren Gottes entgegen, die Treue, die von alten Zeiten des deutschen Volkes Ruhm war, diese völlige vertrauensvolle Hingabe, wie sie sich namentlich im Verhältniß des Gefolges zu seinem Heerführer zeigte, war demjenigen so verwandt, was das Evangelium mit dem Worte „Glaube" als das Grundverhältniß der Seele zu ihrem Gott und Heilande bezeichnet. Auch die Einfachheit des Lebens, die Reinheit der Sitten, welche nach dem Zeugniß alter Schriftsteller bei unseren Vorfahren herrschte, machte dieselben geneigter, den ernsten Forderungen christlicher Zucht sich zu unterwerfen, als die genußsüchtigen und verweichlichten Römer. Ueber den einzelnen Gottheiten verehrten sie Einen höchsten Gott, dem alles unterthan sei, Abbildungen der Gottheit duldeten sie nicht. Auch sonst war in ihrem Götterglauben manches, was als Ahnung christlicher Wahrheit gedeutet werden mag. Andererseits aber schienen manche Eigenthümlichkeiten der Deutschen ihre Bekehrung zu erschweren. Schon daß das Christenthum aus der Fremde zu ihnen kam, mußte sie bei ihrer Anhänglichkeit an das von den Vätern Ererbte gegen dasselbe mißtrauisch machen. Sodann mußten diesen kriegerischen Völkern gerade die Tugenden, welche das Christenthum in die erste Linie stellt: Demuth, Selbstverleugnung,

Feindesliebe als etwas des freien Mannes Unwürdiges erscheinen; endlich schienen diese Deutschen, die gewohnt waren, ihre Zeit zwischen kriegerischen Unternehmungen und trägem Nichtsthun zu theilen, wenig geeignet zu jener stillen geistigen Beschäftigung, ohne welche das Wort Gottes nicht angeeignet werden kann. Aber der Herr wußte diese Schwierigkeiten zu überwinden. Er fügte es so, daß deutsche Jünglinge vielfach im römischen Heere dienten und dort auch das Gute, was die Fremde bot, schätzen lernten, auch zum Theil wohl an geistiger Beschäftigung Geschmack fanden. Dann kamen die Stürme der Völkerwanderung, in welchen die deutschen Stämme aus ihren väterlichen Sitzen verdrängt und auseinander gesprengt wurden. Dadurch ward ihr Trotz gebrochen und etwas von jenem geistlich Armsein, dem der Herr das Himmelreich verheißt, bei ihnen zuwege gebracht. Nun konnte die Aussaat beginnen. Das Evangelium war allerdings auf deutschem Boden schon früher verkündigt worden. Schon gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts redet Bischof Irenäus in Lyon von Christen in Deutschland. Es scheinen das aber nicht sowohl eingeborene Deutsche gewesen zu sein, als vielmehr Römer, welche sich in den südlichen und westlichen Theilen unseres Vaterlandes, um den Rhein und die Donau, unter dem Schutze der römischen Legionen und Kastelle angesiedelt hatten. Als aber seit dem dritten Jahrhunderte die Völkerbünde der Franken, Alemannen und Gothen gegen das römische Reich herandrängten, als die Alemannen den römischen Grenzwall durchbrachen und ihre Scharen das Zehntland zwischen Rhein und Donau überschwemmten, da wurden mit den römischen Ansiedlungen auch die ersten Ansätze des Christenthums vom deutschen Boden hinweggefegt. Von einer anderen Seite her sollte unser Volk das Christenthum erhalten: nicht als ein von einem stolzen Sieger auferlegtes Joch, — so hätten es diese trotzigen Herzen nimmermehr angenommen, sondern als Gabe der Dankbarkeit für geleistete Hilfe. Es geschah dies im fernen Osten. Dort wohnte an den Küsten des schwarzen Meeres der deutsche Stamm der Westgothen. Sie drangen in das römische Reich ein und bereiteten dessen Herrschern viele Noth.

Unter den Gefangenen, welche sie fortschleppten, befanden sich auch Christen. Durch diese kam die erste Kunde vom Evangelium zu diesem Volke, und solchen Eingang fand sie, daß schon an der Synode zu Nicäa im Jahr 325 ein gothischer Bischof Namens Theophilus theilnahm. Nicht lange nachher lebte unter ihnen, wahrscheinlich von einem solchen gefangenen Christen abstammend, Ulfilas, zu deutsch Wölflein. Als Unterhändler zwischen den römischen Kaisern und den Gothen erwarb er sich das Vertrauen der letzteren. Zu ihrem Bischof geweiht, erfand er ein gothisches Alphabet und übersetzte die Bibel in ihre Sprache. Dies war das erste Buch, das in deutscher Sprache geschrieben ward, und so beginnt mit der Bibelübersetzung des Ulfilas, von welcher Theile auch auf uns gekommen sind, die erste Hälfte deutscher Literaturgeschichte, wie mit der Bibelübersetzung Luthers die zweite. Die Wirkung, welche der Christenglaube auf das Leben der Gothen ausübte, muß eine sehr in die Augen fallende gewesen sein. Athanasius von Alexandrien weist, um die Kraft des Evangeliums zu zeigen, eben auf diese gothischen Stämme hin, indem er sagt: „Barbaren, denen Wildheit der Sitten angeboren ist, wüthen gegen einander, so lange sie den Götzen opfern, und können keinen Augenblick ohne Schwert sein; wenn sie aber die Lehre Christi vernehmen, wenden sie sich vom Kriege zum Landbau, erheben die Hände zum Gebet, statt sie mit dem Schwert zu bewaffnen, und beginnen, statt unter einander Krieg zu führen, gegen den Satan sich zu rüsten, um ihn durch die Tugend ihrer Seele zu überwinden."

Zur Zeit des Ulfilas begannen jene gewaltigen Bewegungen, welche unter dem Namen der Völkerwanderung bekannt sind, indem die Horden der Hunnen um 374 in Europa einbrachen. Das Gothenreich wurde von ihnen zertrümmert, die Stämme der Westgothen zersprengt; die heidnischen suchten Schutz im Karpathengebirge, die christlichen aber wandten sich gegen die Donau und baten den oströmischen Kaiser Valens um Wohnsitze. Als sie aber von diesem und seinen Beamten hinterlistig behandelt wurden, erhoben sie sich in wildem Grimm. Valens wurde bei Adrianopel geschlagen und kam selbst ums Leben. Das

Reich war am Rande des Untergangs. Aber der Nachfolger des Valens, Theodosius, machte Friede mit den Westgothen, wies ihnen Wohnsitze an und übertrug ihnen die Vertheidigung der Grenzen des Reichs. Von da an hatten die Häuptlinge der Gothen die Geschicke des oströmischen Reiches großentheils in ihren Händen. Viele derselben wohnten in Konstantinopel. Wie Chrysostomus sich bemühte, ihnen die Predigt des Wortes Gottes in ihrer Muttersprache zu verschaffen, wie er auch die Bekehrung der noch heidnischen Stämme derselben sich angelegen sein ließ, haben wir in der Lebensbeschreibung dieses Mannes gehört. Ums Jahr 399 ließ er in einer der Hauptkirchen von Konstantinopel den Gottesdienst durch gothische Geistliche in gothischer Sprache halten und benützte dies, um in gewaltiger Rede die einigende Kraft des Evangeliums zu zeigen, durch welches die Weissagung des Propheten sich erfülle: „Wolf und Lamm sollen weiden zugleich." „Das habt ihr heute gesehen, die wildesten aller Menschen vereint mit den Lämmern der Kirche, eine Weide, eine Hürde, ein Tisch allen vorgesetzt." — Und nicht nur als Prediger, auch als Schriftforscher finden wir Gothen um jene Zeit. Zwei gothische Geistliche wandten sich an den gelehrten Hieronymus um Auskunft über gewisse Verschiedenheiten zwischen der lateinischen und griechischen Psalmenübersetzung, was diesen zu dem Ausruf veranlaßte: „Wer sollte es glauben, daß die barbarische Zunge der Gothen nach dem reinen Sinn der hebräischen Urschrift forschen würde, und daß, während die Griechen schlafen oder vielmehr mit einander streiten, Deutschland selbst das göttliche Wort erforschen würde?" — Wenige Jahre später, als die Westgothen unter Alarich Rom eroberten, verschonten sie die Gotteshäuser, in welche sich viele Einwohner mit ihrer Habe geflüchtet hatten, ja sie führten wohl selbst solche, mit denen sie Mitleid hatten, an diese Zufluchtsstätten. „Wer nicht sieht," — so sagen wir mit Augustin — „daß dies dem Namen Christi, daß dies der christlichen Zeit zu danken ist, der ist blind."

Von den Westgothen gelangte das Christenthum zu den Ostgothen, welche 491 unter Theodorich auf den Trümmern des

weströmischen Reiches in Italien ein Reich gründeten und römische Bildung mit deutscher Kraft zu verschmelzen suchten. Auch diejenigen deutschen Völker, welche in die weiter westlich gelegenen Theile des römischen Reiches, in Gallien und Spanien eindrangen, nahmen von den durch sie Ueberwundenen Gesittung und das Christenthum an; so die Sueven und Burgunder, sowie die Vandalen, die sich in Nordafrika niederließen. Das Christenthum aller dieser Stämme aber war der Arianismus. Dieser war in der morgenländischen Kirche herrschend gewesen, als die Westgothen von derselben das Christenthum empfiengen, und so waren sie Arianer geworden und durch sie auch die anderen deutschen Stämme. Da aber die Einwohner, welche sie in den von ihnen eroberten Ländern antrafen, dem in Nicäa festgestellten rechtgläubigen Bekenntnisse anhiengen, so bildete diese Glaubensverschiedenheit ein Hinderniß engerer Vereinigung zwischen Siegern und Besiegten, welches selbst die Weisheit und Milde eines Theodorich nicht hinweg zu räumen vermochte. Ja in Nordafrika führte dieselbe zu heftigen Verfolgungen, welche die der rechtgläubigen Kirche angehörigen Einwohner, unter denen eben noch ein Augustin gewirkt hatte, von den vandalischen Eroberern erdulden mußten. Sollte zwischen diesen eingedrungenen Stämmen germanischer Abkunft und den früheren romanischen Einwohnern des Landes eine dauernde Vereinigung zu Stande kommen, die Kraft der ersteren mit der alten Bildung und Gesittung der letzteren sich vermählen und dadurch für die neue Welt die geistigen Errungenschaften der alten gerettet werden, so mußten beide Theile in demjenigen eins werden, was das stärkste Band zwischen den Menschen bildet, im Glauben. Es war daher ein weltgeschichtliches, für die ganze Entwicklung der abendländischen Menschheit entscheidendes Ereigniß, daß einer dieser innerhalb der Grenzen des ehemaligen Römerreichs angesiedelten Stämme das Christenthum nicht in der arianischen, sondern in der rechtgläubigen Form annahm. Wie dies geschah, werden wir das nächste Mal hören.

II. Die katholische Kirche im Frankenreiche.

Wie dereinst im römischen Reiche auf die Triumphe des die wahre Gottheit Christi leugnenden Arianismus unerwartet sein jäher Sturz gefolgt war, so geschah es auch unter den deutschen Stämmen, welche, wie wir das vorige Mal sahen, das Christenthum zuerst in der arianischen Form angenommen hatten. Und es war eine Frau, von welcher dieser Umschwung ausgieng, die burgundische Königstochter Klotilde.

Bei den Burgundern war es, wir wissen nicht genau wie, so gekommen, daß bei der Bekehrung des Volkes ein Theil der arianischen, der andere der rechtgläubigen Lehre zugefallen war. Klotildens Vater Chilperich, der zu Genf residirte, gehörte zu den letzteren. Aber er ward samt seiner Gemahlin von seinem arianisch gesinnten Bruder Gundobald getödtet, und Klotilde wurde an dem Hofe des letzteren erzogen. Aber der Haß gegen diesen Mörder ihrer Eltern und gegen seine Religion, den Arianismus, erfüllte die leidenschaftliche Seele des Mädchens. Sie hielt an der rechtgläubigen Lehre fest, nicht mit der freudigen Gewißheit eines von der Wahrheit innerlich überzeugten Herzens, sondern mit dem Fanatismus, mit dem man für eine Parteisache kämpft. Der rechtgläubigen, katholischen Lehre zum Siege zu verhelfen, darauf gieng all ihr Dichten und Trachten. In dieser Absicht entschloß sie sich auch, den Heiratsantrag des fränkischen Königs Chlodwig anzunehmen, obgleich derselbe wie sein ganzes Volk noch heidnisch war. Sie drang in ihn, daß er Christ werde, doch vergeblich. Spottend wies er darauf hin, wie vor seinen heidnischen Franken die christlichen Einwohner Galliens in den Staub sinken, woraus man sehe, daß seine Götter stärker seien als der Christengott. Doch hinderte er nicht, daß sein erstes Kind getauft wurde. Als aber dasselbe bald darauf starb, so wurde er dadurch in seiner Abneigung gegen das Christenthum nur bestärkt. Allein die Mutter wußte die Taufe auch des zweiten Kindes durchzusetzen. Auch dieses erkrankte, schon wartete man auf den Tod, die Christen aber be-

teten um seine Genesung, und diese erfolgte. — Inzwischen hatte Chlodwig den römischen Statthalter Syagrius bei Soissons geschlagen, die Herrschaft der Römer in Gallien vernichtet und das Land weithin erobert. Auch die Stadt Reims war in seine Hände gefallen. Dort war eine blühende Christengemeinde. An ihrer Spitze stand als Bischof Remigius. Als die fränkischen Eroberer die Kirchen plünderten und die Einwohner hart bedrängten, trat dieser ihnen furchtlos entgegen und sein Wort, verbunden mit seiner gewaltigen Gestalt, machte solchen Eindruck auf Chlodwig, daß er einen großen Theil der weggeschleppten Beute zurückgab. Von dieser Begegnung mit Remigius an erscheint Chlodwig dem Christenthum weniger abgeneigt. Seine Gemahlin setzte inzwischen ihre Bemühungen, ihn für ihren Glauben zu gewinnen, unermüdlich fort. Hiebei berief sie sich zum Beweis für die Wahrheit des Christenthums hauptsächlich auf die Wunder, welche, wie man damals in ganz Italien und Gallien glaubte, in großer Anzahl auf dem Grabe des heiligen Martin zu Tours geschahen. Da dieser Mann während seines Lebens und noch mehr nach seinem Tode auf die Entwicklung der christlichen Kirche in Gallien einen so tiefgreifenden Einfluß ausgeübt hat, so wird es wohl gerechtfertigt sein, einen Blick auf ihn zurück zu werfen. Im Jahre 319 aus römischer Familie geboren, hatte er schon als Kind Neigung zu einem frommen Leben nach der Weise seiner Zeit. Von seinem Vater in eine Militärschule gebracht, entfloh er. Der Vater aber ließ ihn in seinem fünfzehnten Jahre gefesselt zum Militär zurückbringen. Aber auch als junger Officier bewies er, obwohl noch nicht getauft, seinen frommen Sinn. Durch keusches Leben, Demuth und Wohlthätigkeit gegen Arme und Kranke unterschied er sich von seinen Kameraden. Einst im strengsten Winter begegnete ihm, als er durch das Thor von Amiens marschirte, ein nackter Armer; von Erbarmen ergriffen, halbirt er mit dem Schwerte seinen Soldatenmantel und schenkt die eine Hälfte dem Armen, in die andere hüllt er sich selbst. In der folgenden Nacht erschien ihm Christus mit dem halben Mantel angethan und sprach zu den Engeln um ihn her: „Martinus, der Kate-

chumene, hat mich gekleidet." Nachdem er getauft war und seinen Abschied erhalten hatte, begab er sich zum Bischof Hilarius von Poitiers, der ihm sein volles Vertrauen schenkte. Ein Traum bestimmte ihn, seine Eltern zu besuchen. Unterwegs in den Alpen von Räubern überfallen, gewann er einen derselben durch sein muthiges Gottvertrauen und die Kraft seines Wortes für Christum. Auch seine Mutter führte er zur Bekehrung. Aber auch schwere Erfahrungen blieben nicht aus. Als eifriger Zeuge für die Gottheit Christi war er den damals allmächtigen Arianern nicht minder verhaßt als sein Lehrer Hilarius. Von ihnen gegeißelt und verjagt, ließ er sich bei Mailand und, als sie ihn auch hier vertrieben, auf einer Insel bei Genua nieder, wo er von Wurzeln und Kräutern lebte, bis er 360 zu Hilarius zog, der wieder nach Poitiers hatte zurückkehren dürfen, und in seiner Nähe eine Einsiedelei gründete, aus welcher das Kloster Licugé, das erste in ganz Gallien, erwachsen ist. Bald wurde er Gegenstand allgemeiner Verehrung, viele Wunderthaten schrieb man ihm zu. Als im Jahr 371 der Bischofstuhl zu Tours erledigt war, lockte man ihn mit List aus seiner Zelle und auf den einmüthigen Wunsch des Volkes ward der Widerstrebende zum Bischof gewählt. Aber auch als solcher blieb er seiner asketischen Lebensweise treu. Er baute sich eine Einsiedelei an einer abgelegenen Stelle am Ufer der Loire, bald siedelten sich um ihn her in Felsenlöchern 80 Mönche an, und es entstand das berühmte Kloster Marmoutier, nach jenen murmelthierartigen Wohnungen also genannt. Eine äußerst strenge Lebensweise wurde hier eingeführt: kein eigener Besitz, keine Kleidung außer einem Rock von Kameelshaaren, kein Getränk als Wasser, keine Beschäftigung als Gebet und bei den Jüngern Bücherabschreiben. Allen aber gieng er selbst mit seinem Beispiele voran: sanftmüthig und demüthig gegen jedermann, war er der Fürsprecher für seine Feinde, der Diener auch der Geringsten. Keiner Arbeit schämte er sich. Bei den schwersten Entbehrungen, dem strengsten Fasten, das er sich auferlegte, leuchtete eine stille Heiterkeit auf seinem Angesichte. In aufopfernder Wohlthätigkeit konnte er sich nie genug thun. Daneben zeigte der

alte Kriegsmann unbeugsamen Muth auch gegen die Mächtigsten. Er allein von den auf der Synode zu Trier versammelten Bischöfen wußte gegenüber dem Thronräuber Maximus die Würde seines Amtes zu wahren. So entschieden er aller Irrlehre entgegentrat, so nachdrücklich bat er um Schonung der Anhänger des spanischen Irrlehrers Priscillian, und als trotzdem auf Grund des Urtheils jener Synode Maximus dieselben im Jahr 385 zum Tode verurtheilt hatte und so das erste Ketzerblut vergossen worden war, da wollte Martinus voll Entrüstung hierüber mit denjenigen Bischöfen, welche sich zu Mitschuldigen jenes Bluturtheils hergegeben hatten, nichts mehr zu schaffen haben.

Gewaltig hat er auf seine Zeitgenossen eingewirkt, eine große Zahl von Krankenheilungen und anderen Wunderthaten wird ihm zugeschrieben. Die von ihm ausgehenden Kraftwirkungen brachten viele Heiden dazu, daß sie die Nichtigkeit ihrer Götzen erkannten und deren Heiligthümer zerstörten, wobei er in heiligem Eifer nicht selten selbst Hand anlegte. Dagegen entstanden auf seine Anregung allenthalben im Lande Kirchen und Klöster. So wirkte er bis zu seinem 81. Jahre. Da ward er, als er eben zwischen uneinigen Geistlichen Frieden gestiftet hatte, von tödtlicher Schwäche befallen. Laut jammerten seine Begleiter. Er aber betete: „Herr, wenn ich diesem Volke noch nöthig bin, so weigere ich mich nicht fernerer Arbeit. Dein Wille geschehe!“ Wie überhaupt sein Leben reich ist an Erscheinungen aus dem Reiche des Lichts wie aus dem der Finsterniß, so sah er auch noch in seiner Todesstunde den alten bösen Feind neben sich stehen. „Was willst du, wilde Bestie?“ rief er aus, „du wirst nichts an mir finden, Abrahams Schoß nimmt mich auf.“ So starb er am 9. November des Jahres 400. Der eilfte, an welchem er unter dem Geleite von mehr als 2000 Mönchen und unter den Lobgesängen des Volkes über das selige Ende seines Hirten beerdigt wurde, trägt heute noch seinen Namen. Ueber seinem Grabe wurde eine Kirche erbaut.

Auf die Wunder, welche hier noch fortwährend geschehen sollten, wies, wie wir gehört, die Königin Klotilde ihren Gemahl

Chlodwig hin als auf einen thatsächlichen Beweis für das Christenthum. Chlodwig wollte den Erzählungen davon anfänglich keinen Glauben schenken. Er ließ die Vorgänge sorgfältig untersuchen, konnte sich aber doch zuletzt der Anerkennung nicht entziehen, daß hier wunderbare Thatsachen vorliegen. Inzwischen war es zum Krieg zwischen den Franken und Alemannen gekommen. Als nun in der Schlacht bei Zülpich 496 Chlodwigs Heer vor den Feinden zu weichen begann, da gelobte er, wenn der Gott seiner Gemahlin ihm zum Siege verhelfe, so solle derselbe auch sein Gott sein. Der Sieg ward gewonnen und Chlodwig ließ sich mit vielen seiner Großen durch Remigius unterrichten und am Weihnachtsfeste zu Reims taufen. Mit großem Gepränge ward die hl. Handlung vollzogen. „Beuge — so sprach der Bischof zum Könige — beuge dein Haupt in Demuth, Fürst der Sicambern, verehre von nun an, was du bisher verbranntest, und verbrenne, was du verehrtest!“ Eine spätere Sage berichtet, daß eine Taube das Oel, womit Chlodwig bei dieser Veranlassung gesalbt wurde, in einer Flasche vom Himmel gebracht habe. Die letztere wurde fortan bei der Salbung der französischen Könige gebraucht, bis sie in der Revolution zerschlagen ward. Zugleich mit dem Christenthum haben Chlodwig und seine Franken die Verehrung des hl. Martinus angenommen. Derselbe wurde der Schutzheilige des Reiches, viele Kirchen wurden seinem Andenken geweiht, seine Lebensbeschreibung, von seinem Schüler Severus Sulpicius und ausführlicher von einem seiner Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle, dem Geschichtschreiber Gregor von Tours, verfaßt, ward viel gelesen, und so hoch ehrte Chlodwig den Heiligen, daß er, als er auf einem Kriegszuge bei Tours vorüberkam, sein ganzes Heer fasten ließ und einen Soldaten, der einem Armen Heu geraubt hatte, eigenhändig tödtete, denn, sprach er, „wie könnten wir auf Sieg hoffen, wenn der hl. Martin beleidigt würde?“

Da die Franken bald das Uebergewicht über sämmtliche deutsche Völkerschaften gewannen, so hatte ihre Bekehruug eine weit reichende Wirkung. Nicht nur bildete sie einen Vorgang für die bis dahin heidnisch gebliebenen Stämme, sondern auch

diejenigen, welche schon früher das Christenthum angenommen hatten, sahen sich durch den Einfluß derselben veranlaßt, den Arianismus mit der rechtgläubigen Lehre zu vertauschen. Diese bildete fortan das Einheitsband zwischen den Siegern und Besiegten, zwischen den kräftigen Söhnen des deutschen Nordens und den gebildeten aber verweichlichten romanischen Bevölkerungen.

Der Uebertritt Chlodwigs, welcher so wichtige Folgen hatte, hat große Aehnlichkeit mit dem Constantins. Auch ihn bestimmten nicht bloß politische Beweggründe zu diesem Schritte. Ebensowenig aber that er denselben aus eigener Erfahrung von der Gotteskraft des Evangeliums. Dagegen spricht schon sein späteres Leben, das voll ist von Thaten der Herrschsucht und Grausamkeit. Vielmehr war es die Anerkennung der Uebermacht des Christengottes über die Heidengötter, was sich in diesem Uebertritt aussprach. Vor dem Stärksten hat sich dieser Kriegsmann gebeugt und die Seinigen mit ihm. Jenen kräftigen Naturen unserer Vorfahren mußte sich das Evangelium eben von dieser Seite der Macht erweisen, wenn sie dasselbe annehmen sollten. Ebendaher ist es aber auch leicht begreiflich, daß es seine heiligende Wirkung nicht sofort an ihnen bewies. Zunächst war es fast nur eine äußere Form und so konnte es auch der Entartung nicht Einhalt thun, welcher die Nachkommen Chlodwigs, das merovingische Königshaus, nur zu bald verfielen. Kaum gibt es eine andere Dynastie, deren Geschichte so viel von Gewaltthat und Erbärmlichkeiten, von Bruder- und Verwandtenmord, Bürgerkrieg und unversöhnlichem Haß, von Greueln der Wollust und der Grausamkeit zu erzählen hatte. Ganz besonders sind die Namen der beiden Königinnen Brunnhilde und Fredegunde durch schauderhafte Frevelthaten gebrandmarkt. Solche fortgesetzte Greuel im königlichen Hause wären nicht möglich gewesen, wenn nicht der sittliche Zustand des Volkes ein tief verderbter gewesen wäre. Und auch die Diener der Kirche waren von dieser Verderbniß angesteckt. Anfänglich zwar hatten Männer römischer Abkunft die geistlichen Aemter inne, und sie waren wenigstens gebildete und im äußeren Wandel gesittete Männer, ja es fehlte auch an solchen nicht, welche Zierden ihres

Amtes und treue Zeugen des Herrn waren. Da aber die Bisthümer durch königliche Freigebigkeit reich ausgestattet wurden, so fand es der fränkische Kriegsadel für vortheilhaft, seine jüngeren Söhne, da der väterliche Besitz nur auf den ältesten übergieng, durch kirchliche Würden und Einkünfte zu entschädigen, und die Könige und Großen fanden es vortheilhaft, die Kirchenämter, ohne Rücksicht auf Würdigkeit und Fähigkeit, um Geld zu verkaufen. So gelangten allmählig auf die Bischofsstühle und zu sonstigen einflußreichen geistlichen Stellen Leute, die nichts weniger als geistlichen Sinnes waren und durch grobe Unwissenheit, ja oft durch offene Lasterhaftigkeit das geistliche Amt entwürdigten und das gerade Gegentheil von dem darstellten, was der Apostel von einem Bischofe verlangt. Manche von ihnen konnten nicht einmal lesen; Jagd und Krieg waren ihre Beschäftigung, vor den Jagdhunden, welche sich scharenweise in den Höfen der bischöflichen Paläste herumtrieben, konnte man nicht zu ihnen gelangen, von Mordthaten an hl. Stätte begangen, von Bischöfen, welche bei der Feier des hl. Abendmahls im Rausche zu Boden stürzten, wird uns erzählt. Aber auch in dieser schlimmen Zeit fehlt es nicht an Beispielen der umwandelnden Macht des Geistes Christi. Wir nennen vor allem die Gemahlin des Königs Chlodwig II., Balthilde. Aus ihrer Heimat Britannien war sie geraubt und als Sklavin nach Frankreich gebracht und von einem hohen königlichen Beamten gekauft worden. Dort sah sie der König, welcher, als Kind schon zum Throne gelangt, seine Jugend bis dahin in Müßiggang und Ausschweifungen verbracht hatte. Ihre Schönheit, die Klarheit ihres Verstandes, die Reinheit ihres Lebens erwarb ihr die Liebe des Königs, daß er sie zu seiner Gemahlin erhob. In dieser Stellung suchte sie den König zu einem würdigeren Leben zu bringen und erreichte wenigstens das, daß er ihrem frommen Wirken nichts in den Weg legte. Berathen von dem frommen Abte Genesius spendete sie ihre Wohlthaten, wo irgend eine Noth ihr entgegentrat. Und an Noth aller Art fehlte es damals nicht. Da waren Hungernde zu speisen, verlassene und verwaiste Kinder zu versorgen. Ganz besonders aber betrachtete es die Königin in der Erinnerung an

ihre eigenen Erlebnisse als ihre Aufgabe, Gefangene, deren es damals so viele gab, loszukaufen. Tausenden gab sie ihre Freiheit wieder, manche derselben zog sie an ihren Hof, besonders wenn sie aus ihrem Heimatlande stammten. — Als ihr Mann, erst 22 Jahre alt, gestorben war, übernahm sie die Regierung als Vormünderin ihres ältesten Sohnes, unterstützt von dem Hausmaier Ebroin. Es war ihr ein heiliges Anliegen, im Lande und in der Kirche der eingedrungenen Zuchtlosigkeit zu wehren. Namentlich trat sie der weitverbreiteten Simonie, d. h. dem Verkauf geistlicher Aemter entgegen, da sie hierin mit Recht einen Hauptgrund der Zerrüttung der Kirche erblickte; aber freilich konnte sie dieses Uebel nicht auf die Dauer beseitigen. Außerdem bewies sie ihren frommen Sinn nach der Sitte der Zeit durch Stiftung von Klöstern und reiche Schenkungen an solche. Korbie an der Somme, woraus später das berühmte Kloster Korvey an der Weser hervorgieng, und das Frauenkloster Chelles bei Paris sind ihre wichtigsten Stiftungen. Dieses Kloster ward für sie selbst der letzte irdische Zufluchtsort; dorthin zog sie sich zurück, als das Reich durch wilde Kämpfe zerrüttet wurde, welche das merovingische Königshaus seinem Untergange entgegen führten. Sie starb daselbst in stillem Frieden ums Jahr 680.

In derselben Zeit wie Balthilde lebte der fromme Eligius. Aus einer altchristlichen, wahrscheinlich römischen Familie stammend, wurde er um 588 im südlichen Frankreich geboren und streng christlich erzogen. Wegen seiner großen Geschicklichkeit bestimmte ihn sein Vater zum Goldschmied, und bald zeichnete er sich durch seine Leistungen in dieser Kunst aus, erwarb sich auch durch seine Freundlichkeit, seine Redegabe und seinen frommen Wandel viel Beifall und Vertrauen. Als er später ins fränkische Reich übergesiedelt war, hatte er sich wegen seiner Kunstfertigkeit und Ehrlichkeit der höchsten Gunst des Königs Lothar II. zu erfreuen. Aber während er äußerlich in hohen Ehren stand, mußte er innerlich durch tiefe Demüthigungen hindurch gehen. Seine Sünden fiengen an ihn zu ängsten, er deckte seinem Beichtvater sein ganzes Leben auf und übernahm die schwersten Buß-

übungen. Nächte lang lag er im Gebet vor Gott, schlug sich an die Brust und beklagte mit dem 51. Psalm oder mit Hiobs Worten sein Sündenelend. Von vielem Fasten magerte er ab, der Gedanke an Tod und Gericht stand ihm beständig vor der Seele. Endlich drang er zum Frieden der Vergebung hindurch. Es war ihm, als vernehme er eine Stimme: „Eligius, deine Bitten sind erhört" und zugleich umwehte ihn ein balsamischer Geruch; so daß er Gott preisen konnte über der ihm gewordenen Gnade. Auch im Leben zeigte es sich, daß es mit ihm ein Neues geworden. Während seiner Arbeit forschte er im Worte Gottes, den Einfluß, den er wie beim König Lothar, so bei dessen Nachfolger Dagobert hatte, und seine reichen Mittel benützte er zu Werken christlicher Barmherzigkeit, unter welchen auch bei ihm das Loskaufen Gefangener eine hervorragende Stelle einnahm. Diese Gefangenen gehörten namentlich dem sächsischen Stamme an, mit welchem die Franken in steter Fehde lebten, und wir dürfen wohl vermuthen, daß solche durch das Erbarmen dieses echten Christen ihrer Freiheit zurückgegebenen Männer einen Eindruck von der Erhabenheit des Evangeliums mit nach Hause brachten. Daneben nahm er sich mit der großartigsten Freigebigkeit der Armen an, er sendete seine Diener aus, um Bettler und Krüppel herbeizurufen, und bediente dieselben dann in eigener Person. Um die Mittel zu solchen Liebeswerken zu gewinnen, schränkte Eligius seine eigenen Bedürfnisse auf das Nothwendigste ein, ja zuletzt war seine Kleidung die eines Bettlers. Während er aber für sich selbst allen Schmuck ablegte, war ihm nichts zu kostbar, wo es nach seiner Ansicht die Ehre des Herrn galt. So erbaute er auf einem vom Könige erbetenen Grundstück bei Limoges in lieblichster Lage ein Mönchskloster, das er auf jede Weise ausstattete, in Paris ein Frauenkloster für 300 Nonnen, sowie zwei Kirchen. Seinen Sinn für heilige Kunst bethätigte er, indem er an vielen Orten Kirchen und Altäre ausschmückte. — Unter Dagoberts Nachfolger, Chlodwig, dem Gemahl der Balthilde, sehen wir Eligius an kirchlichen Angelegenheiten theilnehmen. Er stand in vorderster Linie beim Kampf gegen eine Irrlehre in Beziehung

auf die Person Christi, welche vom Morgenlande aus in Gallien einzudringen drohte, und benützte jede Gelegenheit, um das Volk zum Festhalten am Glauben und zu christl. Wandel zu ermahnen. Als nun um 640 der Bischof von Noyon gestorben war, so wurde, da man damals in Folge des Einflusses von Balthilde einen Anlauf genommen hatte, nur würdigen Männern die Bischofssitze zu übertragen, der schon 53jährige Eligius zu dessen Nachfolger bestimmt. Aus Demuth weigerte er sich anfänglich, dem Rufe zu folgen, aber er mußte nachgeben und wurde mit großer Feierlichkeit geweiht. Hiemit waren ihm ernste Verpflichtungen auferlegt. In der ihm zugewiesenen Diöcese, welche sich über einen großen Theil des heutigen Belgiens erstreckte, war die Bevölkerung der Mehrzahl nach noch heidnisch, ja hatte zum Theil noch gar nichts vom Evangelium vernommen, und auch die dem Namen nach Christen waren, steckten noch tief in heidnischem Aberglauben. Wir sehen daraus, wie weit das Volk der Franken, unerachtet das Christenthum für die einzige öffentlich anerkannte Religion galt, noch davon entfernt war, ein christliches Volk zu sein. In herzlichster Liebe zu den umnachteten Seelen, das Evangelium predigend und mit apostolischem Glaubensmuthe den Drohungen und Nachstellungen der wilden Friesen und Sueven Trotz bietend, reiste er in seiner Diöcese umher, und bald durfte er Erfolge seiner Wirksamkeit sehen. Die Götzenaltäre wurden verlassen, und da und dort entstanden Christengemeindlein, welchen er durch Gründung von Kirchen und Klöstern einen festeren Halt zu geben suchte. Daß er dabei die Verehrung der Reliquien frommer Männer nach Kräften förderte, dieselben eifrigst aufsuchte, und Kapellen über ihren Gräbern baute, überhaupt auf das, was die katholische Kirche unter guten Werken versteht, auf Almosen, Fasten, Stiftungen einen großen Werth legte, darin trug seine Frömmigkeit ganz das Gepräge seiner Zeit an sich; aber mögen wir auch als evangelische Christen an diesen Dingen Anstoß nehmen und eine richtigere Erkenntniß des Weges zur Seligkeit haben: sein selbstverleugnender Eifer ist auch für uns ein beschämendes und ermunterndes Vorbild. Bis in sein hohes

Alter, als seine Kräfte schon abnahmen, blieb er seiner strengen Lebensweise treu. Als er sein Ende herannahen fühlte, versammelte er seine Schüler und Freunde, um feierlich von ihnen Abschied zu nehmen, worauf er am 1. Dec. 659 starb. Die Königin Balthilde eilte an sein Todtenbette, traf ihn aber nicht mehr am Leben.

Solche Männer wie Eligius standen aber in der verweltlichten Kirche des Frankenreiches sehr vereinzelt da, und noch seltener war es, daß ein gottesfürchtiger Mann damals eine so einflußreiche Stellung einnahm wie Eligius. Meistens vielmehr ergieng es in jenen bösen Zeiten den echten Jüngern Jesu wie der Brief an die Hebräer sagt: „sie sind umhergegangen mit Pelzen und Ziegenfellen, mit Mangel und Trübsal, mit Ungemach; — deren die Welt nicht werth war; und sind im Elend gegangen in den Wüsten, auf den Bergen und in den Klüften und Löchern der Erde.“ Theils ausgestoßen von der verderbten Welt, theils innerlich abgestoßen durch ihr wüstes Treiben zogen sich solche Männer in die Einsamkeit zurück. Ihr strenges, dem Wohlthun geweihtes Leben machte dann wohl Eindruck auf die Umwohner. Dieselben ließen sich in der Nähe ihrer Zellen nieder, und so erblühten in der Wildniß Ansiedlungen, welche meist bis heute den Namen des frommen Mannes tragen, welcher den ersten Anstoß zu ihrem Entstehen gegeben hat. So lebte am Rhein der hl. Goar; die Orte St. Goar und Goarshausen bezeichnen die Stätte seines Wirkens; so strömte bei einem Einsiedler Namens Wulf, der sich bei Trier am Ufer der Mosel niedergelassen hatte, das Volk aus weiter Entfernung zusammen, und viele ließen sich durch die Macht seines Gebets und seiner mahnenden Worte bewegen, dem Götzendienst zu entsagen. Aber der gute Same, welchen solche Männer da und dort ausgestreut hatten, wurde in der Zerrüttung, welche unter der heillosen Regierung der späteren Merovinger einriß, meist wieder erstickt, und zu einer Durchdringung des Volks mit dem Evangelium wäre es nicht gekommen, wenn nicht der Herr von außen her Männer gesandt hätte, welche der Seelen sich annahmen und das Licht des Evangeliums auf den Leuchter stellten. Es sind das diejenigen

Männer, welche man gewöhnlich als die Glaubensboten in unserem Vaterlande bezeichnet. Dieser Ausdruck ist, wie aus dem Bisherigen hervorgeht, nicht so zu verstehen, als ob dieselben zu allererst den Christenglauben in Deutschland verkündigt hätten. Dieser war bei ihrem Auftreten schon vorhanden. Wenigstens im Frankenreiche bekannten sich der König und die Vornehmsten zu demselben, aber im Volke herrschte weit und breit das Heidenthum, wenn auch theilweise einige christliche Bräuche und Formeln angenommen waren. Dieses Volk nun mit dem Glauben, der ihm als äußeres Joch aufgelegt war, auch bekannt und ihm denselben lieb und werth zu machen, an die Stelle eines bloß officiellen und ceremoniellen ein persönliches Christenthum zu pflanzen, das war die Aufgabe jener Glaubensboten. Schon in früherer Zeit, in der Mitte des 5. Jahrhunderts, hatte auf deutschem Boden ein solch apostolischer Mann gewirkt. Damals, als besonders die Gegenden an der mittleren Donau durch die Raubzüge der wilden Hunnen verwüstet wurden und das Elend der Einwohner jener Länder auf's Höchste gestiegen war, erschien in ihrer Mitte ein Mann, der sich Severinus nannte. Woher er stammte, hielt er geheim, nur das merkte man an seiner Sprache, daß er aus dem Abendlande, aus Italien oder Nordafrika gebürtig war. Er hatte sich aber, dem Zuge zu einem beschaulichen Leben folgend, in die Einöden des Morgenlandes zurückgezogen und dort als Einsiedler gelebt, bis ein innerer Ruf ihn hingehen hieß, um den Unglücklichen im Abendlande Hilfe zu bringen. So zog er denn bei Passau und weiter hinab an der Donau tröstend und helfend umher, allen Entbehrungen sich aussetzend, barfuß im strengsten Winter, die Nackten kleidend, die Gefangenen loskaufend oder durch seine Fürsprache ihnen die Freiheit erwirkend, die wilden Eroberer mit gewaltigem Wort zur Menschlichkeit mahnend, die von den Heiden bedrängten Christen zu muthigem Standhalten ermunternd. Gewaltig war die Wirkung, welche dieser Mann auf die Gemüther ausübte. Als die ganze Umgegend von den Barbaren geplündert wurde, wagte es der römische Befehlshaber nicht, der Uebermacht derselben sich entgegenzustellen, dann aber, als ihn Severin im Namen Gottes

ziehen hieß, faßte er Muth, schlug die Feinde und machte ihrer viele zu Gefangenen, Severin aber hieß denselben die Fesseln abnehmen, erquickte sie mit Speise und Trank und entließ sie mit dem Auftrag, ihre Genossen zu warnen, daß sie nicht mehr in diese Gegend kommen, da sie jetzt selbst gesehen haben, wie Gott für seine Diener streite. — Ein Heerführer der Alemannen wurde durch seine Worte und seine ganze Erscheinung so ergriffen, daß er heftig zu zittern anfieng und noch in späterer Zeit bezeugte, niemals, weder im Kriege noch durch sonst ein Schrecknis sei er je zu so heftigem Zittern gebracht worden. Auch der gewaltige Odoaker, der dem weströmischen Reiche ein Ende machte und das der Heruler in Italien gründete, traf noch als Jüngling mit Severin zusammen, und dieser sagte ihm seine künftige Größe voraus. Bei dieser ausgebreiteten, gesegneten Wirksamkeit blieb aber Severin in der lautersten Demuth. Denen, welche baten, daß er durch seine Fürbitte ihnen Hilfe schaffe, konnte er antworten: „Was verlanget ihr Großes von dem Kleinen; ich erkenne mich als einen durchaus Unwürdigen, möchte ich doch Vergebung meiner Sünden erlangen!" Diese Demuth ließ ihn auch die bischöfliche Würde, die ihm angetragen wurde, ausschlagen.

Wie Severin in den Donauländern, so traten andere Fremdlinge im Frankenreiche als Zeugen von Christo auf. Dieselben kamen von den britischen Inseln, besonders von Irland. Um aber ihr Wirken zu verstehen, müßten wir etwas weiter zurückgreifen und sehen, wie zu ihrem Volke die Botschaft des Heils gelangt war.

III. Die britisch-irische Mission.

Die Stämme der Kelten, von welchen jetzt nur noch kleine Ueberreste vorhanden sind, wie die Iren, die Gälen in Hochschottland, die Einwohner von Wales im westlichen England, hatten in den Jahrhunderten, von denen wir reden, das ganze westliche Europa inne. Von dem Boden Deutschlands waren sie zwar längst verdrängt; aber in Spanien, Frankreich, einem Theile der Schweiz sowie auf den britischen Inseln bildeten sie

bis zur Völkerwanderung die eigentliche Landesbevölkerung. Diese Kelten waren dazu bestimmt, die Brücke zu bilden, über welche das Evangelium seinen Einzug bei unsern Vätern halten konnte. Viel mehr als die alten Deutschen waren sie in den Künsten des Verkehrs bewandert, weithin hatten sie Handelsverbindungen, und diese waren auch das Mittel, wodurch sie in den Besitz der einen köstlichen Perle kamen. In überraschend früher Zeit, schon im 2. Jahrhundert, war der das jetzige England bewohnende keltische Stamm der Briten christlich geworden. Wahrscheinlich war ihnen das Evangelium zugekommen vom südlichen Frankreich, von Lyon und Marseille aus; die Christengemeinden in diesen Städten aber waren von Kleinasien aus gegründet worden. Die Spuren dieses Zusammenhangs mit der morgenländischen Kirche trug nun auch das Christenthum der Briten an sich. Sie wichen in manchen Punkten ab von den Anschauungen und Gewohnheiten der römischen Kirche. So namentlich in Beziehung auf die Osterfeier. Während man nemlich in der römischen Kirche Ostern stets am Sonntag feierte, mochte es dann ein Monatstag sein, welcher es wollte, so begiengen dagegen die Kleinasiaten und nach ihrem Vorgang die Briten dieses Fest immer an demselben Monatstage, nemlich am 14. des Frühlingsmonats, unangesehen ob es ein Sonntag oder Werktag war. Diese Verschiedenheit scheint uns zwar von ziemlich untergeordneter Bedeutung zu sein, aber jene Zeit legte großes Gewicht darauf, so daß sie zu heftigen Streitigkeiten Anlaß gegeben hat.

Diese christlich gewordenen Briten hatten nun von ihren Nachbarn im Norden, den heidnischen Pikten und Skoten, viele Angriffe auszuhalten, und häufig verwüsteten dieselben nicht nur das Land, sondern führten auch ganze Scharen von Gefangenen fort. Dies widerfuhr einst auch einem sechzehnjährigen Jüngling Patrik oder Patricius, der im südlichen Schottland zu Hause war. Schottische Seeräuber schleppten ihn weg und verkauften ihn an einen Häuptling in Irland. Dieser übertrug ihm die Aufsicht über seine Viehherden. Als er nun viel einsam auf dem Felde sein mußte, fieng er an Gott zu suchen. „In dem fremden Lande, so erzählt er selbst, öffnete der Herr

den Sinn meines Unglaubens, daß ich, wenn gleich spät, meiner Sünden gedachte und mich von ganzem Herzen zu dem Herrn meinem Gott bekehrte." Sechs Jahre dauerte diese Gefangenschaft. Da gelang es ihm, aus derselben loszukommen in einer Weise, in welcher er deutliche Spuren göttlicher Führung und Behütung sehen durfte. Aber nach 10 Jahren ward er abermals von schottischen Seeräubern gefangen und nach Frankreich verkauft. Durch christliche Kaufleute erhielt er seine Freiheit wieder und kehrte in seine Heimat zurück, wo die Seinen den zweimal Verlorenen und Wiedergefundenen mit großer Freude aufnahmen. Aber, vielleicht angeregt durch die Bekanntschaft mit den frommen Männern in den Klöstern des südlichen Frankreichs, fühlte er in sich den unwiderstehlichen Drang, den Heiden das Evangelium zu bringen. Er erkannte darin den Ruf Gottes und wandte sich dem Lande seiner ersten Gefangenschaft, Irland zu, wo seine Bekanntschaft mit Sprache und Sitten des Landes seinen Bestrebungen sehr förderlich war. Zwei Klassen von Menschen wirkten auf das geistige Leben des irischen Volkes bestimmend ein, die Druiden oder heidnischen Priester, welche bei den Kelten eine sehr große Macht hatten, und die Barden, oder Sänger, welche Loblieder auf die alten Helden zur Harfe singend, im Lande umherzogen. Jene waren die geschworenen Feinde des Patrik, dagegen suchte er sich an die letzteren anzuschließen; einer der angesehensten Barden wurde für das Christenthum gewonnen, verherrlichte dasselbe in seinen Liedern und verschaffte ihm dadurch vielen Eingang beim Volke und den Häuptlingen; überhaupt verschmolz sich das Christenthum in eigenthümlicher Weise mit den alten Ueberlieferungen des Volkes. Patricius selbst, den die Iren heute noch als ihren Apostel in hohen Ehren halten, starb in einem Alter von nahe an 100 Jahren, sein Werk aber lebte fort, denn es hatte einen festen Stützpunkt an den Klöstern, welche er nach dem Muster der im südlichen Frankreich bestehenden, in Irland gegründet hatte. Sie waren während der folgenden Jahrhunderte, so lange im übrigen Europa unter dem Getöse der Waffen Zucht und Bildung gleichermaßen darnieder lagen, stille Zufluchtsorte christlicher

Wissenschaft und zugleich Pflanzschulen für Missionare und die Orte, von wo jene Männer auszogen, welche unserem Vaterlande das Wort vom Kreuze brachten. Es war aber nicht die von Rom aus im Abendlande sich verbreitende Regel des hl. Benedikt, nach welcher diese Klöster eingerichtet waren, vielmehr schloßen sie sich an morgenländische und südfranzösische Vorbilder an, und so können wir später einen lange sich hinziehenden Kampf zwischen den den römischen Satzungen freier gegenüber stehenden Zöglingen der irischen Klöster, den sogen. Kuldäern, und den für Rom wirkenden Schülern Benedikts wahrnehmen, einen Kampf, der mit dem nationalen Gegensatz zwischen Kelten und Deutschen zusammenhängt und nicht eher zur Ruhe kam, als bis bei zunehmendem Uebergewicht der Deutschen über die Kelten alle von jenen Kuldäern gegründeten Klöster in die Hände der Benediktiner gekommen und damit die Oberherrschaft Roms über die neugegründeten Kirchen des Abendlandes besiegelt war.

Der Missionstrieb, welcher in den irischen Klöstern mit Macht sich regte, hatte sowohl an den noch heidnischen Bewohnern der britischen Inseln, den Pikten und Skoten, als an den in Deutschland wohnenden Heiden ein weites Feld der Bethätigung. Von denjenigen Glaubensboten, welche unter den ersteren wirkten, nennen wir Kolumba. Ums Jahr 520 aus irischem Königsgeschlecht geboren, von einem christlichen Geistlichen erzogen, von Kindheit auf ernsten Sinnes, mit der theologischen Wissenschaft vertraut, trat er, 22 Jahre alt, ins Kloster und wurde bald der Lieblingsschüler seines Abtes, Ciaran, dessen Einfluß dazu beitrug, daß er sich den Missionsberuf erwählte. Nach Ciaran's Tod gründete er selbst ein Kloster zu Dearmach, von welchem nicht weniger als 100 Tochterklöster ausgegangen sein sollen. In seinem 42. Jahre aber entschloß er sich, die Heimat zu verlassen, um in dem rauhen schottischen Gebirgslande, woher seine Mutter stammte, den Pikten, unter welchen schon sein Lehrer Ciaran gewirkt hatte, das Evangelium zu bringen. Um das Pfingstfest des Jahres 562 landete er mit 12 Gefährten auf der kleinen Insel Jona an der Westküste von Schottland. In der Nähe des berühmten Staffa mit seiner

Fingalshöhle mitten in einem stürmischen Meer unter einem trübseligen Himmel gelegen, war diese Insel eine alte Begräbnißstätte der nordischen Könige und ein Heiligthum der Druiden. Gerade in diese Festung des heidnischen Aberglaubens drang der kühne Streiter Christi ein. Zu dem Könige des Landes, der sich in seiner Burg eingeschlossen hatte, erzwang er sich den Zugang, überwand den Widerstand der Druiden und bewirkte die Bekehrung des Königs. Sofort wird auf Jona ein Kloster erbaut, welches hinfort auf lange Zeit ein Sitz christlicher Frömmigkeit und Wissenschaft und der Mittelpunkt eines weitverzweigten Missionswerkes ist. Kolumba selbst machte von Jona aus Bekehrungsreisen, namentlich aber seine Schüler legten wie auf den Hebriden, so in Schottland selbst Niederlassungen an, ja sie drangen bis auf die entlegenen Orkney-Inseln vor. Kolumba's Ansehen in jenen Gegenden war groß; die Aebte irischer und schottischer Klöster pflegten sich um ihn zu versammeln und seinen Rath zu hören, mit den Fürsten jener Völker stand er in freundschaftlicher Verbindung. Das Geheimniß seiner Kraft aber lag in seinem innigen Gebetsumgang mit Gott. Bitte und Dank, Fürbitte für alle, namentlich für diejenigen, deren leibliche oder geistliche Noth ihm bekannt war, wurde von ihm täglich dargebracht und manche auffallende Wirkungen seiner Fürbitte werden berichtet. Was ihm nahe kam, segnete er, und das mit solcher Inbrunst, daß es den tiefsten Eindruck auf die Anwesenden machte. Durch seinen hl. Ernst brachte er harte Herzen zur Buße, durch seine Friedfertigkeit und Uneigennützigkeit überwand er den Haß der Feinde. Seine Ordensregel befolgte er streng, angestrengte Arbeit füllte seine Zeit aus, ein Fels war sein Ruhebett, aber dabei war er stets heiteren Sinnes und ließ seine Lindigkeit nicht nur die Menschen, auch die geringsten und verachtetsten, sondern selbst die Thiere empfinden. So verpflegt er einen verwundeten Kranich, bis derselbe seine Wanderung fortsetzen kann, und noch am Tage seines Todes liebkost er das treue Roß, das die Milch in's Kloster zu bringen pflegte. — Durch seinen und seiner Genossen Fleiß wurde das Land urbar gemacht und selbst Obst dem vorher unfruchtbaren

Boden abgewonnen. Es ist ein liebliches Bild: während im übrigen Europa mit blutbefleckten Händen um Besitz und Herrschaft gekämpft wird, sehen wir in einem abgelegenen Winkel des Welttheils einen Mann, der seine fürstliche Würde dahinten gelassen hat, um seinen umnachteten Brüdern den zu verkündigen, der obwohl er reich war, doch arm geworden ist um unsretwillen; während die schönsten Länder durch Mord und Brand in Wüsteneien verwandelt werden, in den alten Sitzen der Bildung alle Gesittung von der Barbarei überwältigt wird, erblüht im rauhen, trüben Norden ein Garten Gottes, wo sich allem was lieblich ist und wohllautet eine freundliche Zufluchtsstätte aufthut.

34 Jahre lang hatte Kolumba auf Jona gewirkt, da fühlte er seinen Tod herannahen. Am Vorabende des Pfingstfestes 596 segnete er den Getreidevorrath des Klosters, voll Freude, daß für den Unterhalt der Brüder auch nach seinem Abscheiden gesorgt sei, segnete von einem nahen Hügel aus das ganze Kloster. Dann fuhr er fort in einer von ihm begonnenen Abschrift des Psalters. Als er zu den Worten des 34. Psalms gekommen: „die den Herrn suchen, haben keinen Mangel an irgend einem Gut“, erhob er sich, und sagte: „hier ist die Seite zu Ende, hier will ich aufhören, was folgt, mag mein lieber Baithan schreiben.“ Er begab sich zur Vesper in die Kirche, dann legte er sich auf sein Lager, von da ließ er durch seinen treuen Diener seinen Brüdern sagen: „das ist mein letzter Befehl an euch, meine Kindlein, daß ihr ungeheuchelte Liebe unter einander habt und friedfertig seid; und wenn ihr dem Beispiel der Heiligen folgt, so wird Gott, der die Guten stärkt, euch beistehen.“ Dies war sein letztes Wort. Als um Mitternacht die Klosterglocke wieder zum Gebet rief, eilte er raschen Laufes zur Kirche und kniete am Altare nieder; die Brüder versammelten sich um ihn, er wollte den Arm zum Segen erheben, aber derselbe versagte ihm den Dienst, sein Diener kam ihm zu Hilfe und hob seine Hand empor, so die Seinen segnend verschied er.

Doch für die Liebe und den Glaubenseifer der irischen Mönche waren die britischen Inseln bald zu eng, sie kamen

herüber auch auf das Festland Europas mit der Predigt von Christo. Als der erste unter diesen irischen Missionaren auf deutschem Boden wird Fridolin genannt. Auch er war aus edlem keltischem Geschlecht, auch er beschäftigte sich von Jugend auf mit der Erkenntniß des Göttlichen. Auch andern von dem, was ihm geworden, mitzutheilen, drängte es ihn. So zog er im Lande umher, das Heidenthum angreifend, die Christen stärkend, seine Güter unter die Armen austheilend. Bald aber ward es ihm zur Gewißheit, es sei Gottes Wille, daß er wie Abraham sein Vaterland verlasse. Namentlich ward ihm auch bange vor dem Beifall, der ihm in der Heimat überall zu Theil wurde. Die Seinen wollten ihn zurück halten, er aber riß sich los, so schmerzlich ihm auch das Scheiden war. In Frankreich landete er und durchzog predigend das Land bis er nach Poitiers kam, wo einst Bischof Hilarius gewirkt hatte. Fridolin fand den Leichnam des Hilarius und baute, vom König Chlodwig mit Geld reichlich unterstützt, um 507 das Kloster desselben wieder auf und setzte irische Mönche in dasselbe. Er selbst zog weiter, um, wie ihm im Traume befohlen worden war, auf einer Insel des Rheins ein Heiligthum zu gründen. Mehrere Jahre dauerte die Wanderung. Wo er hinkam, richtete er die zerfallenen Gotteshäuser wieder auf, baute auch neue, die er dem hl. Hilarius weihte. So giengs durch die Vogesen nach Straßburg, von da den Rhein hinauf in den Jura und weiter nach Graubünden bis Chur. Dann wendete er sich wieder zurück und fand da, wo jetzt Säckingen liegt, eine Insel im Rhein, welche zur Ansiedlung geeignet schien. Aber die Umwohner trieben ihn fort. Er begab sich nach Frankreich und kam nach einiger Zeit mit einem Schutzbriefe des Königs zurück, der ihm jene Insel geschenkt hatte. Nun konnte trotz mancher Feindseligkeit der Widersacher an's Werk gegangen werden. Die Insel ward vom Gestrüpp gereinigt, und bald erhob sich auf derselben eine dem Hilarius geweihte Kirche und das Frauenkloster Säckingen, das später durch Schenkungen namentlich in der Schweiz begütert wurde. So gehörte ihm besonders das Thal von Glarus, dessen Name wahrscheinlich

von Hilarius abzuleiten ist. Fridolin aber trägt mit Recht den Ehrennamen des Apostels der Alemannen. Ebenfalls unter den Alemannen, im Breisgau, wirkte einige Zeit später der irische Mönch Trudbert, welcher in der Wildniß, wo er sich angesiedelt hatte, unter Mörderhänden fiel.

Im Todesjahre des Fridolin 550 ward ein anderer Irländer geboren, der in derselben Richtung wie er noch Größeres wirken sollte. Es ist Kolumban. Gebildet nicht nur an der hl. Schrift, sondern auch an den Schriften des klassischen Alterthums, trat er auf den Rath einer Einsiedlerin in das Kloster zu Bangor, welches damals unter dem Abt Komgall 3000 Mönche zählte. Aber auch ihn ergriff der Missionstrieb, und er setzte im J. 590 mit 12 Begleitern nach Gallien über. Das fromme Leben dieser Fremdlinge, welches von dem ruchlosen Treiben in der verweltlichten fränkischen Kirche so sehr sich unterschied, zog die allgemeine Aufmersamkeit auf sich, schaarenweise strömten die Leute herbei, um in die von Kolumban gestiftete klösterliche Gemeinschaft einzutreten. Vom burgundischen König eingeladen, begab er sich in dessen Gebiet, die Vorsteherschaft eines reichen Klosters aber schlug er aus und ließ sich mit seinen Genossen in einer öden Gegend der Vogesen nieder. Unter vielen Entbehrungen — es kam so weit, daß sie nur Baumrinde zur Stillung ihres Hungers hatten — wurden einige Klöster gegründet, das Land umher angebaut, und bald entfaltete sich ein reges Leben in der Wildniß. Aber die Zerrüttungen des Reichs störten den Frieden der klösterlicheu Einsamkeit. Der König war gestorben. Den noch unmündigen Thronfolger hielt seine herrschsüchtige Großmutter Brunehild, um selbst die Regierung in Händen zu behalten, ab, sich zu verheiraten und verleitete ihn mit teuflischer List zu einem ausschweifenden Leben. Als Kolumban den jungen König zurecht brachte, wandte sich der ganze Haß der Brunehild gegen ihn und seine Genossen, und da er außerdem wegen der Zeit der Osterfeier mit der fränkischen Geistlichkeit, welche sich an die römische Sitte anschloß, zerfallen war, so gelang es, den König gegen ihn einzunehmen; er ward aus seinem Kloster weggeführt und auf ein Schiff gebracht, um nach Irland zurück

geschickt zu werden. Als aber Wind und Wetter das Auslaufen des Schiffes hinderten, so sahen die mit seiner Wegführung Beauftragten darin ein Zeichen des göttlichen Mißfallens und setzten ihn ans Land. Er kam nun zum König von Neustrien und machte sich, von diesem mit einem Geleite versehen, auf, um nach Italien zu ziehen. Unterwegs aber strömte das Volk von allen Seiten ihm zu. Unter den Sueven und Alemannen um den Bodensee und Zürichersee bekämpfte er das Heidenthum, stürzte die Götzenaltäre und suchte, was von Spuren des Christenthums von früheren Zeiten her noch vorhanden war, zu beleben. So traf er z. B. in der Nähe von Arbon mitten unter heidnischen Umgebungen einen christlichen Geistlichen Willimar, der sich sehr freute, in seiner Einsamkeit einmal von christlichen Brüdern besucht zu werden, und Kolumban mit seinen Genossen sieben Tage lang gastfreundlich beherbergte. Dann machte er sie auf die Gegend von Bregenz aufmerksam. Hier gründeten sie eine Kirche, nährten sich vom Gartenbau und Fischfang und erwarben sich durch Wolthaten das Zutrauen der heidnischen Bevölkerung. Aber neue Bürgerkriege nöthigten Kolumban im Jahre 612 jene Gegenden zu verlassen. Er zog nach Italien und gründete dort im Apenninengebirge das Kloster Bobbio, welches sich durch die Gelehrsamkeit seiner Mönche bald zu hohem Ruhme emporschwang. Der Mann, der in evang. Geiste aus der hl. Schrift seine Nahrung zog, der es liebte, in stiller Waldeseinsamkeit im Worte Gottes zu forschen und der deßhalb sich nicht entschließen konnte, den römischen Satzungen ohne Weiteres sich zu unterwerfen, war freilich bis zu seinem Lebensabend manchen Angriffen ausgesetzt. Aber in edler Freimüthigkeit hielt er an seiner Ueberzeugung fest und wußte auch Männern, wie Papst Gregor dem Großen, unerschrocken die Wahrheit zu sagen. „Der ist," sprach er, „der rechte Schlüsselträger des Himmelreichs, wer dasselbe durch die wahre Erkenntniß dem Würdigen öffnet und dem Unwürdigen zuschließt." Eindringlich mahnt er zum kirchlichen Frieden, begeistert preist er die Selbstverleugnung und die christliche Liebe. „Der tritt die Welt zu Boden, der sich selbst überwindet. Keiner, der sich selbst schont,

kann die Welt hassen. Das erste für uns aber ist, hienieden nichts zu lieben, sondern nur das, was droben ist. Diese Liebe ist keine Arbeit, sondern etwas Süßes, Gesundmachendes für das Herz. Wenn das Herz nicht an Sünden krank ist, so ist dessen Gesundheit die Liebe." — Wir sehen aus solchen Aussprüchen, daß bei aller gesetzlichen Strenge, welche den Klosterordnungen des Kolumban eigen ist, doch ein evangelischer Geist ihn erfüllte.

Als Kolumban die Gestade des Bodensees verließ, um nach Italien zu ziehen, war ein jugendlicher Begleiter von ihm, Gallus, erkrankt und konnte daher dem Meister nicht folgen. Er setzte sich in einen Nachen und fuhr zu jenem Priester Willimar, der ihn treulich pflegte. Als er genesen war, bat er den Diaconus Hildibald, ihn in den angrenzenden großen Wald zu führen, damit er sich eine Stelle zur Niederlassung suche. Als ihn dieser zurückhalten wollte, da jener Wald von wilden Thieren wimmle, sprach Gallus: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Der Gott, welcher Daniel aus der Löwengrube errettet hat, kann mich auch aus den Krallen dieser Thiere retten." Unter Gebeten traten sie den Weg in den Wald an. Als sie bis Sonnenuntergang umher gewandert, kamen sie an einen fischreichen Fluß, die Steinach. Sie fiengen viele Fische in ihrem Netze und bereiteten sich ein Mahl. Als Gallus zum Tischgebet niederknieen wollte, blieb er an einem Dornbusch hangen und fiel zu Boden. Sein Gefährte wollte ihn aufrichten, er aber antwortete: „Laß mich, hier ist für immer meine Ruhe, hier will ich bleiben!" Er machte sofort ein Kreuz aus Haselnußstauden und hieng daran eine Reliquienkapsel auf. An dieser Stätte wurde das Kloster gegründet, welches nach seinem Gründer den Namen St. Gallen erhielt. Freilich bestand es nur aus einer Anzahl von ärmlichen Hütten. Erst als es nachmals in die Hände der Benediktiner übergieng, wuchs sein Ansehen und sein Reichthum. Es ward ein Sitz der Gelehrsamkeit, der Dichtung und Kunstfertigkeit und verbreitete namentlich mittelst seiner berühmten Klosterschule christliche Bildung weithin in der nördlichen Schweiz und im südlichen Deutschland.

Einige Jahre nach Gründung des Klosters wurde Gallus der bischöfliche Stuhl zu Konstanz angetragen. Er aber nahm diese Würde nicht an, sondern schlug für dieselbe einen seiner Schüler, Johannes, einen Eingebornen des Landes vor, den er dann auch in sein Amt einführte mit einer Rede voll ernster Ermahnungen an das Volk, die uns noch aufbehalten ist.

So wirkte Gall bis ins Jahr 640. Um diese Zeit folgte er einer Einladung seines alten Freundes Willimar, ihn auf dem Schlosse Arbon zu besuchen. Trotz seiner Schwäche predigte er daselbst dem Volke, das herbeigeströmt war, dann aber erkrankte er, vermochte nicht mehr nach Hause zurück zu kehren und starb am Ufer des schwäbischen Meeres. —

Ein anderer Schüler Kolumbans, Sigisbert, zog, als sie die Gegend des Bodensees verlassen mußten, an die Reuß und gelangte, immer weiter in der Wildniß vordringend, in das Vorderrheinthal. Da traf er in der Nähe des heutigen Dissentis einen Gutsbesitzer Namens Placidus. Derselbe war longobardischer Abkunft und ein Christ. Denn in Graubünden, der römischen Provinz Rhätien, war seit dem zweiten Jahrhundert schon, den großen Handelsstraßen folgend, welche vom Komersee zum Rhein führen, das Christenthum eingedrungen. Luzius und seine Schwester Emerita sollen in der Gegend von Chur das Evangelium verkündigt und den Zeugentod erlitten haben. An jenen erinnert heute noch der schweizerische Ortsname Luziensteig. Im vierten Jahrhundert scheint das Christenthum in Graubünden schon viele Bekenner gehabt zu haben, und es verbreitete sich von da aus weiterhin in der Schweiz. Von dort her sollen Felix und Regula gekommen sein, welche in Glarus und Zürich für das Evangelium zeugten und am letzteren Orte den Märtyrertod erlitten. Seit dem fünften Jahrhundert findet sich ein Bisthum in Chur. Aber die Stürme der Völkerwanderung hatten diese Pflanzungen verwüstet. So gab es wohl noch einzelne Christen in jenen Gegenden, aber dieselben lebten ohne Zusammenhang mit einander, ohne den Halt eines geordneten kirchlichen Lebens. Ein solcher war jener Placidus. Wie mag er sich oft nach der Gemeinschaft mit andern Christen ge-

sehnt haben! Mit Freuden nahm er den Sigisbert auf, ließ sich, da er bisher Arianer gewesen, durch ihn für die rechtgläubige Lehre gewinnen, und gab seine Besitzungen her, um auf denselben ein Kloster zu gründen, von welchem aus die Mission unter den umliegenden Alpenvölkern getrieben werden sollte. Darüber zürnte aber der Statthalter des Landes, und da Placidus ihm freimüthig entgegen trat, ließ er ihn 630 enthaupten, fand aber bald darauf selbst im Rhein einen jähen Tod. Hierin erkannte das Volk ein Gottesgericht und unterstützte um so mehr das Unternehmen Sigisberts, der nun ein dem Martin von Tours geweihtes Kloster gründete, das Zelle der Einöde, cella desertina genannt wurde, woraus der Name Dissentis entstanden ist. Durch mancherlei Schenkungen bereichert, hat dieses Kloster unter den Stürmen einer wilden Zeit vielen Jünglingen Rhätiens zur Bildungsstätte, manchem Alpenwanderer zur schützenden Herberge gedient.

Auch anderen Theilen unseres Vaterlandes wurde durch irische Mönche das Wort des Heils gebracht. Im Herzen von Deutschland erstreckte sich damals bis an die Gestade des Mains das Herzogthum Thüringen, welches von den fränkischen Königen zum Schutze ihres Reiches gegen die Slaven gegründet worden war. Der Herzog hatte seinen Sitz in Würzburg auf dem malerisch über dem Main sich erhebenden festen Schlosse, das jetzt Marienburg heißt. Dort war zugleich das Heiligthum einer altdeutschen Göttin, wie überhaupt das ganze Land bis nach der Mitte des Jahrhunderts in heidnischer Finsterniß lag. Damals herrschte im Lande Herzog Gozbert. Unter ihm kam ein Bote des Evangeliums nach Würzburg, Kilian, oder wie er mit seinem heimatlichen Namen hieß, Kyllena. Geboren ums Jahr 640 in Irland, war er von seinen Eltern dem Kloster auf Jona, dessen Gründung durch Kolumba wir vorhin erzählt haben, zur Erziehung übergeben worden. Hier hatte das Wort des Heilandes Luc. 9, 23.: „Wer mir nachfolgen will u. s. w.“ das Verlangen in ihm geweckt, ein Verkündiger des Evangeliums unter den Heiden zu werden. Mit mehreren Gehilfen war er nach Deutschland übergesetzt und bis Würzburg gelangt, etwa

um 680. Hier beschloß er seine Arbeit zu beginnen. Daß er zuvor nach Rom gereist sei und sich vom Papst habe Vollmacht für dieselbe geben lassen, ist wohl eine später aus römischem Interesse hervorgegangene Erdichtung. Predigend von der göttlichen Erbarmung wie vom Ernst Gottes wider die Sünde durchzog Kilian von Würzburg aus mit seinen Gefährten die Maingegend bis hinauf auf die Höhen des Rhöngebirges. Viele wurden durch sein Wort bekehrt, unter ihnen auch der Herzog Gozbert. Derselbe ließ sich taufen und wurde ein so ergebener Jünger Kilians, daß er sich entschloß, auf sein Geheiß auch das schwerste Opfer zu bringen. Er hatte nemlich die Wittwe seines Bruders, Geilane, zur Frau. Eine solche Verbindung schien dem Kilian eine verbotene und er verlangte daher, als ihm der Herzog im Christenthum weit genug gefördert zu sein schien, die Trennung derselben. Nach schwerem Kampf entschloß sich Gozbert dazu. Zuvor aber wollte er noch einen Kriegszug ausführen. Seine Abwesenheit benützte die über jene Forderung aufs tiefste erbitterte Geilane, um durch gedungene Mörder die Glaubensboten erschlagen zu lassen. In der Nacht des 8. Juli 689, als Kilian mit seinen zwei Genossen zum Gebet vereint war, dringen die Mörder ein. Alle drei werden erwürgt und, um jede Spur der Unthat zu tilgen, die Leichname verscharrt. Als Gozbert bei seiner Rückkehr nach Kilian fragt, erwidert Geilane, sie wisse nichts von ihm. Aber bei einem der Mörder wacht das Gewissen auf und in der Verzweiflung klagt er sich selbst des Mordes an. So kam die Sache an den Tag. Geilane versank in Schwermuth. Gozbert und seine Nachkommen aber blieben dem Evangelium treu, wenn auch dessen weitere Verbreitung durch den Tod Kilians auf lange hinaus unterbrochen wurde. — Wenn wir auch nicht leugnen können, daß Kilian durch unevangelisches Bestehen auf einer Satzung gefehlt hat, so ist er uns doch ein durch seine Glaubenstreue ehrwürdiger Bote der Wahrheit und es ist ein merkwürdiger Beweis davon, wie der Herr die Namen der Seinigen zu Ehren zu bringen weiß, daß dieser Kilian im ganzen Frankenlande bis

auf den heutigen Tag als der Apostel der Franken so hoch gepriesen ist.

Auch weiter nach Osten ins Baierland wurde das Evangelium getragen durch Männer, welche mit jenen irischen Missionaren im Zusammenhang stehen. So kamen aus den von Kolumban in den Vogesen gegründeten Klöstern der Abt Eustasius und der Mönch Agil zu den Baiern. Von bleibenden Erfolgen ihrer Wirksamkeit aber wird nichts berichtet. In der Mitte des siebenten Jahrhunderts kam der Bischof Emmeran aus Aquitanien dahin. An seinen Namen knüpft die Ueberlieferung die Entstehung des Bisthums Regensburg, ohne daß jedoch Sicheres über ihn bekannt wäre. Auch Männer fränkischer Abkunft entschlossen sich, unter die Heiden zu gehen, so Bischof Rudbert von Worms am Ende des siebenten Jahrhunderts, welcher sich auf den Trümmern der altrömischen Stadt Juvavia an der Salzach niederließ. Noch zeigt man die Felsenhöhlen, die er mit seinen Gefährten bewohnt haben soll. Bald aber sammelten sich um ihn die Einwohner des Landes, und es wuchs eine Bischofsstadt empor, das für die Christianisirung jener Gegenden so wichtig gewordene Salzburg. Ebenso war es ein fränkischer Einsiedler, mit Namen Korbinian, an welchen sich die ersten Anfänge des Bisthums Freisingen knüpften. —

Suchen wir nun über das von diesen Männern Vollbrachte einen Ueberblick zu gewinnen, so sehen wir: es ist eine große Anzahl einzelner Punkte, an denen das Evangelium gepredigt wird, es sind diese Klöster und Einsiedlerzellen über unser Vaterland zerstreut wie einzelne Sternlein, die zwischen den schwarzen Wolken hervorschauen; aber es ist kein Zusammenhang zwischen ihnen, noch weniger üben sie einen Einfluß aus auf den Gang des Lebens um sie her. Während man in den Klöstern betet und in der Schrift forscht, dauert draußen die Rohheit und Gewaltthat in ungebrochener Macht fort; fürs öffentliche Leben ist das Christenthum zu einem Sauerteige nicht geworden. Darum hatten auch die Stiftungen jener Männer keinen Halt; mit ihrem Tode, oft noch vor demselben, wurde, was sie mit jahre-

langer Mühe gebaut, von heidnischen Bevölkerungen wieder zerstört, die Häuflein, die sich um sie gesammelt hatten, zerstreuten sich und fielen wohl großentheils ins Heidenthum zurück. Daher der eigenthümliche Umstand, daß diese Glaubensboten bei ihrem Wirken im Heidenland auf so manche Reste früherer christlicher Pflanzungen stießen, auf irgend einen vereinzelten Bekenner des Heilandes, wie auf jenen Willimar, oder auf die Trümmer einer Kapelle oder Einsiedelei; — eine für sie entmuthigende Mahnung an das Schicksal, welches auch *ihrem* Werke bevorstand. Ja, es wurden wohl mit rührender Selbstverleugnung und heldenmüthiger Aufopferung in den Weinberg immer neue Reben eingepflanzt, aber es war kein Zaun um denselben, und so wurde die Pflanzung immer wieder verwüstet, und man mußte immer wieder aufs neue anfangen. Bei aller Anerkennung daher, die wir dem Eifer dieser Männer schuldig sind, bei aller Anziehungskraft, welche die ihre Wirksamkeit auszeichnende Freiheit von äußeren Satzungen, der echt biblische Geist, der sich in ihren Werken ausspricht, auf das Gemüth eines evangelischen Christen ausübt, müssen wir doch gestehen: sie konnten zwar wohl einzelne Seelen auf den Weg des Heils führen, aber unser Land und Volk zu einem christlichen zu machen, eine deutsche Kirche zu gründen, wären sie nimmermehr im Stande gewesen. Wenn es zu einer solchen kommen, wenn nicht die Keime des Christenthums auf deutschem Boden der Rohheit der Zeit bald wieder zum Opfer fallen sollten, so mußte ihre individuell missionirende Thätigkeit durch eine *kirchlich organisirende* ergänzt werden. Von wem hätte aber eine solche in damaliger Zeit erfolgreicher ins Werk gesetzt werden können, als von der alten Meisterin des Organisirens, von Rom?

IV. Die Entstehung der angelsächsischen Kirche.

Nach dem, was sich uns zum Schluß der vorigen Stunde ergeben hat, haben wir eine wunderbare Fügung der göttlichen

Vorsehung darin zu erkennen, daß seit dem siebenten Jahrhundert den irischen Missionaren solche zur Seite und theilweise auch gegenüber traten, welche selbst in Verbindung mit Rom standen und von Anfang an darauf ausgiengen, die von ihnen gegründete Kirche mit Rom in Verbindung zu setzen. Hiebei handelte es sich nun freilich nicht blos um die Predigt des Evangeliums, um die Bekehrung der Herzen; es handelte sich auch um rechtliche Fragen, um Einrichtung der Kirche als eines bestimmten Organismus, um Feststellung ihrer Beziehungen zur Staatsgewalt, um Errichtung fester kirchlicher Aemter mit bestimmt abgegrenzten Rechten, um Veranstaltungen zu Handhabung kirchlicher Zucht unter einer Volksmasse, die noch gar wenig von dem Sauerteig des Evangeliums innerlich durchdrungen war. Da finden wir nicht die Wärme und Innigkeit jener früheren Zeit; es geht äußerlicher, geschäftsmäßiger, gesetzlicher, manchmal auch weltlicher zu. Kein Wunder, daß sich manche Gemüther dadurch abgestoßen fühlen, daß manche evangelische Christen das Kommen jener mit Rom in Verbindung stehenden Missionare als ein Unglück für Deutschland beklagen, indem dadurch der Grund gelegt worden sei zu dem römischen Drucke, der so viele Jahrhunderte hindurch auf Deutschland gelastet habe und auf einem Theil desselben noch laste. Aber doch können wir dieser Auffassung nicht beistimmen. Wir sehen in dem neuen Stadium der deutschen Mission, zu dem wir nun übergehen, eine natürliche Weiterentwicklung derselben. Wir haben in neuerer Zeit auf kirchlichem Gebiet eine ähnliche Entwicklung erlebt. Ein vergleichender Blick auf dieselbe dürfte zur Erläuterung dessen dienen, was uns hier beschäftigt. Zu Anfang unseres Jahrhunderts waren über die weiten, vom Rationalismus beherrschten, in geistigem Tode liegenden Gebiete der deutschen Kirche einzelne Häuflein von Gläubigen zerstreut, deren inniges, kindlich-einfältiges, vor der Welt verborgenes Christenleben den lieblichsten Eindruck macht. Aber die Welt um sie her gieng ihren Weg, zur umgestaltenden Einwirkung auf die öffentlichen Verhältnisse hatten sie weder die Kraft noch den Willen, und da sie in sich ohne Organisation waren, so wären

sie wohl mit dem Aufkommen eines neuen Geschlechtes spurlos verschwunden, wenn nicht zu der Richtung auf persönliche Frömmigkeit das Streben nach Verbesserung der kirchlichen Zustände herzugetreten wäre. Mag nun auch die kirchliche Richtung, wie sie sich seither in Deutschland entfaltet hat, an Innigkeit und Gemüthswärme zurückstehen hinter jenen Häuflein in der Zeit der ersten Liebe, so hat sie doch die klare Erkenntniß der Aufgaben der Zeit, die Vielseitigkeit des Interesses, den Sinn für das Ganze des Volks- und Gemeindelebens vor denselben voraus. Es ist der Fortschritt vom stillen Frieden der Kindheit und den zarten Gefühlen des Jugendalters zu dem ernsten Ringen des Mannes mit dem feindlichen Leben. Ein ähnlicher Fortschritt zeigt sich uns, wenn wir die unter römischem Einfluß erfolgte Gründung einer deutschen Volkskirche mit den Bestrebungen jener irischen Missionare vergleichen. — Dort stilles Wirken an den Herzen, hier neben demselben Verhandlungen mit den Mächtigen der Erde; dort Bitten und Ermahnungen, hier kirchliche Gesetze und Strafen; dort einzelne Brüder, die vom Geiste Christi gedrungen für sich hinausziehen in die Heidenwelt und ohne Zusammenhang mit einem größeren Ganzen für sich arbeiten, kämpfen, und oft genug sterben, ohne jemand zu haben, der ihr Werk fortsetzte; hier Männer, die nicht minder opferwillig sind, aber beim Eintritt in ihr Arbeitsfeld nicht blos dem Zuge des eigenen Herzens folgen, sondern zugleich dem Gebot ihrer Oberen, oder doch erst dann mit gutem Gewissen ihre Arbeit glauben treiben zu können, wenn zu dem inneren Rufe auch die äußere Bestätigung gekommen ist; und hinter ihnen stehend eine kirchliche Centralgewalt, in deren Hand alle Fäden zusammen laufen und welche nach einem mit großer Klugheit ausgesonnenen Plane jedem Sendboten seinen Wirkungskreis und seine Wirkungsweise anweist, und daneben der mit dieser Kirchengewalt in engem Bunde stehende, ihr als williges Werkzeug dienende Benediktinerorden, aus dessen Mitte die meisten der Glaubensboten hervorgehen, der, wenn einer derselben umkommt, nie in Verlegenheit ist, mit einem andern die Lücke auszufüllen; der durch das Band seiner Ordensregel die entlegensten von diesen Glaubens-

boten hervorgerufenen Ansiedlungen unter einander verbindet und dadurch jeder einzelnen Halt verleiht, der in seinem Schoße eine für jene Zeit staunenswerthe Fülle von gelehrter, gewerblicher, erzieherischer Tüchtigkeit und Thätigkeit befaßt und so das Werkzeug wird, um mit dem Christenthum auch eine christliche Kultur in die Länder zu tragen. Wollen wir nun aber diese zweite Phase der Mission in Deutschland im Einzelnen kennen lernen, so finden wir uns zunächst wieder nach den britischen Inseln gewiesen, aber um ein paar Jahrhunderte rückwärts.

Wir haben gehört, wie unter dem zum keltischen Stamme gehörigen Volke der Briten sich das Christenthum, — wahrscheinlich vom südlichen Frankreich aus schon im zweiten und dritten Jahrhundert verbreitet hatte, und wie es dann von dort aus durch Patricius nach Irland und von den irischen Klöstern aus durch die kuldäischen Glaubensboten auch nach Deutschland gebracht wurde. Während nun aber England uns das Evangelium schickte, schickten wir ihm das Heidenthum. Die christlichen Briten nemlich wußten sich der von Norden gegen sie andringenden Skoten und Pikten nicht anders zu wehren, als daß sie die nördlich von der Elbe wohnenden heidnischen Angelsachsen zu Hilfe riefen. Diese setzten 449 nach England über, aber statt den Briten Hilfe zu bringen, unterjochten sie dieselben und bemächtigten sich ihres Landes. So wurde in diesem längst christlichen Lande für einen Zeitraum von 150 Jahren das Heidenthum wieder herrschend. Ernste Männer erblickten darin ein göttliches Strafgericht über das britische Volk wegen des Sittenverderbens, welches unter demselben trotz seines christlichen Bekenntnisses überhand genommen hatte. Für uns liegt darin eine eindringliche Erinnerung an jenes Wort der Schrift: „Thue Buße und thue die ersten Werke. Wo aber nicht, so werde ich dir kommen bald und deinen Leuchter wegstoßen von seiner Stätte.“

Man hätte nun denken können, wie die fränkischen Eroberer von den durch sie Unterworfenen römischer Abkunft, so werden die Angelsachsen von den durch sie überwundenen Briten das

Christenthum angenommen haben. Aber die theils auf dem Stammesgegensatz, theils auf dem Bewußtsein des verübten und erlittenen Unrechts beruhende Feindschaft beider Theile war so stark, daß eine Christianisirung der Angelsachsen durch britischen Einfluß nicht möglich war. Da wußte die göttliche Vorsehung Wege zu finden, um aus fernem Lande her diesen stolzen Eroberern das Evangelium nahe zu bringen, welches sie, so lange sie es nur in der Nähe fanden, verschmäht hatten. Es war der römische Bischof Gregor I., der Große genannt, welcher hiebei zum Werkzeuge diente. Wir haben früher gehört, wie die politischen Bewegungen der Zeit nicht minder als die kirchlichen dazu beitrugen, den römischen Bischöfen, die sie mit ebenso viel Klugheit als Festigkeit zu benutzen wußten, zu immer größerer Machtfülle zu verhelfen und aus dem römischen Bisthum allmählig die Macht hervorwachsen zu lassen, welche als die päpstliche Jahrhunderte lang die Christenheit beherrscht hat. Eine ganz besonders wichtige Stelle in dieser Entwicklung der Macht des römischen Bischofs nimmt Gregor ein. Man hat ihn schon den ersten Papst genannt, und in sofern mit Recht, als von ihm klarer und entschiedener als von irgend einem seiner Vorgänger das Bewußtsein ausgesprochen wurde, daß ihm, als dem Nachfolger des Apostels Petrus, die Leitung der ganzen Kirche von Gott anvertraut sei. Geboren zu Rom ums Jahr 550 aus adeligem Geschlecht, erlangte er die Würde eines Prätors, wurde aber in seinem vierzigsten Jahre Mönch. So groß war seine Vorliebe für diese Lebensweise, daß er sechs Klöster gründete, deren einem er als Abt vorstand. Dann wurde er durch Bischof Pelagius in die Zahl der römischen Diakonen aufgenommen und um seiner Geschäftsgewandheit willen als Gesandter nach Konstantinopel geschickt. Im Jahr 589 ward er selbst zum römischen Bischof erwählt.

Es war eine böse Zeit, als Gregor den päpstlichen Stuhl bestieg, überall die Verwüstung, welche die Schaaren der Völkerwanderung hinter sich gelassen hatten. Und er selbst hat den Jammer dieser Zeit mit beredten Worten geschildert: „Zerstörte Städte,“ ruft er aus, „geschleifte Befestigungen, verwüstete

Felder, das Land in eine Einöde verwandelt! Kein Ansiedler ist auf dem Lande, beinahe kein Einwohner in der Stadt übrig geblieben; und doch werden selbst diese geringen Ueberbleibsel des Menschengeschlechts täglich und ohne Aufhören heimgesucht. Wir sehen, wie die einen gefangen weggeführt, andere enthauptet, wieder andere erwürgt werden. Und in welchem Zustand sie, die einst die Herrin der Welt zu sein schien, zurück geblieben ist, das liegt vor Augen." — Um in solcher Zeit äußerer und innerer Verwüstung wieder Ordnung zu schaffen, dazu bedurfte es eines starken und unermüdlich thätigen Geistes, und ein solcher war Gregor! Das Nächste wie das Fernste umfaßte er mit seiner Sorge. Aus der Stille des Klosters auf den päpstlichen Stuhl berufen, war er mit dem stillen Schriftstudium nicht minder vertraut, als mit den mancherlei Geschäften einer großen Verwaltung; die Sorge für die einzelnen Seelen in seiner Gemeinde vergaß er nicht über den Angelegenheiten der ganzen Kirche; die Handhabung strenger Zucht und die Einführung ernster, feierlicher Formen des Gottesdienstes lag ihm gleichermaßen am Herzen, und trotz der verschiedenartigen Geschäfte, die ihn in Anspruch nahmen, trotz der vielen Krankheiten, die er zu erdulden hatte, war er doch eifrig im Predigen. Man hat ihm Herrschsucht vorgeworfen, aber nicht für seine Person begehrte er zu herrschen. Wenn er die Vorrechte des römischen Stuhles gegen den Patriarchen Johannes von Konstantinopel vertheidigte, und dabei, um jenen zu beschämen, der sich den Namen eines allgemeinen Bischofs angemaßt hatte, sich den Knecht der Knechte Gottes nannte, so war das bei ihm nicht eine heuchlerische Redensart. Er hat vielmehr in aufrichtiger Demuth übertriebene Ehrenbezeugungen, die man ihm darbrachte, nachdrücklich zurück gewiesen, hat es z. B. den sicilischen Bischöfen untersagt, den Jahrestag der Ordination des römischen Bischofs festlich zu begehen, einem andern Bischof es abgerathen, eine Reise nach Rom zu unternehmen, ein andermal ein ihm zur Huldigung von einem Bischof übersandtes Prachtgewand verkauft und den Erlös zurückgesandt. Er hat sich auch nicht geschämt, was er in anderen, kleineren Gemeinden Gutes fand, nachzuahmen. Er

faßte sein hohes Amt nicht als Mittel zur Befriedigung persönlicher Eitelkeit, sondern als eine Verpflichtung, deren Schwere er sehr schmerzlich empfand. Aber wo es die Ehre Gottes, die Würde der Kirche galt, da trat er mit allem Nachdruck auf; gegen unwürdige Geistliche kannte er keine Schonung.

Namentlich war es ihm ein heiliges Anliegen, die Mißbräuche, welche in Beziehung auf die Wahl der Bischöfe im fränkischen Reiche herrschend geworden waren, zu beseitigen. Während nemlich in der alten Christenheit die Gemeinde unter besonderer Mitwirkung der Geistlichen und unter Zustimmung der übrigen Bischöfe der Provinz sich ihren Bischof gewählt hatte, so maßten sich im Frankenreiche mehr und mehr die Fürsten die Wahl der Bischöfe an und verliehen oft genug ohne alle Rücksicht auf Würdigkeit und Tüchtigkeit die bischöflichen Stühle ihren Günstlingen oder solchen, die ihnen große Geschenke machten; ja nicht selten geschah es, daß das bischöfliche Amt geradezu an den Meistbietenden verkauft wurde. Vergebens hatten Synoden der fränkischen Kirche gegen diesen schreienden Mißbrauch ihre Stimme erhoben. Gregor forderte in wiederholten Schreiben die Bischöfe und Fürsten des fränkischen Reiches auf, es nicht zu dulden, daß bei Besetzung von Kirchenämtern dem Gelde Einfluß gestattet werde, und er brachte es dahin, daß im Jahre 615 die Synode zu Paris beschloß, die Fürsten sollen die Freiheit der kirchlichen Wahlen nicht hindern, und daß der König Lothar II. diesen Beschluß bestätigte. Freilich in der schlimmen Zeit der merovingischen Herrschaft konnte jener Mißbrauch nie ganz beseitigt werden. — Um die Geistlichen, welche größtentheils in Unwissenheit und ungeistlichen Sinn versunken waren, innerlich zu heben, verfaßte er seine Pastoralregel, in welcher er Anweisungen zur rechten Führung des geistlichen Amtes gibt, ein Buch, welches Jahrhunderte lang eine segensreiche Wirkung ausgeübt hat. — Aber nicht nur kirchliche Angelegenheiten im engeren Sinne beschäftigten ihn, auch für allgemein menschliche Interessen hatte er Sinn. Unerschrocken nahm er der Unterdrückten sich an und empfahl die Freilassung der Leibeigenen im Namen dessen, der uns von der geistigen

Knechtschaft befreit habe. — Gregor war ein durchaus römischer Charakter, ein Mann der That. Spekulationen über göttliche Dinge waren nicht seine Sache; ja er findet die Wurzel aller Ketzerei eben darin, daß man müßig und vorwitzig über die Geheimnisse der Gottheit grüble und daneben die Selbsterkenntniß vernachlässige. Namentlich ist nach Gregor der Rathschluß der göttlichen Erwählung ein unerforschlicher, und zwar nicht nur in dem Sinne, daß niemand sagen könne, warum die einen zur Seligkeit erwählt seien, die andern nicht, vielmehr geht er in Beziehung auf diese Unerforschlichkeit bis zu der Behauptung fort, niemand könne gewiß sein, ob er zu den Erwählten gehöre; ja niemand könne vor seinem Tode wissen, ob er Vergebung der Sünden habe. Diese Ungewißheit in Beziehung auf unsere Seligkeit schien ihm gar heilsam zu sein, denn sie sei ein steter Antrieb zur Demuth und Wachsamkeit. Wir sehen, diese Ansicht Gregors entsprang einem wichtigen Interesse des praktischen Christenthums, es sollte dadurch dem sittlichen Leichtsinn gesteuert werden. Aber dennoch war damit in verhängnißvoller Weise eine falsche Bahn eingeschlagen. Bin ich dessen nicht gewiß, daß ich Vergebung der Sünden, daß ich einen gnädigen Gott habe, so sieht sich das geängstete Herz zu allerlei Werkdienst, zu Bußübungen und selbsterwählter Heiligkeit hingetrieben, ohne doch je zu einer festen Heilsgewißheit zu gelangen, ohne je rühmen zu können: „nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben, so haben wir Friede mit Gott." Kurz, was durch jene Ansicht Gregors mächtig gefördert wurde, das ist jenes friedlose, selbstquälerische Wesen, wie wir es gerade bei den edelsten Gemüthern im Mittelalter finden, es ist jene finstere Möncherei, welche Luther so gründlich an sich erfahren und so herrlich überwunden hat. Andererseits aber hat den Gregor eben sein sittlicher Ernst getrieben, der in jener Zeit weit verbreiteten Richtung entgegen zu treten, welche der ganzen sittlichen Aufgabe des Christenlebens durch einzelne äußere Werke zu genügen meinte. Almosen und äußere Strenge des Lebens haben ihm nur dann einen Werth, wenn sie aus der Liebe, als

ihrer Wurzel, hervorwachsen, fehlt es daran, so kann auch die äußerliche Demuth ein Deckmantel geistlichen Hochmuths werden.

Noch in einer andern Beziehung hat durch Gregors Einfluß die Lehre der Kirche in einer unevangelischen Richtung sich weiter entwickelt. Das Abendmahl, welches der Christenheit von jeher als der Höhepunkt ihres Gottesdienstes, als die heiligste Handlung des Christenlebens galt, wurde schon in der alten Kirche unter dem Gesichtspunkte eines Opfers betrachtet. Aber man dachte dabei, wie wir sahen, ursprünglich an ein Dankopfer; Brod und Wein, welche auf den Altar gebracht wurden, sollten ein Opfer des Dankes sein für die Gaben Gottes in der Natur, sowie für die Erlösung. Schon Cyprian aber hatte in der Darbringung des Brodes und Weines durch den Priester eine Nachahmung des Opfers Christi erblickt, und dies war namentlich durch Augustin die herrschende Auffassung geworden; weiter aber geht Gregor: „Wenn der Priester dies Opfer darbringt," sagt er, „so öffnet sich auf seine Stimme der Himmel, die Chöre der Engel erscheinen, Irdisches und Himmlisches vereinigt sich, aus dem Sichtbaren und Unsichtbaren wird eins. So werden in der Messe nicht nur wir an das Opfer Christi erinnert, sondern Christus wird aufs neue geopfert." Darum schreibt er auch diesem Meßopfer wunderbare Wirkungen zu, man kann es auch zum besten eines andern darbringen, daß derselbe aus einer Gefahr gerettet wird. Wohl sagt Gregor, um des Segens dieses Opfers theilhaftig zu werden, sei erforderlich, daß wir uns selbst Gott zum Opfer ergeben; aber doch soll es die Kraft haben, den im Fegfeuer befindlichen Seelen die Frucht des Leidens Christi zuzueignen, damit sie desto schneller zur Seligkeit gelangen. So hat ein so ernst christlicher Mann, wie Gregor es ohne allen Zweifel war, darum, weil er nicht nüchtern bei Gottes Wort stehen geblieben ist, zur Ausbildung jener Lehre von der Messe beigetragen, welche Luther in den schmalkaldischen Artikeln den größten und schrecklichsten Greuel nennt, weil durch sie das Verdienst Christi verdunkelt werde, einen Drachenschwanz, der viel Ungeziefer und Geschmeiß von mancherlei Abgötterei gezeuget habe. —

Auch dem Gottesdienste drückte Gregor den Stempel seiner Strenge auf. Der Kirchengesang, auf dessen Ausbildung, wie wir früher sahen, der Erzbischof Ambrosius in Mailand einen so großen Einfluß geübt, war seit den Tagen dieses Kirchenvaters sehr entartet. Die lebendige rhythmische Bewegung, die dem ambrosianischen Gesang eigen war, begünstigte das Eindringen weltlicher Weisen in die Kirche, so daß dieselbe von manchen mehr des musikalischen Genusses als der Erbauung wegen besucht wurde. Dem beschloß Gregor ein Ende zu machen dadurch, daß er den einförmigen Mönchsgesang in der Kirche einführte, der ohne Abwechslung kurzer und langer Silben in lauter Noten von gleichem Werthe stetig fortschreitet und nur von einer Stimme weiß. Die Kirchenlieder, deren jedes seine vorgeschriebene Melodie hatte, sollten von einem Sängerchor gesungen werden, so daß die Gemeinde nur zuhörte. So war diese im Hause ihres Gottes mundtodt, und erst die Reformation hat ihr die Lippen wieder aufgethan.

Für diesen Gesang dichtete Gregor auch Lieder, einfach und streng, wie das ganze Wesen des Mannes war. Zehn derselben sind noch übrig, darunter eines, welches Luther für den „allerbesten Hymnen" erklärt hat. Dasselbe heißt:

Herr Christe, der die Welt gemacht,
Die Gläubigen hat wiederbracht,
Doch unsre Bitte nicht veracht,
Die wir dich loben mit aller Macht!

Du hast durch deiner Gnade Kraft,
Durch deinen Tod am Kreuzesschaft
Der anererbten Sündenhaft
Der ersten Eltern uns entrafft.

Der du erschufst die Sternenwelt,
Du wohntest in des Fleisches Zelt
Und duldetest, uns zu befrein,
Des ird'schen Todes Schmach und Pein.

Durch deine Bande machst du frei
Die Welt von ihrer Sklaverei;

Die Schmach, die du getragen hast,
Tilgt ihrer Sünden schwere Last.

Man schlägt an's Kreuz dich, Heiland, an:
Die Erde wankt in ihrer Bahn.
Dein Geist entflieht; „es ist vollbracht",
Und alle Welt deckt finstre Nacht.

Bald zu des Vaters Herrlichkeit
Steigst strahlend du im Siegeskleid;
So sei mit deinem Geist nun dort
Uns Schutz und Schirm, du starker Hort!

Dieser Mann war es, der den ersten Anstoß dazu gab, daß dem wieder heidnisch gewordenen England das Evangelium gebracht wurde. Damit betrat die römische Kirche die Missionslaufbahn und gewann sich im fernen Abendlande ein weites Völkergebiet, welches ganz von ihrem Einflusse abhängig war, während um dieselbe Zeit die morgenländische Kirche durch die Eroberungen des Muhamedanismus ein Land nach dem andern verlor. Hiedurch wurde die Uebermacht Roms in der Folge eine immer entschiedenere. Die Missionspraxis der römischen Kirche aber gestaltete sich ganz verschieden von derjenigen der morgenländischen. Während die letztere Christenthum und Nationalität mehr in ein freundliches Verhältniß zu setzen pflegte und deßhalb nicht nur den Gebrauch der Landessprache beim Gottesdienst gestattete, sondern auch für Uebersetzung der Bibel in die Volkssprache sorgte, ja die letztere, wie wir gesehen haben, in manchen Fällen erst zur Schriftsprache fortbildete; so faßte dagegen die römische Kirche das Christenthum im Gegensatz gegen nationale Besonderheiten auf und trat damit ganz in die Fußtapfen des alten heidnischen Römerstaates, der einst auch die Nationalitäten zertreten hatte, um über ihren Trümmern die Einheit des römischen Reiches aufzurichten. So sehen wir denn, wie die unter römischem Einfluß arbeitenden Missionare, namentlich auch in Deutschland, die nationalen Sitten auszurotten suchen, die Volksgesänge und Heldenlieder unterdrücken, die nationalen Gottheiten nicht etwa als falsche bekämpfen, sondern als böse Geister und Unholde darstellen, die Volkssprache beim

Gottesdienst ausschließen und nur das Lateinische als Kirchensprache gelten lassen. So wird aus dem höchsten Gott unserer heidnischen Vorfahren, dem Wodan, jener wilde Jäger, welcher mit seinem Gefolge, dem wilden Heer oder Muotesheer, nächtlicher Weile mit lautem Getöse die Lüfte durchzieht und dadurch einen bevorstehenden Krieg ankündigt, aus der Glücks- und Liebesgöttin Freia wird eine Unholdin, deren Tag, der Freitag, als der Unglückstag der Woche angesehen wird. Was war aber die Folge dieser feindlichen Stellung, welche die Verkündiger des Evangeliums unter römischem Einfluß zur Nationalität einnahmen? Die innerliche Durchdringung des Volkslebens durch das Evangelium wurde erschwert, theilweise ganz verhindert. Neben dem von der Kirche gepredigten Glauben und den kirchlichen Gebräuchen giengen abergläubische Meinungen und Gebräuche her, welche mit dem heidnischen Volksglauben in engem Zusammenhang standen und vor den Dienern der christlichen Kirche aufs sorgfältigste geheim gehalten wurden. So gewöhnte sich unser Volk, neben der öffentlichen Religion eine geheime zu haben, welcher eben die Heimlichkeit ihren Reiz verlieh, und an welche man sich zum Theil viel fester anklammerte, als an das Christenthum. Bis in unsere Tage trifft man unter unserem Landvolk nicht nur, sondern auch unter den sogenannten gebildeten Ständen, in der vielfach getriebenen Tagewählerei auf Spuren dieses durch die Annahme des Christenthums nicht ausgerotteten, sondern nur in die Verborgenheit zurückgedrängten Heidenthums. — Eine weitere Folge des feindseligen Verhaltens jener mit Rom in Verbindung stehenden Glaubensboten gegen alles Nationale war es, daß in Deutschland mehr als vielleicht in andern christlichen Ländern ein Gegensatz zwischen den religiösen und den nationalen Bestrebungen sich fühlbar machte. Einestheils haben die Deutschen, wenn ihr religiöses Leben hoch gieng, kein Bedenken getragen, auch hohe nationale Güter ihrer religiösen Ueberzeugung zum Opfer zu bringen. Wie hat es zum Beispiel im Mittelalter in Deutschland nie an solchen gefehlt, welche aus religiösen Beweggründen von Kaiser und Reich abfielen, um es mit dem Papste zu halten, während andere

Völker, wie Italiener und Franzosen, viel einmüthiger den päpstlichen Anmaßungen widerstanden, und wie haben umgekehrt in der nachreformatorischen Zeit protestantische Fürsten, um ihren Glauben zu wahren, mit Frankreich und Schweden Bündnisse geschlossen zur Schwächung der Nation, während die französischen Protestanten auch in der schwersten Bedrängniß nie die Hilfe des Auslandes anriefen! Und hinwiederum, wenn in Deutschland das nationale Leben sich kräftig regte, so war es stets in Gefahr, eine dem Christenthum feindselige Richtung anzunehmen, wie wir das ja auch an manchen Erscheinungen der neuesten Zeit zu beobachten Gelegenheit haben. Und es ist doch bedeutsam, daß die populärsten Helden Deutschlands, die beiden Friedriche die zweiten, der Hohenstaufe und der große Preußenkönig, durch nichts weniger als durch Eifer für die christliche Religion sich auszeichneten, und daß von den beiden deutschen Dichterfürsten der eine den Untergang der Götter Griechenlands beklagte, der andere sich unverhüllt als decidirten Nichtchristen bekannte. So hat in der That das Christliche und das Nationale in unserem Volksleben sich nur in unvollkommener Weise geeint; und einen Theil der Schuld daran tragen, das ist mir unzweifelhaft, jene in römischer Weise missionirenden Glaubensboten. Was sie in dieser Beziehung verfehlt, das ward dann erst viele Jahrhunderte nachher gut gemacht, als unserem Volke die Urkunden des Christenthums in seiner eigenen Sprache gegeben wurden durch die Luther'sche Bibelübersetzung. In Luther war das christliche und das nationale Element mit gleicher Kraft und Frische repräsentirt, darum ist er unter den Heroen unseres Volkes der größte; und nur auf dem Wege, den er eingeschlagen, können wir Deutsche das erreichen, was unsere höchste Aufgabe ist, die Durchdringung unseres Volkslebens durch das Evangelium; lassen wir diesen Weg bei Seite, so muß, wie es namentlich die Gegenwart zeigt, unser Volk in zwei Parteien zerrissen werden, deren eine durch unchristliche Vergötterung des Nationalen zu einem neuen Heidenthum fortschreitet, während die andere nur mit Verleugnung der eigenen Nationalität das Christenthum für Deutschland meint retten zu können.

Doch treten wir nun jener von Rom aus betriebenen Mission näher! — Der schon genannte Gregor der Große gieng, noch ehe er Papst geworden, als er noch Abt eines römischen Klosters war, über den Markt, wo noch immer die alte Sitte fortbestand, Sklaven feil zu bieten. Da sieht er junge Leute mit blondem Haar und blauen Augen, die hier verkauft werden sollten. Ihr verständiges Aussehen zieht ihn an, er fragt nach ihrer Heimat, sie antworten, daß sie Angeln seien. Der Gleichklang dieses Namens mit dem lateinischen Worte für Engel (angeli) überrascht ihn. Er vergleicht die Bestimmung dieses Volkes und seine Begabung mit der traurigen Lage, in der es sich befindet; und er hat es fortan nicht mehr aus den Augen gelassen. Gleich zu Anfang seiner päpstlichen Regierung befahl er, einen Theil der Einkünfte aus den Gütern der römischen Kirche in Frankreich zur Loskaufung angelsächsischer Jünglinge zu verwenden, welche man ihm nach Rom schicken sollte, wo er sie in Klöstern erziehen und unterrichten lassen wollte. Bald bot sich Gelegenheit, einen Schritt weiter zu gehen. Die Angelsachsen waren in sieben kleinere Reiche getheilt, das mächtigste derselben war Kent. Der König Edelbert von Kent aber hatte sich mit der fränkischen Prinzessin Bertha verheiratet. Diese war eine Christin und hatte einen Bischof bei sich, der ungehindert christlichen Gottesdienst hielt. Dies benützte Gregor und schickte den Abt Augustin mit 40 Benediktinermönchen nach England ab. Edelbert, der sich anfangs vor den Ankömmlingen wie vor Zauberern gefürchtet hatte, wurde bald durch ihre Worte gewonnen und gestattete ihnen, in seiner Residenz Canterbury zu wohnen und das Evangelium zu verkündigen, ließ ihnen auch den nöthigen Unterhalt reichen. In einer aus der früheren christlichen Zeit übrig gebliebenen verfallenen Kirche, welche dem hl. Martinus geweiht war, wurde der Gottesdienst gehalten. Die strenge Lebensweise der Mönche machte Eindruck, bald strömte das Volk herbei, auch der König ließ sich taufen, erklärte aber seinem Volke, daß es jedem freistehen solle, ob er seinem Vorgange folgen wolle oder nicht. Denn ganz im Sinne Gregors hatte ihn Augustin gelehrt, daß nie-

mand zum Glauben gezwungen werden dürfe. Doch aber wirkte das Beispiel des Königs gewaltig. An einem Weihnachtsfest wurden 10,000 Angelsachsen getauft. Augustin wurde hierauf zum Bischof geweiht. Gregor schickte ihm weitere Gehilfen und schrieb ihm mehrere Briefe, reich an Ermahnungen und Anweisungen. Namentlich warnt er, zu viel Werth auf Wunderthaten zu legen, ermahnt zur Demut und Liebe, räth, die Götzentempel nicht zu zerstören, sondern zu Tempeln des lebendigen Gottes zu weihen, damit das Volk an den gewohnten Plätzen sich um so lieber versammle. Auch für die heidnischen Festmahlzeiten sollte dem Volk durch Festlichkeiten an den Jahrestagen der Einweihung der Kirchen ein Ersatz gegeben werden. —

Als das Christenthum sich von Kent aus auch in den anderen angelsächsischen Reichen verbreitete, so wurde ganz England in die noch jetzt bestehenden zwei erzbischöflichen Sprengel von Canterbury und York eingetheilt. Augustin betrachtete sich als das geistliche Haupt aller Christen in England und forderte, daß auch die noch zahlreich vorhandenen Glieder der altbritischen Kirche sich den römischen Ordnungen unterwerfen. Bei den Verhandlungen, die hierüber entstanden, erklärte der Wortführer der britischen Kirche, der Abt von Bangor: „Wir alle sind bereit, der Kirche Gottes, dem Papste zu Rom und jedem frommen Christen zu gehorchen, so daß wir jedem vollkommene Liebe erweisen und ihn mit Wort und That unterstützen. Daß aber ein anderer Gehorsam gegen den, welchen ihr Papst nennt, von uns gefordert werden könne, davon wissen wir nichts.“ Auf einer Versammlung sollte die Frage entschieden werden, ob die britische Kirche den römischen Satzungen sich unterwerfen oder ihre Selbständigkeit behaupten solle. Die Briten fragten einen bei ihnen in großem Ansehen stehenden Einsiedler um seinen Rath. „Ist dieser Augustin ein Mann Gottes,“ antwortete er, „so folget ihm.“ „Woran sollen wir das aber erkennen?“ „Wenn er nach dem Vorbild des Herrn sanftmütig und von Herzen demütig ist, dann dürft ihr annehmen, er sei es, wenn er aber von hochmütiger Gemütsart ist, sollt ihr auf seine Worte nicht achten.“ „Aber an welchen Zeichen sollen wir seine Sanft-

mut und Demut erkennen?" „Daran, ob er bei eurem Eintreten in das Lokal der Versammlung sich von seinem Sitze erhebt." — Augustin that das nicht, und die Spaltung zwischen britischen und angelsächsischen Christen dauerte fort. Bald aber drohten der angelsächsischen Kirche schwere Gefahren; Edelberts Sohn fiel ins Heidenthum zurück, auch in Essex, einem andern der angelsächsischen Reiche, gelangte das Heidenthum wieder zur Herrschaft. Zwei der christlichen Bischöfe verließen entmuthigt das Land, und schon wollte Augustins Nachfolger, Laurentius, ihnen folgen, als sein Gewissen erwachte. In der Nacht vor dem zu seiner Abreise bestimmten Tage legte er sich nach heißem Gebet und vielen Thränen in der Peter- und Paulskirche zur Ruhe nieder und entschlummerte unter schmerzlichen Gedanken an die Zukunft. Da erschien ihm im Traume der Herr und strafte ihn, daß er die ihm anvertraute Herde verlassen wolle. So entschloß er sich zu bleiben, und bald gelang es ihm, den jungen König zur Annahme der Taufe zu bewegen.

Durch die Verheiratung einer Tochter Edelberts mit dem König Edwin von Northumberland drang das Christenthum auch in das nördliche England; und es wurde dort York als zweiter erzbischöflicher Sitz gegründet. Als aber Edwin in der Schlacht gefallen, nahm das Heidenthum wieder überhand, bis ein Verwandter des Königshauses, Oswald, der als Verbannter in Irland durch die dortigen Mönche mit dem Christenthum bekannt und ein eifriger Bekenner desselben geworden war, nach Besiegung der Unterdrücker seines Volkes König wurde. Sein herzlichstes Anliegen war, seinem Volke das Evangelium zu geben. Er wandte sich mit der Bitte um einen Missionar nicht an die angelsächsischen Christen, sondern an die Briten, durch deren Dienst er selbst ein Christ geworden. Es wurde ihm ein irischer Mönch, Korman, geschickt; weil aber dieser zu strenge Anforderungen machte, fand er keinen Eingang und kehrte unverrichteter Dinge in sein Vaterland zurück. Als nun in einer Versammlung der Aeltesten dieser Mißerfolg besprochen und beklagt wurde, erhob sich Aedan, ein Mönch des Klosters auf Jona, und stellte dem Korman vor, daß er wohl zu hart ver-

fahren sei und versäumt habe, seinen rohen Zuhörern zuerst die Milch des Evangeliums darzubieten. Diese Worte machten solchen Eindruck, daß man allgemein beschloß, den Aedan als Bischof von Northumberland zu senden. Obwohl der angelsächsischen Sprache unkundig, begab er sich doch an Oswalds Hof und wurde von diesem aufs zuvorkommendste aufgenommen. Als wahrhaft apostolischer Mann zog er im Lande umher, Arme und Reiche aufsuchend. Ganze Scharen von Heiden strömten herbei, um seine Predigt zu hören, und viele ließen sich taufen. Mit des Königs Unterstützung wurden Kirchen und Klöster gegründet und in den letzteren Schulen eingerichtet, an welchen Mönche von Jona als Lehrer verwendet wurden. Fromme angelsächsische Fürstentöchter stifteten eine Reihe von Frauenklöstern, denen sie selbst als Aebtissinen vorstanden. Trotz seines häufigen Verkehrs mit den Großen des Landes blieb aber Aedan ein demütiger, durch Einfalt und Wolthätigkeit ausgezeichneter Christ, und daß er, der Brite, unter den seinem Volke so feindlich gegenüber stehenden Angelsachsen solches zu wirken vermochte, ist uns ein neuer Beweis für das Wort: „In Christo Jesu ist nicht Grieche noch Scythe,“ und ein Wink, daß auch in der Gegenwart nur das evangelische Christenthum ein Vermittler des Friedens werden kann zwischen den einander so schroff gegenüber stehenden Nationalitäten. — Allmählich aber gewannen die römischen Kirchengebräuche die Oberhand. Als im Jahr 664 bei einer Unterredung ein Nachfolger Aedans sich für die britischen Gebräuche auf das Vorbild des hochverehrten Kolumba berief, dagegen der Vertheidiger des römischen Gebrauchs für denselben die Auktorität des Apostels Petrus anführte, da entschied sich der König Oswin für den letzteren, damit nicht, wie er sagte, wenn er an die Himmelspforte komme, der heilige Petrus ihn ausschließe. Damit war der Sieg der römischen Sitte entschieden; und als der aus Tarsus in Cilicien stammende gelehrte Mönch Theodor Erzbischof von Canterbury geworden war, führte er allenthalben im Lande die römischen Gebräuche ein, während er zugleich durch Gründung von Schulen sich verdient machte. — Es wuchsen nunmehr die beiden Be-

standtheile der englischen Kirche, die britische und die angelsächsische, mehr und mehr zusammen, viele junge Angelsachsen begaben sich zu ihrer geistigen Ausbildung in die irischen Klöster, wo sie mit christlicher Gastfreundschaft aufgenommen wurden. Was sie dort gelernt, das verpflanzten sie in ihre Heimat. So wurde, wie früher die britische, so nun die angelsächsische Kirche ein Sitz und Hort christlicher Bildung in jener rohen Zeit. Unter den Schülern Theodors befanden sich manche, die das Griechische und Lateinische wie ihre Muttersprache redeten; besonders aber ragte durch Gelehrsamkeit hervor Beda der Ehrwürdige, welcher in demselben Kloster Wirmuth, in dem er selbst seinen Unterricht empfangen hatte, bis zu seinem Tode in aller Stille als Lehrer wirkte und besonders dem Studium der hl. Schrift seine Mühe zuwandte. Noch seine letzten Stunden waren dem Unterrichte der Jugend geweiht, bis er inmitten seiner Schüler entschlummerte mit den Worten der Doxologie auf den Lippen: Ehre sei dem Vater, dem Sohn und dem heiligen Geiste. — Es war das am 26. Mai 735. In demselben Jahre wurde Alkuin geboren, welcher in der von Egbert, einem Schüler Beda's gegründeten, hochberühmten Schule zu York gebildet, dazu bestimmt war, die christliche Bildung Englands herüberzutragen ins Frankenreich an den Hof Karls des Großen.

V. Die römisch-angelsächsische Mission in Deutschland.

Wir haben gehört, wie das durch Chlodwig auf den Gipfel der Macht gehobene Reich der Franken unter dessen unfähigen und lasterhaften Nachfolgern immer mehr in Verfall gerieth, wie an der allgemeinen Entartung in demselben namentlich auch die Geistlichkeit theilnahm, und wie die irischen Glaubensboten, die einen christlicheren Sinn zu pflanzen sich bemühten, nur vereinzelte und vorübergehende Früchte ihrer Wirksamkeit ernten durften und zum Theil, wie z. B. ein Kolumban, genöthigt waren, den Staub von ihren Füßen zu schütteln und weiter zu ziehen. Dieses ungebändigte Volk war, mit dem Psalm zu reden,

wie die Rosse und Maulthiere, denen man muß Zaum und Gebiß ins Maul legen, wenn sie nicht zu dir wollen. Für die Stimme des Evangeliums, wie sie von jenen irischen Mönchen ihnen entgegen gebracht wurde, waren sie noch nicht empfänglich, sie mußten erst durch die Schule des Gesetzes hindurchgehen, und in diese Schule sie zu nehmen, dazu verbanden sich zwei Gewalten, die geistliche der römischen Kirche und der mit ihr im Zusammenhang stehenden angelsächsischen Glaubensboten, und die weltliche des karolingischen Herrscherhauses. Fassen wir beide genauer ins Auge!

Schon Gregor der Große hatte, wie in einer Vorahnung davon, daß dem Frankenvolke die nächste Zukunft gehöre, mit fränkischen Fürsten und Bischöfen verschiedene Verbindungen angeknüpft und sich vielfach in die Angelegenheiten der fränkischen Kirche eingemischt; aber die Zerrüttung des Reiches hinderte eine Ordnung der kirchlichen Zustände in demselben. Der Bau mußte von unten aufgeführt werden, ehe die Verbindung mit Rom den Schlußstein in das Gewölbe der deutschen Kirche fügen konnte. — Diese Bauarbeit sehen wir die angelsächsischen Missionare vollbringen. Christliche Bildung und Missionssinn hatten sie von den Briten geerbt. Dazu kam die Stammverwandschaft mit den deutschen Völkern, welche es ihnen erleichterte, in deren Sprache und Anschauungen sich einzuleben. Der den britischen Inseln am nächsten wohnende Stamm war der der Friesen an der Nordsee, über welche damals der stolze König Radbot herrschte. Zwei Jahre lang predigte unter ihnen der englische Mönch Wigbert, kehrte dann aber wieder heim, ohne unter dem trotzigen Volke etwas ausgerichtet zu haben. In seine Fußtapfen trat mit glücklicherem Erfolge ein Geistlicher Willibrord. Zwölf Jahre hatte er, von seinem 20. Lebensjahre an, in irischen Klöstern zu seiner Ausbildung zugebracht, da erkannte er es als seine Pflicht, auch für das Seelenheil anderer zu wirken. Da die Friesen erst kürzlich dem fränkischen Reiche unterworfen worden waren, so hoffte er, daß jetzt unter ihnen ein günstigeres Arbeitsfeld sich finden werde. Mit 12 Gefährten schiffte er nach Friesland hinüber, andere Mitarbeiter

folgten. Bezeichnend ist für ihn, daß er sich die Vollmacht zu seiner Wirksamkeit nebst Reliquien für die von ihm zu gründenden Kirchen im Jahr 692 in Rom holte. Das fränkische Friesland wurde durch ihn bekehrt und er selbst vom Papste zum Erzbischof von Utrecht geweiht. Auch in dem noch unabhängigen Friesland gewann er Seelen, wenn auch der König durch die Anhänglichkeit an seine Väter und deren Glauben sich hindern ließ, die Taufe anzunehmen. Aber weiter und weiter trieb es den unermüdlichen Boten des Heilandes. In Dänemark hatte er dreißig gefangene Knaben losgekauft und unterwegs unterrichtet. So kam er nach der Insel Helgoland, welche einer altdeutschen Gottheit geweiht war und für so heilig galt, daß man nichts, was auf derselben sich befand, zu berühren wagte. Als daher Willibrord jene Knaben mit dem Wasser einer Quelle auf dieser Insel taufte und seine Gefährten einige der heiligen Thiere auf der Insel schlachteten, galt das als ein todeswürdiges Verbrechen. Wüthend erhob sich die heidnische Bevölkerung, sie werden festgenommen und das Loos über sie geworfen. Den es traf, der mußte sterben, die andern wurden ins Frankenreich zurück gesandt. — Unter den durch Willibrord bekehrten Friesen verdient besonders ein Mann edlen Geschlechtes Erwähnung. Er hieß Wursing. Schon als Heide glich er jenem Hauptmann Kornelius, indem er Gott fürchtete und recht that, insbesondere der Armen und Unterdrückten sich annahm. Weil er aber hiebei der Gewaltthätigkeit des Königs Radbot freimüthig entgegen getreten war, hatte er fliehen müssen und im fränkischen Reiche Aufnahme gefunden. Er ließ sich in der Nähe von Utrecht nieder, wo Willibrord seinen Bischofssitz hatte, wurde hier mit dem Christenthum bekannt, ließ sich mit seinem ganzen Hause taufen und unterstützte fortan jenen aufs kräftigste bei seiner Arbeit zur Ausbreitung des Christenthums. Willibrord selbst starb hochbetagt im Jahre 739.

Unter seinen Gefährten war Suibert besonders ausgezeichnet. Er leitete die ganze Mission, während Willibrord sich nach Rom begeben hatte, um die Bischofsweihe sich zu holen; später arbeitete er unter den Brukterern, welche am Niederrhein

um die Lippe wohnten; aber die Einfälle der heidnischen Sachsen vertrieben ihn. Da schenkte ihm der Herzog die Rheininsel Kaiserswerth, und hier gründete er nun ein Kloster, in welchem er bis zu seinem Tode im Jahr 713 lebte. Wohl ist dieses Kloster später in den Kriegen zwischen Franken und Sachsen zu Grunde gegangen, wohl ist die Insel selbst, auf der es erbaut war, verschwunden; aber was nicht verschwunden ist, das ist der Geist rettender und helfender Christenliebe, der den alten Suibert erfüllte, und der in unsern Tagen eben in jenem Kaiserswerth neue Blüten getrieben hat in den von Pfarrer Fliedner gegründeten Anstalten christlicher Barmherzigkeit.

Die Bahn, die Willibrord gebrochen, betrat nicht lange nach ihm der Mann, welcher den Ehrennamen des Apostels der Deutschen trägt, Winfried, wie sein deutscher Name heißt, Bonifacius, wie man ihn in lateinischer Sprache genannt hat, um ihn als den Wohlthäter unserer Nation zu bezeichnen.

Um das Jahr 680 zu Kirton in England aus adeligem Geschlecht geboren, faßte er schon als vierjähriger Knabe, angeregt durch die Gespräche von Geistlichen, welche in seinem väterlichen Hause einkehrten, den Entschluß, selbst in den geistlichen Stand einzutreten. Seine Wiedergenesung aus einer lebensgefährlichen Krankheit bewog auch seinen Vater, der anfangs diesem Vorhaben sich widersetzt hatte, seine Zustimmung zu geben. Im siebenten Jahre einer Klosterschule übergeben, zeichnete sich Winfried durch Gelehrsamkeit wie durch Demut aus. Herangewachsen ward auch er von dem Missionsdrang ergriffen und wandte sich 715, wie vor ihm Willibrord, nach Friesland. Dort aber war gerade damals der Christenfeind Radbot wieder mächtig geworden, und so mußte Winfried nach zwei Jahren vergeblicher Arbeit wieder heimkehren. Dies scheint ihn zu der Einsicht geführt zu haben, daß ein Erfolg seines Wirkens nur im engen Anschluß an Rom und bei planmäßigem Verfahren zu hoffen sei. So reiste er denn 718 über Frankreich nach Rom und begab sich dann mit Vollmachten des Papst Gregor II. versehen ins fränkische Reich. Seine nun folgende Wirksamkeit hat man in zwei Perioden getheilt, in die der

missionirenden Thätigkeit von 719—733 und in die der organisirenden von 733—755. Nachdem er Baiern und Thüringen durchwandert und nur spärliche Reste des früher dort gepredigten Evangeliums gefunden, hielt er sich bis 723 in Utrecht auf, wo damals Willibrord seinen bischöflichen Sitz hatte. Dann begab er sich nach Hessen, wo er das Kloster Amöneburg als Mittelpunkt seiner Wirksamkeit gründete. Noch in demselben Jahre ward er vom Papste nach Rom berufen und am 30. November zum Bischof geweiht. Bei dieser Gelegenheit mußte er schwören, dem Papste, welchem von Gott die Gewalt zu binden und zu lösen verliehen worden, seinen Glauben und seine Mitwirkung auf alle Weise bewähren zu wollen. Damit war das Band geknüpft zwischen dem römischen Stuhle und der neu zu gründenden deutschen Kirche. Hierauf wandte sich Bonifacius wieder ins Frankenreich, um auch die weltliche Beihilfe für seine Plane zu gewinnen. Vergegenwärtigen wir uns die politische Lage dieses Reiches. Immer tiefer war das Herrschergeschlecht der Merovinger herabgesunken, in Unwissenheit und Unthätigkeit lebte der König auf einem Maierhofe, durch nichts ausgezeichnet als durch sein langes Haar, das nie geschnitten werden durfte. Alle Regierungsgewalt war an die obersten königlichen Beamten, die sogenannten Hausmaier, übergegangen, und dieses Amt war in einer kräftigen, mit Herrschergaben ausgerüsteten Familie, deren Gründer Pipin von Heristal war, erblich geworden. Dieser Pipin hatte das Ansehen des Reiches nach außen wieder gehoben und unter anderen die Friesen unterworfen. Nach seinem Tode war sein Sohn Karl mit dem Beinamen Martell oder der Hammer an seine Stelle getreten. Dieser erkannte, daß zu innerer Einigung des so lose zusammenhängenden Frankenreiches eine einheitliche kirchliche Organisation desselben vom höchsten Werthe sei, und um eine solche zu Stande zu bringen, dazu sah er in Bonifaz den rechten Mann. So begünstigte er denn dessen Wirken und gab ihm einen Schutzbrief. Aber freilich man wollte die Kirche nur als Werkzeug zu politischen Zwecken benutzen; christlicher Sinn und christliche Zucht war im Volke, am Hofe, unter den Großen und unter der Geistlichkeit nicht

zu finden. Tiefbekümmert schreibt Bonifaz hierüber an seine Freunde in England. Auch im Hessenlande, in der Umgebung seines Klosters Amöneburg, ward der Same des Evangeliums immer wieder von heidnischem Aberglauben überwuchert. Durch eine entscheidende That beschloß er, dem so zäh in den Herzen des Volks festsitzenden Heidenthum einen Stoß zu versetzen. Bei Geismar stand eine alte Eiche, dem Donnergott geweiht. Bonifaz ergriff selbst die Axt, sie zu fällen, die Seinigen halfen ihm, da soll ein Sturm sich erhoben und den Baum gewaltsam in vier Stücke zerrissen haben. Aus seinem Holze baute Bonifaz dem hl. Petrus eine Kapelle. Im Jahr 725 gründete er in Thüringen, wo von der Wirksamkeit Kilians her noch schwache Reste des Christenthums waren, das Kloster Ohrdruf. Nun war es Zeit, Gehilfen der Arbeit herbeizurufen. Eine größere Anzahl christlicher Männer und Frauen kam auf seinen Ruf von England herüber, um von den Klöstern aus, die er gegründet, an der Pflanzung des Christenthums auf deutschem Boden zu arbeiten. Ihm selbst wurde im Jahr 732 vom Papste das Pallium, das Zeichen erzbischöflicher Würde, ertheilt und alles Land östlich vom Rhein, also ganz Deutschland, als Wirkungskreis angewiesen, mit der Ermächtigung, in den von ihm bekehrten Landestheilen Bischöfe einzusetzen. Hiemit beginnt nun seine organisirende Thätigkeit.

Stehen wir hier einen Augenblick still! Das Jahr 732 ist bezeichnet durch ein weltgeschichtliches Ereigniß, bei welchem eben jener Karl Martell, der Gönner des Bonifaz, die erste Rolle spielte. Wir haben von den Siegen des Islam im Morgenlande, und wie er dort von der christlichen Kirche gerade die Länder abriß, welche ihre Wiege gewesen waren, schon früher gehört. Gegen das Ende des 7. Jahrhunderts aber drangen die Araber auch nach Westen vor, die Nordküste Afrika's ward erobert, und in diesem Lande, das in der Geschichte der christlichen Kirche eine so wichtige Stelle einnimmt, das einen Tertullian, einen Cyprian, einen Augustin hervorgebracht, das Christenthum und die christliche Kultur ausgerottet. Ein Thronstreit in dem westgothischen Reiche in Spanien hatte sodann im Jahre

711 den Arabern Veranlassung gegeben, auch in dieses Land überzusetzen und es zu erobern; dann hatten sie die Pyrenäen überstiegen, den Herzog von Aquitanien geschlagen und überfluteten das südwestliche Frankreich. Ganz Europa erobernd zu durchziehen und über Konstantinopel in ihre orientalische Heimat zurück zu kehren, das war ihr kühner Plan. Wäre er gelungen, so wäre es mit dem Christenthum zu Ende gewesen, das Kreuz hätte vor dem Halbmond in den Staub sinken müssen. Ein furchtbarer Schrecken ergriff die ganze abendländische Christenheit. Da bot Karl Martell die Krieger des Frankenreiches, insonderheit der deutschen Stämme auf und stellte sich mit ihnen dem Feinde zwischen Tours und Poitiers entgegen. Die ruhige Kaltblütigkeit der Deutschen gewann den Sieg über das wilde Ungestüm der Araber, von denen Hunderttausende ums Leben kamen. So war die christliche Kirche im Abendlande, insonderheit im fränkischen Reiche, gerettet. — Sie auch innerlich zu ordnen, das war die Aufgabe, an welcher Bonifaz in der zweiten Hälfte seiner Wirksamkeit arbeitete.

Von einer dritten Reise nach Rom kehrte er 739 als päpstlicher Legat zurück und ordnete zuerst, begünstigt von dem Herzog Odilo von Baiern, die kirchlichen Verhältnisse dieses Landes. Hier wurden die Bisthümer Salzburg, Freisingen, Regensburg und Passau, dann in Thüringen Würzburg, Eichstädt und Erfurt gegründet. Inzwischen war Karl Martell gestorben. Erben seiner Macht waren seine beiden Söhne Karlmann und Pipin. Der erstere, der mehr als sein Vater ein persönliches religiöses Interesse hatte, förderte kräftig die Unternehmungen von Bonifaz, und dieser wirkte seinerseits den Gelüsten der Alemannen und Baiern, die sich vom Reiche losreißen wollten, entgegen. Mit Nachdruck arbeitete er an der Reinigung der Kirche, in jeder Provinz ward jährlich eine Synode gehalten, unwürdige Geistliche entfernt, heidnischer Aberglaube unterdrückt, Vorschriften der Zucht für Geistliche und Laien gegeben. Auch mit Irrlehrern hatte er zu kämpfen. Als solche werden Klemens und Adalbert genannt. Ob diese, wie man schon vermuthet hat, mit der früheren irischen Mission zusammenhangen, muß dahin

gestellt bleiben. Daß er im Kampfe mit ihnen auf den äußerlich gesetzlichen Standpunkt der römischen Kirche sich stellte, ist nicht zu leugnen, doch würde man irren, wenn man bei seinen Gegnern ein rein evangelisches Christenthum zu finden meinte, es scheinen namentlich bei Adalbert schwärmerische und mystische Ideen mit untergelaufen zu sein.

Einen Abschluß gab Bonifaz seinen kirchlichen Einrichtungen durch die Einführung der Metropolitanverfassung. Mainz, wo er selbst seinen erzbischöflichen Sitz nahm, wurde der kirchliche Mittelpunkt Deutschlands. 13 bischöfliche Diöcesen waren dem Stuhl von Mainz untergeordnet. Diese kirchliche Einigung der Stämme Deutschlands, welche fortdauerte, auch als der Bau des fränkischen Reiches zerfiel, bildete die Grundlage auch für die nationale Einigung, und daß späterhin unter den Angriffen der Slaven, Ungarn und Normannen die deutschen Stämme nicht zu Grunde gegangen sind, sondern im Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit denselben Widerstand geleistet haben, das ist nicht zum kleinsten Theil eine Frucht vom Wirken Winfrieds. Er hat überhaupt den Grund dazu gelegt, daß hinfort die kirchliche und die politische Entwicklung Deutschlands Hand in Hand giengen. Namentlich war er bei einer wichtigen politischen Veränderung im fränkischen Reiche betheiligt. Pipin, der Sohn Karl Martells, hatte, nachdem sein Bruder Karlmann ins Kloster sich zurückgezogen, alle Macht im Frankenreiche als Hausmaier in seinen Händen, während die merovingischen Könige eine immer kläglichere Rolle spielten. Nur der königliche Name fehlte ihm. Um auch diesen zu erlangen, trat er mit dem Papst Zacharias in Unterhandlung, wobei wahrscheinlich Bonifaz den Vermittler machte. Der Papst, welcher am fränkischen Reiche eine Stütze gegenüber von den arianischen Longobarden zu gewinnen hoffte, war willfährig gegen Pipin und erkannte an, es sei billig, daß der, welcher die königliche Gewalt ausübe, auch den Königsnamen trage. So wurde dem letzten Merovinger, Chilperich, das lange Haar, das Zeichen der Königswürde, abgeschnitten, und er endete sein Leben in einem Kloster. Pipin wurde 752 zu Soissons zum Könige gesalbt, dem Papst aber

brachte dieser Vorgang den Gewinn, daß er nicht nur an Pipin und seinen Nachfolgern, den Karolingern, starke und bereitwillige Beschützer gewann, sondern daß von nun an in der Vorstellung der Völker des Abendlands die Meinung sich festzusetzen begann, daß die königliche Macht erst durch die päpstliche Zustimmung eine vollberechtigte werde, woraus sich dann weiterhin die mittelalterliche Auffassung entwickelte, daß es dem Papste zukomme, Könige ein- und abzusetzen. — Hatte so Bonifaz auch bei den großen Welthändeln eine Rolle zu spielen, so war er doch keineswegs ein Mann, der an dergleichen seine Freude gehabt und Befriedigung für seinen Ehrgeiz darin gesucht hätte. Vielmehr zog es ihn aus der großen Welt in die Stille des Missionslebens, und es war die Arbeit seiner Jugendjahre, welche er als Greis wieder aufzunehmen einen mächtigen Drang empfand. So übergab er denn die Verwaltung des Erzbisthums Mainz seinem Schüler Lullus und machte sich auf, um den Friesen das Evangelium zu bringen. In Vorahnung seines Todes hatte er sein Sterbgewand in seine Bücherkiste gepackt. Anfänglich schien alles gut zu gehen. Aber am 5. Juni 755 wurde er in der Nähe von Dokkum von erbitterten Heiden überfallen. Er wehrte seinen Begleitern, sich mit dem Schwert zu vertheidigen und ward mit den Geistlichen, welche um ihn waren, erschlagen. Sein Leichnam wurde später in Fulda beerdigt.

Wir evangelische Christen mögen an dem Wirken des Bonifaz manches auszusetzen haben: seine Unterwürfigkeit gegenüber von dem römischen Stuhl, sein Werthlegen auf äußerliche Gebräuche und gesetzliche Vorschriften, das Benützen weltlicher Macht für die Zwecke der Kirche mag uns nicht gefallen. Aber wir müssen ihn nach den Bedürfnissen seiner Zeit beurtheilen. Unser Volk bedurfte des Gesetzes als eines Zuchtmeisters auf Christum, der äußerlichen Satzungen als Vorbereitung für die Freiheit des Evangeliums; und dieses Bedürfniß hat Bonifaz befriedigt. Darum ist er nicht nur für einzelne fromme Seelen seiner Zeit, sondern für unser ganzes Volk bis auf den heutigen Tag ein rechter Bonifaz geworden. Zugleich aber ehren wir ihn als einen, wenn auch in den Anschauungen seiner Zeit befangenen,

so doch aufrichtigen Jünger des Heilandes, der mit dem Apostel Paulus von sich sagen konnte: die Liebe Christi dränget uns also, und der im Drang dieser Liebe den erzbischöflichen Stuhl und seine einflußreiche Stellung dahinten gelassen hat, um armen Heiden das Evangelium zu bringen und beim Ausrichten dieses Liebesdienstes den Märtyrertod zu erleiden.

Dem Bonifaz standen bei seinem umfassenden Werke nicht wenige Gehilfen zur Seite, welche theils aus England zu seiner Unterstützung herüber kamen, theils im fränkischen Reiche sich an ihn anschlossen. Ihre Wirksamkeit bestand größtentheils darin, daß sie Klöster gründeten und dadurch feste Mittelpunkte gewannen für eine christliche Lebensordnung in der rohen, unruhigen Zeit. Von England, wo der Missionssinn, wie wir gesehen, in jenen Jahrhunderten so rege war, lockte die Kunde von dem Werke des Bonifaz eine ganze Reihe von Männern und Frauen herüber nach Deutschland. Unter den letzteren steht in erster Linie Lioba, eine Verwandte von Bonifaz, aus adeligem Geschlecht. Ihre frommen Eltern waren lange kinderlos gewesen. Als ihnen nun diese Tochter geboren wurde, hatte die Mutter einen Traum, der sie ermahnte, das Kind dem Herrn zu weihen. So ward sie denn im Jahr 723 dem Kloster Winburn übergeben, wo sie durch frommen, demüthigen Sinn sich auszeichnete und in der Beschäftigung mit Gebet, Gotteswort und Handarbeit heranwuchs. Mit Bonifaz stand sie im Briefwechsel, noch sind lateinische Briefe vorhanden, die sie an ihn geschrieben. Von ihm aufgefordert, entschloß sie sich 748 nach Deutschland zu kommen, wo er für sie am Ufer der Tauber ein Kloster gründete, dessen Aebtissin sie wurde. Um dieses Kloster her erblühte bald ein Städtchen, das uns Württembergern wohl bekannte Tauberbischofsheim. Hier sammelte sich um sie eine große Zahl frommer Jungfrauen, welche, durch sie in die Erkenntniß der Wahrheit tiefer eingeführt, später als Vorsteherinnen anderer Frauenklöster die Heilserkenntniß und den christlichen Heiligungsernst weiter verbreiteten. Sie wird geschildert als holdselig von Angesicht, lieblich in der Rede, hellen Verstandes und stets heiteren Sinnes. Fleißig studirte

sie, besonders in der Bibel, aber auch an sonstigen Kenntnissen war sie reich. Mit der lateinischen Sprache vertraut, machte sie sich mit den Werken der Kirchenväter, und, worauf sich sonst wohl selten das weibliche Interesse richten wird, auch mit den Kirchenordnungen und dem Kirchenrecht bekannt. Wie unendlich erhaben dünkt sich manche feingebildete Dame des 19. Jahrhunderts über eine solche Nonne des finsteren Mittelalters, und doch wie viel tiefer und gründlicher war die Bildung einer Lioba, als das aus Romanen, Gartenlaube und Konversationslexicon zusammengebraute Wissen solcher modernen Damen. Und das Beste an dieser Bildung war, daß Lioba durch dieselbe nicht aufgeblasen wurde, sondern Demut und Freundlichkeit gegen jedermann bewies. So konnte es nicht fehlen, daß der Ruf des Klosters zu Bischofsheim sich bald weit verbreitete, daß manche Eltern vornehmen Standes ihre Töchter dem Kloster zur Erziehung übergaben, manche vereinsamte Frauen in demselben eine Zufluchtsstätte suchten. So treffen wir zwei Einrichtungen, welche wir nur als Bedürfniß der Gegenwart und als Blüten des modernen Lebens zu betrachten gewohnt sind, Frauenstift und Töchterpensionat, schon bei der ersten Pflanzung des Christenthums auf deutschem Boden, und zwar in organischer Verbindung mit einander, — und die Frauenfrage, welche nächst der Arbeiterfrage das schwerste sociale Problem der Gegenwart in sich befaßt, ist sie nicht praktisch gelöst worden durch jene Frauen, welche, statt nach Emancipation zu rufen, oder über die Zwecklosigkeit ihres Lebens zu klagen, oder mit Nichtigkeiten ihre Zeit todt zu schlagen, in selbstverleugnender Liebe gearbeitet haben fürs Reich Gottes und fürs Heil ihrer Nebenmenschen, und doch bei allem, was sie leisteten, der Schranken des weiblichen Berufs nicht vergaßen, nicht herrschen wollten, sondern auch außer der Ehe in dem Gotteswort: „Ich will ihm eine Gehilfin machen" ihre Aufgabe sich angewiesen sahen? Es werden uns außer Lioba noch Thekla, Kunihilt, Walpurgis und andere genannt, welche wie sie von Bonifaz aus England berufen und in ihrem Geiste Frauenklöstern in Franken und Baiern vorstanden. — Vor seiner Abreise nach Friesland, wo er seinen

Tod finden sollte, verabschiedete sich Bonifaz noch von Lioba, ermahnte sie zum Ausharren in ihrem Beruf, empfahl sie dem Schutz seines Nachfolgers Lullus und der Mönche in Fulda und sprach den Wunsch aus, daß sie an seiner Seite begraben werde. Immer weiter verbreitete sich der Ruf ihrer Heiligkeit, die Könige Pipin und sein Sohn Karl der Große waren gern in ihrer Gesellschaft, und Hildegard, die zweite Gemahlin Karls d. Gr., wünschte sie ganz in ihre Nähe zu ziehen. Ihr aber war die Unruhe der kaiserlichen Hofhaltung zuwider, es zog sie immer wieder zurück ins Klosterleben. Und da gab es genug für sie zu thun; sie besuchte fleißig die Frauenklöster, welche unter ihrer Aufsicht standen, und gründete neue. Sie soll dabei auch in unser Heimatland gekommen sein und im waldigen Nagoldthale eine Zelle, ein kleines Kloster, gegründet haben, das nach ihr den Namen Liebenzell erhielt. Aus den Thränen, welche sie über das Elend der Heiden geweint, sei, wie die sinnige Legende hinzufügt, die Heilquelle entsprungen, die heute noch an jener Stelle hervorquillt. — In ihrem letzten Jahre hielt sich Lioba im Kloster zu Schonersheim bei Mainz auf. Von dort aus besuchte sie die Königin Hildegard auf deren Bitte zu Aachen. Beim Abschied küßte sie der Königin Mund, Stirn und Augen und sprach: „Lebe wohl, geliebte Herrin und Schwester. Christus, unser Schöpfer und Erlöser, gebe, daß wir uns am Tage des Gerichtes ohne Beschämung wieder sehen!" Bald darauf, am 28. September 779, starb sie. Ihr Leib wurde zu Fulda neben den Gebeinen des Bonifazius beigesetzt.

Dieses Fulda, die Lieblingsschöpfung des Bonifaz und mehrere Jahrhunderte lang der Hauptsitz christlicher Wissenschaft in Deutschland, verdient es, daß wir seine Entstehung genauer ins Auge fassen. Unter den Schülern des Bonifaz war einer, der einem adeligen Geschlecht in Baiern entsproßt war, mit Namen Sturm oder Stirm. Als Kind schon war er dem Bonifaz zur Ausbildung für den geistlichen Beruf anvertraut worden, und dieser hatte ihn dem Kloster Fritzlar zur Erziehung übergeben. Herangewachsen stand er jenem drei Jahre lang bei seinem Missionswerk zur Seite. Dann aber ergriff ihn das

Verlangen, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen; er begab sich, nachdem Bonifaz eingewilligt, mit zwei Gefährten in den großen Buchwald, der damals den größten Theil von Hessen bedeckte. Drei Tage lang suchten sie auf Eseln reitend nach einem zur Niederlassung geeigneten Platz. Endlich glauben sie einen solchen gefunden zu haben, richten Hütten auf, decken sie mit Baumrinde, und damit ist im Jahr 736 der Grund gelegt zu dem Kloster Hersfeld. Da jedoch dieser Ort dem Bonifaz den Einfällen der heidnischen Sachsen allzusehr ausgesetzt zu sein schien, so machte sich, von ihm aufgefordert, Sturm abermals auf den Weg und durchzog ganz allein, Psalmen singend, den durch wilde Thiere unsicheren Wald, bis er endlich den rechten Ort gefunden zu haben glaubte. Hier wurde 744 der Grund zu dem Kloster Fulda gelegt. Bonifaz verschaffte demselben große Vorrechte, namentlich daß es von der bischöflichen Gerichtsbarkeit befreit sein und unmittelbar unter dem Papste stehen sollte; Sturm aber reiste nach Italien, um dort die Einrichtungen der Klöster, namentlich die von Montekassino kennen zu lernen und sie dann auf seine Stiftung überzutragen. So kam die Benediktinerregel nach Deutschland und wurde bald in allen Klöstern eingeführt. Lange stand Sturm dem Kloster in Fulda vor, nicht weniger als 4000 Mönche soll dasselbe unter ihm beherbergt haben. Durch die Arbeit dieser Männer wurde die Einöde ringsumher in ein fruchtbares Land umgeschaffen. Wohl mußte Sturm als hochbetagter Greis im Jahr 778 bei einem Einfall der heidnischen Sachsen aus Fulda fliehen, die auf dieses Kloster, von wo aus an ihrer Bekehrung so eifrig gearbeitet worden war, einen besonders heftigen Haß geworfen hatten. Doch war ihm vergönnt, schon leidend wieder in sein Kloster zurück zu kehren; dort versammelte er in der Ahnung seines bevorstehenden Todes seine Mönche um sich, nahm, verzeihend und um Verzeihung bittend, Abschied von ihnen und starb am 17. Dezember 779 wenige Wochen nach Lioba. —

Ein anderer Schüler von Bonifaz, dessen wir erwähnen müssen, war Gregor. In auffallender Weise war er mit ihm bekannt geworden. Auf einer seiner Missionsreisen nemlich

kehrte Bonifaz in einem Kloster bei Trier ein. Die bejahrte Aebtissin Addula hatte einen vierzehnjährigen Enkel bei sich, eben jenen Gregor. Ihm wurde aufgetragen, während der Mahlzeit aus der lateinischen Bibel vorzulesen. Bonifaz lobte ihn, daß er gut gelesen, befragte ihn über den Sinn der Worte, und da dieser sie nicht verstand, so übersetzte und erklärte sie ihm der Bischof. Dies machte solchen Eindruck auf den Knaben, daß er sich durch keine Bitten seiner Großmutter abhalten ließ, an Bonifaz sich anzuschließen, um von ihm die hl. Schrift verstehen zu lernen. Er begleitete hinfort diesen auf allen seinen Missionsreisen. Nach dessen Märtyrertod übernahm Gregor die Sorge für die Mission unter den Friesen und wurde in der für diese Mission so wichtigen Stadt Utrecht Abt eines Klosters. In diesem erhielten Knaben aus England, Franken, Schwaben, Baiern, Friesland und Sachsen ihre Erziehung, daneben unterrichtete Gregor das umwohnende Volk, Getaufte und Ungetaufte, und bildete Missionare aus für ihren Beruf. In dieser Lehrthätigkeit beharrte er bis zu seinem Ende, obwohl seine linke Seite durch einen Schlag gelähmt wurde. Zuletzt versammelte er seine Schüler um sein Lager, ermahnte sie, betete, empfieng das hl. Abendmahl und starb mit den Worten: „Heute will ich Urlaub haben.“ Es war das Jahr 781.

Auch solche Männer, die nicht unmittelbare Schüler von Bonifaz waren, bauten mit an seinem Werke. So wirkte im südwestlichen Deutschland Pirmin. Wo der erste Schauplatz seiner Thätigkeit war, ist nicht sicher; die einen verlegen ihn in die baierische Pfalz, die andern nach Amorbach im Odenwald. Damals herrschten in Alemannien, d. h. in der südwestlichen Ecke von Deutschland, zwei Fürsten, Berthold, Graf in der Baar, und Nebi, welche mit Betrübniß wahrnahmen, wie ihr Volk, unter dem einst ein Fridolin und Gallus gewirkt, mehr und mehr ins Heidenthum zurücksank. Sie schickten einen Herrn von Adel, Namens Sinlaz, aus, um einen Prediger des Evangeliums für das von seinem Hirten verwahrloste Volk zu suchen. Dieser Sinlaz kam an den Ort, wo Pirmin war, hörte ihn in lateinischer und fränkischer Sprache zum Volke reden und bewog ihn,

mit ihm zu ziehen. So kam er 724 an den Bodensee; dort wählt er eine unbewohnte, als Aufenthalt schädlicher Thiere verrufene Insel zum Ort seiner Niederlassung. Das Gestrüpp wird ausgerottet und bald ist an die Stelle der Einöde ein liebliches Gefilde getreten, in welchem sich ein Gotteshaus und Wohnungen für Pirmin und die Seinen erheben. Reichenau ward das nach der Regel Benedikts eingerichtete Kloster genannt, welches als Sitz der Gelehrsamkeit und als Erziehungsanstalt für Knaben aus edlen Geschlechtern für das südliche Deutschland bald eine ähnliche Bedeutung gewonnen hat, wie Fulda für das mittlere, und das Stammkloster für manche andere Klöster geworden ist. So hat Pirmin selbst von Reichenau aus das Kloster Pfäffers im wilden Taminathale in der Schweiz und Murbach im Oberelsaß gegründet. Doch dauerte sein Aufenthalt in Reichenau nicht lange. Den Alemannen, die das Joch der Franken mit Widerwillen trugen, war er, der Schützling von Karl Martell, ein Dorn im Auge, und als sie sich wider die fränkische Herrschaft empörten, mußte er im Jahr 727 fliehen. Er ließ als seinen Stellvertreter Etto zurück, der später Bischof von Straßburg wurde und 734 das Kloster gründete, welches nach ihm Ettenheimmünster heißt. Pirmin flüchtete über den Schwarzwald ins Breisgau und gab dort und im Elsaß den Anstoß zur Errichtung einer Reihe von Klöstern. Zuletzt finden wir ihn wieder in der bairischen Pfalz, wo er auf dem Gute eines gewissen Wernher in einer Hundehütte sich niederließ. Dies war der Anfang des Klosters Hornbach. Unter den Gütern, welche dem Gotteshaus zu Hornbach von allen Seiten geschenkt wurden, war auch eines, welches nach Pirmins Namen Pirminisensa genannt wurde, und wo sich mit der Zeit die Stadt Pirmasens erhob. So wurde, wo diese Boten des Evangeliums sich niederließen, die Wildniß angebaut und der Anfang eines gesitteten Lebens gemacht. Von Hornbach aus soll Pirmin auch mit Bonifaz in persönliche Berührung getreten sein. Er starb zwei Jahre vor dem letzteren am 3. November 753. Wir haben von ihm eine Schrift, welche von seinem ernsten Christensinn und seiner Bibelkenntniß Zeugniß

ablegt. Nach einer Uebersicht über die Heilsgeschichte des alten und neuen Testaments redet er von der Würde und den Verpflichtungen eines getauften Christen, warnt vor den damals besonders im Schwange gehenden Sünden und ermahnt zu einem christlichen Wandel.

VI. Die kirchliche Organisation im fränkischen Reiche.

Wir haben gesehen, wie es allmählig licht wurde in dem finstern Lande, licht nicht nur draußen in den Thälern und auf den Bergen, wo die Wälder gelichtet, die Sümpfe ausgetrocknet wurden und an ihrer Stelle lachende Fluren und sonnigte Weinberge dem Auge begegneten, licht auch nicht blos in den Köpfen, indem von den Klöstern aus allerlei Kenntnisse und Künste unter dem rohen Volke sich verbreiteten, sondern licht besonders auch in den Herzen, indem das Christenthum, dessen Gebräuche bis dahin meist nur wie ein Gewand äußerlich waren angenommen worden, und das durch das sittenlose Leben der fränkischen Geistlichkeit herabgewürdigt wurde, durch Wort und Leben frommer Gottesmänner dem Volke in seiner wahren Gestalt vor Augen trat und auf dessen Herz seinen erneuernden Einfluß zu üben begann. — Da nun gleichzeitig mit diesem Aufschwung des kirchlichen Lebens auch die politischen und socialen Zustände des Frankenreiches durch das kräftige Walten der Karolinger eine Reform erfuhren; so ist es leicht erklärlich, daß diese Bestrebungen zur geistlichen und die zur äußerlichen Hebung des Volkes Hand in Hand giengen, und der Mann, der beide Seiten in ihrem inneren Zusammenhang klar erfaßte und mit starker Hand durchführte, ist Karl der Große. Es kann hier unsere Aufgabe nicht sein, das Walten dieses wahrhaft großen Mannes, der dem Leben des christlichen Abendlandes auf Jahrhunderte hinaus den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat, nach allen Seiten zu beleuchten. Wir beschränken uns auf seine Bedeutung für die Kirchengeschichte. Hiebei kommen hauptsächlich drei Punkte in Betracht: 1) Karls des Großen Thätigkeit für die

Ausbreitung des Christenthums; 2) seine Bestimmungen über die rechtliche Stellung der Kirche; 3) sein Einfluß auf das innere Leben der Kirche.

Was den ersten Punkt betrifft, so hatten zu Karls d. Gr. Zeit allerdings alle diejenigen deutschen Stämme, welche in Folge der Völkerwanderung in romanischen Ländern sich niedergelassen hatten, den Christenglauben angenommen. Dagegen von den Völkerschaften im eigentlichen Deutschland waren nur die Franken Christen, und sie hatten theilweise den von ihnen unterworfenen Alemannen im Süden und Friesen im Norden das Christenthum aufgedrungen; diese waren aber stets geneigt, dasselbe wieder abzuschütteln. Dagegen die große Völkerschaft der Sachsen, welche den deutschen Norden vom Rhein bis zur Elbe bewohnte und durch die Weser in Westphalen und Ostphalen getrennt wurde, hielt fest am alten Götterglauben, der mit ihrem Volksleben aufs innigste verwachsen war. Der alte Haß zwischen Franken und Sachsen hatte zur Folge, daß diese auch das Christenthum als „fränkischen Glauben" verabscheuten und bei ihren räuberischen Einfällen in das fränkische Reich es besonders auf die Zerstörung der christlichen Heiligthümer abgesehen hatte. Karl der Große seinerseits, der es als seine Aufgabe ansah, diese unruhigen Nachbarn der fränkischen Herrschaft zu unterwerfen, glaubte dies nur dadurch sicher erreichen zu können, daß er sie zur Annahme des Christenthums und aller kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen nöthigte. Die christliche Lehre wäre ihnen wohl weniger verhaßt gewesen, aber daß sie den Zehnten zahlen, daß sie sich den kirchlichen Satzungen unterwerfen sollten, das schien ihnen freier Männer unwürdig, und wenn sie bei den fränkischen Heeren Geistliche und Mönche sahen, welche dazu bestimmt waren, die unterworfenen Länder zu christianisiren, was war natürlicher, als daß sie die Boten des Glaubens als ihre geschworenen Feinde betrachteten, und daß sie, wenn sie der fränkischen Uebermacht unterlagen, zum Schein sich taufen ließen, aber sobald sich eine Aussicht zeigte, das Joch abzuschütteln, wieder zum Heidenthum zurückkehrten? Daher mögen wir's wohl beklagen, daß Karl d. Gr. Geistliches und

Weltliches nicht gehörig sonderte und nicht mehr auf den Rath des frommen Alkuin hörte, welcher geltend machte, daß der Glaube etwas Freiwilliges sei, und daß eine erzwungene Taufe für den Glauben keinen Werth habe, daß man daher durch freundliche Worte die Heiden müsse zu gewinnen suchen und bei den Geboten, die man ihnen auflege, auf ihre Schwachheit Rücksicht zu nehmen habe. Allein wir dürfen doch auch nicht bloß auf das sehen, was bei dieser Verbreitung des Christenthums unter den Sachsen von Menschen gefehlt wurde, wir müssen auch an das Walten dessen gedenken, welcher der Menschen Verfehlungen zum besten zu lenken weiß. Ohne die Gewaltmaßregeln Karls d. Gr. hätten die Sachsen, dieser deutsche Stamm, der sich bis heute durch zähes Hangen am Alten auszeichnet, den Christenglauben, den Glauben ihrer Feinde, wohl kaum je angenommen. So aber, als in 30jährigem heißem Ringen die Kraft des Volkes gebrochen war, als durch den Friedensschluß zu Selz im Jahre 804 sie sich dem fränkischen Reiche und der christlichen Kirche unterwarfen, da mußten freilich noch harte Strafen, selbst die Todesstrafe, angedroht werden, um die Einzelnen zur Taufe und zur Beobachtung kirchlicher Gebräuche, wie z. B. der Fasten, zu zwingen und von heidnischen Gebräuchen abzuschrecken: aber im Ganzen schlug doch in dem blutgedüngten Boden des Sachsenlandes der Same des Evangeliums überraschend schnell Wurzel; Männer, welche unter dem Sachsenvolke als Verkündiger der neuen Lehre auftraten, fanden willigeres Gehör, als man unter den obwaltenden Umständen hätte erwarten sollen. Und Karl der Große, weit entfernt mit der bloß äußeren Unterwerfung der Sachsen sich zu begnügen, war eifrig darauf bedacht, den Christenglauben auch wirklich in die Herzen zu pflanzen, und vermöge des den großen Herrscher kennzeichnenden Scharfblickes, mit dem er überhaupt die geeigneten Werkzeuge zur Ausführung seiner Plane sich zu erwählen wußte, fand er auch hiefür die rechten Männer. Theils von England herüber, theils aus den fränkischen Klöstern, deren Gründung wir vorhin besprochen haben, kamen solche Glaubensboten für das Sachsenland. Wir nennen zuerst Liudger.

Ein Nachkomme jenes adeligen Friesen Wursing, der dem Willibrord zur Seite gestanden war, erhielt er seine Ausbildung durch den schon erwähnten Abt Gregor in Utrecht und reiste dann, um sein Wissen zu mehren, nach England zu der Schule des berühmten Alkuin in York. Von dort mit einem Vorrath von Büchern zurückgekehrt, wirkte er sieben Jahre lang als Verkündiger des Evangeliums unter den Friesen in der Gegend, wo Bonifaz den Märtyrertod gefunden hatte. Aber das siegreiche Vordringen der aufständischen Sachsen vertrieb ihn. Er reiste nach Rom und Monte Kassino, um das Klosterwesen kennen zu lernen. Als er wieder zurückkam, hatte sich der Sachsenherzog Wittekind unterworfen, und so konnte er sein Werk in Friesland ungestört fortsetzen. Auch nach Helgoland, wo einst Willibrord unverrichteter Dinge hatte abziehen müssen, brachte er das Christenthum. Zu Verden, auf der Grenze zwischen dem Gebiet der Friesen und Sachsen, baute er ein Kloster. Nach der völligen Unterwerfung der Sachsen schien er dem Kaiser Karl der rechte Mann, um unter denselben das Christenthum zu verbreiten. Auf dessen Geheiß gründete er in ihrer Mitte eine klösterliche Niederlassung, welche unter dem Namen Münster zum Bischofssitze erhoben wurde. Unermüdlich reiste er umher, unterrichtete die Sachsen, stiftete Kirchen und stellte Männer, die aus seiner Schule hervorgegangen waren, als Geistliche an denselben an. Im Jahr 809 befiel ihn eine Krankheit, aber seine körperliche Schwäche überwindend, predigte er an einem Sonntage an zwei verschiedenen Orten, starb aber am folgenden Tage, den 26. März 809. Wie Liudger das Bisthum zu Münster, so hat Willehad das zu Bremen gegründet. Er stammte aus Northumberland und wirkte zuerst nicht weit von Dokkum, wo Bonifaz erschlagen worden war, mit vielem Erfolg; aber in der Nähe von Gröningen hätte beinahe auch er den Märtyrertod gefunden. Die wuthentbrannten Heiden wollten ihn erschlagen, ein angesehener Mann bewirkte, daß wenigstens zuvor der Wille der Götter durchs Loos erkundet wurde, und als dieses zu seinen Gunsten ausfiel, ward er freigelassen. Bald darauf brachte ihn die Unbesonnenheit seiner

Schüler, welche Götzentempel zerstörten, in neue Lebensgefahr. Nur dadurch, daß ein Schwertstreich, der nach ihm geführt wurde, den Riemen seiner Hostienkapsel traf, wurde er gerettet, indem die Heiden hierin das Walten einer höheren Macht erkannten. Diesen Mann ersah Karl d. Gr. 779 zur Gründung der Kirche in Bremen. Zwei Jahre wirkte er in jener Gegend, gewann viele Friesen und Sachsen für das Evangelium und stiftete Kirchen in ihrer Mitte. Aber ein Aufstand der Sachsen im Jahr 782 nöthigte ihn zur Flucht. Er begab sich zu gleicher Zeit und zu gleichem Zweck wie Liudger nach Rom und lebte nach seiner Rückkehr zwei Jahre lang in klösterlicher Zurückgezogenheit, mit Lesen und Abschreiben der hl. Schrift beschäftigt. Als aber 785 Wittekind sich unterworfen, kehrte Willehad wieder in sein Arbeitsfeld zurück und wurde 787 zum Bischof von Bremen geweiht. Aber schon nach zwei Jahren wurde er auf einer Visitationsreise von einem tödtlichen Fieber befallen; als einer der Seinen den Wunsch aussprach, daß er seiner Herde noch länger möge erhalten werden, erwiderte er: „O laß mich der Anschauung meines Herrn nicht länger entbehren. Die Schafe, welche er mir vertraut hat, empfehle ich seinem eigenen Schutze, auch euch wird die Gnade dessen nicht fehlen, von dessen Barmherzigkeit die ganze Erde voll ist.“ So starb er am 8. November 789.

Solche Männer waren es, durch deren Wirken die Sachsen auch innerlich für das Christenthum gewonnen wurden, und wie innig ihre starken Herzen die neue Wahrheit erfaßten, wie sich dieselbe mit ihrem ganzen Volksleben verwob, davon haben wir ein herrliches Denkmal an einer dichterischen Lebensbeschreibung des Heilandes, welche kaum ein Menschenalter nach dem Ende der blutigen Sachsenkriege inmitten jenes einst dem Evangelium so feindlichen Volkes entstanden ist. Dieses Gedicht, „Heliand“ genannt, stellt uns den Herrn dar in der Weise eines Königes, der mit seinen Helden, den Aposteln, das Land durchzieht. Der Christenglaube erscheint in der Form der deutschen Treue der Mannen gegen ihren Heerführer. Freilich ist es kein geschichtlich richtiges Bild des Herrn, welches uns da entgegen tritt,

aber das Erbauliche daran ist die Innigkeit, mit welcher das deutsche Gemüt seinen Heiland erfaßt als den, der Fleisch ist von seinem Fleisch. Gestatten Sie mir, einige Proben daraus mitzutheilen, wobei ich nur vorausschicke, daß dieses Gedicht nicht den bei uns gewöhnlichen Reim in Anwendung bringt, sondern den sogenannten Stabreim, bei welchem derselbe Buchstabe in einer Zeile je zu Anfang der betonten Silben mehrmals wiederkehrt. — Hören wir zuerst, wie der Moment geschildert wird, da die Volkshaufen sich um den Heiland versammelt haben, und er sich anschickt, die Bergpredigt zu beginnen:

„Da nun dem heilbringenden Krist näher giengen
Solche Gefährten, die er sich selber erkor,
Der Waltende unter dem Volke. Es standen die weisen Männer,
Die Mannen um den Gottessohn, begierig gar sehr,
Die Männer williglich; es war ihnen nach den Worten Verlangen;
Sie sannen und schwiegen, was ihnen der Völker Herrscher
Wollte, der Waltende selber, mit Worten künden,
Diesen Leuten zu Liebe. Dann saß der Landeshirt
Angesichts der Mannen, Gottes eigenes Kind;
Er wollte mit seiner Sprache kluger Worte manches
Lehren den Leuten, wie zum Lob Gottes
Sie in dem Weltreiche wirken sollten.
Er saß da und schwieg und sah sie an lange,
War ihnen hold in seinem Herzen, der heilige Herr,
Mild in seinem Gemüte, und seinen Mund öffnete er,
Wies mit seinen Worten, des Waltenden Sohn,
Manches herrliche Ding, und den Mannen
Sagte er in weisen Worten,
Denen, die er zu der Berathung dorthin,
Krist, der Allwaltende, erkoren hatte,
Welche wären von allen Erdenbewohnern
Gotte die werthesten von dem Menschengeschlechte,
Sagte ihnen da sicherlich, sagte, daß sie selig seien
Die Männer in diesem Mittelgarten, die hier in ihrem Gemüte seien
Arm durch Demut, denen ist das ewige Reich
Sehr heiliglich auf der Himmelsaue
Unvergängliches Leben verliehen."

Die Erzählung vom ersten Wunder des Herrn wird folgendermaßen eingeleitet:

„Nach dreien Nächten dann gieng dieser Völker Herr
Nach Galiläa, wo zum Gastmahl war
Gebeten Gottes Geborener. Eine Braut war zu geben,
Eine minnigliche Magd. Da war Maria
Mit ihrem Sohne selbst, die selige Jungfrau,
Des Mächtigen Mutter. Der Menschen Herr
Gieng mit seinen Jüngern, Gottes eigen Kind,
In das hohe Haus, wo die Häupter tranken
Der Juden im Gastsaal. Unter den Gästen war auch Er
Und gab da kund, daß er Kraft von Gott besaß,
Hilfe vom Himmelsvater, heiligen Geist,
Des Waltenden Weisheit. Wonne war da viel,
In Lusten sah man die Leute beisammen,
Gutgemute Gäste. Umher giengen Diener,
Schenken mit Schalen trugen schieren Wein
In Krügen und Kannen. Zu Kana war da groß
Des Festmals Freude. Als dem Volk unter sich
Auf den Bänken die Lust am besten mundete,
Daß sie in Wonne waren, an Wein gebrach es da,
An Meth beim Mal; nicht das mindeste war mehr
Daheim im Hause, das vor die Herrschaft
Die Schenken trügen. Die Geschirre waren des Tranks
Leer und ledig. — Nicht lange dauert es,
So ersah es wol die schönste der Frauen,
Die Mutter Krist's; mit ihrem Kinde gieng sie sprechen,
Mit ihrem Sohne selbst, und sagt' ihm Bescheid,
Daß die Wirte weiter des Weins nicht hätten
Den Gästen zu geben, und begehrte drum,
Daß der heilige Herr Hilfe schüfe den Leuten
Nach Wunsch und Willen."

Endlich noch die Beschreibung der Kreuzigung Jesu:

„Einen Galgen errichtete
Auf der Fläche dort oben das Volk der Juden,
Einen Baum auf dem Berge, und schlugen den Geborenen Gottes
Ans Kreuz, den Krist, mit kalten, eisernen,
Neuen Nägeln, scharfen, genieteten,
Mit harten Hämmern durch Händ' und Füße,

Bittere Bande! — Sein Blut, zu Boden
Rann es dem Retter."

In dieser Weise werden die Vorgänge der hl. Geschichte dem Vorstellungskreise des deutschen Volkes näher gebracht, und sicherlich hatte der unbekannte Verfasser dieses Gedichtes ein tieferes Verständniß vom Leben des Herrn, ein tieferes Verständniß auch von dem, was des deutschen Volkes Herz bedarf, als der berühmte Gelehrte, der in unseren Tagen ein Leben Jesu für das deutsche Volk verfaßt hat. Einer der ersten Kenner der deutschen Literatur, Vilmar, nennt dieses Gedicht das bei weitem Trefflichste, Vollendetste und Erhabenste, was die christliche Poesie aller Völker und aller Zeiten hervorgebracht hat. —

Wie Karl der Große seine Liebe zur christlichen Kirche durch das bethätigte, was er für die Ausbreitung derselben that, so auch dadurch, daß er ihr im öffentlichen Leben eine gesicherte und geehrte Stellung anwies. Wenn in irgend einem Herrscher, so ist in ihm das Prophetenwort erfüllt, daß Könige die Pflegerinnen und Säugammen der Gemeinde Gottes sein sollen. Das Christenthum galt ihm nicht als bloße Privatangelegenheit, sondern als eine zum Gedeihen der Völker unentbehrliche Macht, welcher daher im Volksleben auch eine öffentliche Stellung gebühre. Diese Anschauung, welcher Karl d. Gr. in den von ihm ausgehenden Gesetzen und Einrichtungen zuerst einen konsequenten Ausdruck gegeben hat, beherrschte forthin ein Jahrtausend lang die ganze abendländische Christenheit, und erst der neuesten Zeit war es aufbehalten, die entgegengesetzte Meinung zur Geltung zu bringen, daß nemlich das Christenthum nur Sache des Individuums sei, Staat, Gesellschaft und Schule aber desselben nicht bedürfen und deshalb sich neutral zu demselben zu verhalten haben. Ob freilich diese Neutralität sich durchführen läßt, ob nicht auch für die Staaten das Wort gilt: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich", ob deshalb der moderne Staat, wenn er hinter Karl d. Gr. zurückgeht, nicht schließlich bei Diocle=

tian anlangen wird, das ist eine andere Frage, deren Beantwortung im Schoße der Zukunft liegt.

Da sich im Mittelalter alle Rechtsverhältnisse auf den Grundbesitz gründeten, so mußte auch die Kirche, wenn sie eine rechtliche Stellung haben sollte, Grundbesitzerin werden. Demgemäß wurde jede einzelne Kirche schon bei ihrer Gründung mit einem Grundstück ausgestattet, und da Schenkungen an Kirchen als ein besonders verdienstliches Werk galten, so erwarben die Kirchen bald sehr großen Landbesitz, noch größeren aber die Klöster, sofern sehr häufig vermögliche Leute, die in ein Kloster eintraten, demselben ihr Eigenthum schenkten. Zu diesem Grundeigenthum kam nun aber durch Karl d. Gr. eine neue sehr bedeutende Einkommensquelle für die Kirche: die Zehnten. Da man schon in den ersten Jahrhunderten anfieng, die alttestamentlichen Anschauungen von einem besonderen Priesterstande auf die christliche Kirche überzutragen, so kann es nicht befremden, daß der Gedanke eines der Kirche zu entrichtenden Zehnten schon im 4. Jahrhundert von einzelnen Kirchenlehrern geäußert wurde, ein eigentlicher Anspruch darauf wurde aber erst gegen das Ende des 6. Jahrhunderts von einer fränkischen Synode erhoben. Aber wenn auch die Kirchen an manchen Orten aus verschiedenen Rechtsgründen Zehnten bezogen, so war das Zehntrecht der Kirche doch durchaus nicht allgemein anerkannt. Um den Zehnten als allgemeine Abgabe an die Kirche einzuführen, bedurfte es des weltlichen Armes, diesen lieh Karl d. Gr., indem er 779 befahl, daß von allem Ertrag ein Zehntheil der Kirche gehören sollte. Selbst die königlichen Kammergüter waren davon nicht ausgenommen. Von diesem Zehnten sollte ein Viertel den Armen gehören, ein Viertel war zum Unterhalt der kirchlichen Gebäude, ein Viertel für die Geistlichen an der Kirche und ein Viertel für den Bischof bestimmt. — Die Wahl der B i s c h ö f e war, wie wir früher sahen, von den merovingischen Königen für sich in Anspruch genommen worden, und gerade die Ausstattung der Kirche mit Landbesitz gab den Anlaß zu einer tiefgehenden Einmischung der weltlichen Gewalt in kirchliche Angelegenheiten. Da der König als der oberste Lehnsherr über das ganze Land galt, so be=

trachteten die merovingischen Könige auch das bischöfliche Amt, sofern mit demselben Landbesitz verbunden war, als ein königliches Lehen und verpflichteten die damit Belehnten zu Vasallendiensten, nahmen also das Recht, den Bischof zu wählen, für sich in Anspruch. In gleicher Weise ernannten die Grundherrn die Priester ihrer Kirchen. Wir haben gesehen, welche Greuel der Simonie sich daran anschlossen, und wie daher Männer wie Gregor d. Gr. für das Recht freier Bischofswahl durch Gemeinde und Klerus eintraten. Karl der Große war es, der in einem Kapitulare von 803 in diesem Stück der christlichen Kirche ihr Recht freier Bischofswahl zurückgab, und hätte man seine Anordnung auch später beachtet, so wären den folgenden Jahrhunderten schwere Kämpfe erspart geblieben. Auch sonst zeigte Karl ein bei Staatsmännern seltenes Verständniß für das Recht der Kirche auf Selbständigkeit. Er machte der Vermengung bürgerlicher und kirchlicher Angelegenheiten, wie dieselbe auf den Versammlungen der Großen und Bischöfe des Reichs bis dahin stattgefunden hatte, dadurch ein Ende, daß er diese Versammlungen in eine geistliche und eine weltliche Kurie theilte und jener die Berathung der geistlichen Dinge allein überließ. Nichtsdestoweniger aber hielt er an der engsten Zusammengehörigkeit des kirchlichen Lebens mit dem bürgerlichen Leben fest. Darum berief er die Synoden und bestätigte ihre Beschlüsse; den Bischöfen standen bei Ausübung ihrer Regierungsgewalt vom König bestellte Grafen zur Seite; für Streitigkeiten zwischen Geistlichen und Laien waren gemischte Gerichte, aus Bischof und Graf bestehend, eingesetzt; diese beiden hatten auch als königliche Sendboten die staatliche wie die kirchliche Verwaltung an den einzelnen Orten zu untersuchen und im Namen des Königs Recht zu sprechen.

So hielt sich vermöge der engen Verbindung des kirchlichen mit dem bürgerlichen Leben Karl für ebenso verpflichtet als berechtigt, in innerkirchliche Angelegenheiten einzugreifen. Wie stellte er sich nun aber zu den Ansprüchen des Papstes auf die oberste Leitung der Kirche? Wir haben gehört, wie der Vater Karls, Pipin, vom Papst Zacharias die Bestätigung seiner

königlichen Würde sich erbat. Und er hat den Päpsten durch den Schutz, den er ihnen wider die Longobarden gewährte, und durch Schenkung eines Landgebietes in Italien reichen Dank für jene Gefälligkeit abgestattet. Diese Schenkung Pipins legte den Grund zu dem nachmaligen Kirchenstaate, die späteren Päpste aber, welche ihre weltliche Herrschaft nicht einem fränkischen Könige zu danken haben wollten, brachten die Sage auf, dieser Landbesitz sei schon von dem ersten christlichen Kaiser Konstantin, als er seine Residenz nach Konstantinopel verlegte, dem damaligen Papst Silvester geschenkt worden. Karl trat ganz in die Fußtapfen seines Vaters. Als der longobardische König Desider 773 Rom angriff, zog er, von dem Papst Hadrian zu Hilfe gerufen, nach Italien, machte dem longobardischen Reiche ein Ende und vergrößerte das päpstliche Gebiet durch neue Schenkungen. Die Oberhoheit über diese Länder aber behielt er sich selbst vor, so daß der Papst ganz wie die übrigen Bischöfe nur als ein Vasall des fränkischen Herrschers erschien. Der nach Hadrians Tod zum Papst gewählte Leo III. wurde bei einer Procession in Rom überfallen und mißhandelt. Er flüchtete zu Karl. Dieser führte ihn nach Rom zurück und bestrafte die Schuldigen. Als er nun am Weihnachtsfeste 800 in der Peterskirche dem Gottesdienste beiwohnte, setzte ihm Leo eine Krone aufs Haupt, während ihn das Volk mit freudigem Zuruf als K a i s e r begrüßte. Ob Karl davon vorher gewußt oder von Leo überrascht worden sei, darüber sind die Ansichten getheilt. Jedenfalls aber hat der Papst den Hauptgewinn von diesem Vorgang gehabt. Er stellte sich dadurch vor der ganzen Christenheit als denjenigen dar, von welchem die kaiserliche Würde komme. Und wenn durch die Kaiserkrönung Karls das für die ganze mittelalterliche Geschichte so wichtige Verhältniß von Kaiserthum und Papstthum ins Dasein trat, so sehen wir dieses Verhältniß von Anfang an mit dem inneren Widerspruch behaftet, an dessen Lösung sich die folgenden Jahrhunderte abarbeiteten, daß einerseits der Papst seine Macht dem Kaiser, andererseits dieser die seinige dem Papste

verdankte. Karl hielt an seiner Oberhoheit gegenüber von dem Papste fest. Der Papst durfte nur in Gegenwart kaiserlicher Gesandten gewählt und mußte vom Kaiser bestätigt werden; er war dem Gerichte des Kaisers unterworfen; und auch in kirchlicher Beziehung stellten sich Karl und die Bischöfe des fränkischen Reiches sehr frei, ja auch Fragen der Lehre entschied man auf fränkischen Synoden, ohne sich um die abweichende Meinung des Papstes zu kümmern.

Dies führt uns auf das, was Karl für Lehre und Gottesdienst der Kirche gethan hat. Im Gegensatz gegen den damals weit verbreiteten Wahn, daß das Christenthum in dem Mitmachen gewisser Gebräuche bestehe, legte er das größte Gewicht auf die Verkündigung des göttlichen Wortes und ermahnte die Geistlichen bei jeder Gelegenheit, alles zu thun, daß das Wort des Heils wachse und laufe, die Bischöfe, als ihren höchsten Schmuck die Verwaltung des Predigtamtes zu betrachten. Sein Rathgeber Alkuin war hierin ganz seines Sinnes. „Bedenke," schreibt derselbe an Bischof Theodulf von Orleans, „daß die Zunge des Priesters der Schlüssel des Himmelreichs und die helle Posaune des Lagers Christi ist. Darum schweige nicht, scheue dich nicht zu reden, da du überall auf deiner Reise und bei deiner Arbeit Christum zum Begleiter und Helfer hast." So wurde denn auf dem Koncil zu Mainz 813 angeordnet, daß an jedem Sonn- und Festtag gepredigt werde. Freilich aber war es mit der Bildung der Geistlichen so schlimm bestellt, daß viele dazu nicht im Stande waren. Dies darf uns nicht wundern, denn die höheren geistlichen Stellen, Bisthümer u. dgl., waren oft genug mit nachgeborenen Söhnen des fränkischen Adels besetzt, welche zu Jagd und Krieg, nicht aber für das geistliche Amt erzogen waren; und die gewöhnlichen Priester, die Landpfarrer, befanden sich in den dürftigsten äußeren Umständen, großentheils waren sie leibeigene oder freigelassene Sclaven. Daß diese in der Regel zum Predigen nicht befähigt waren, läßt sich denken. Daher war es Karls eifriges Bemühen, daß in den Klöstern wie an den Bischofssitzen Schulen eingerichtet werden zur Ausbildung solcher, zu denen der Herr mit Recht

sagen könne: „Ihr seid das Salz der Erde.“ Zunächst aber handelte es sich darum, den zum eigenen Predigen unfähigen Geistlichen Predigtsammlungen in die Hand zu geben. Dergleichen Homiliarien waren zwar vorhanden, aber sie hatten im Laufe der Zeit viele Verfälschungen erlitten. Daher ließ Karl durch Paul Warnefried oder Paulus Diaconus, einen geborenen Longobarden, ein neues Homiliar anfertigen. Die in dasselbe aufgenommenen Predigten waren lateinisch, und es war nun die Aufgabe der Geistlichen, sie in die Volkssprache zu übersetzen. Auch für Verbesserung des Kirchengesanges trug er Sorge. Dieser scheint im fränkischen Reiche sehr im Argen gelegen zu sein. Schon Pipin suchte denselben nach römischem Muster zu verbessern, wobei namentlich der Bischof Chrodegang von Metz ihm zur Seite stand. Doch scheint nicht viel erreicht worden zu sein, und Karl lernte bei seinen Besuchen in Rom den großen Unterschied zwischen dem römischen und fränkischen Kirchengesang kennen; mußten sich ja doch seine Hofsänger, die er mit nach Rom brachte, am Osterfest 786 von ihren römischen Kollegen das Kompliment machen lassen, daß sie bäurische und ungebildete Leute, ja unvernünftige Thiere seien. Auf seine Bitte gab ihm Papst Hadrian nicht nur die römischen Gesangbücher (Antiphonarien), sondern auch zwei Meister des Kirchengesangs, Theodor und Benedikt, mit, worauf Karl zwei Schulen kirchlichen Gesanges gründete, zu Soissons und Metz, von wo aus sich eine Reform des Kirchengesanges bald über das ganze Frankenreich verbreitete. Bald gab es noch eine ganze Reihe solcher Sängerschulen, vor allem in den Klöstern, so namentlich in Fulda, wo sich der berühmte Abt Rabanus Maurus um die Pflege des Gesangs besonders verdient machte. Welch schwere Aufgabe aber diese Singlehrer hatten, das erhellt aus der Bemerkung, welche sich ein gleichzeitiger Geschichtschreiber über die musikalische Befähigung der Deutschen erlaubt: „Die riesigen Leiber, deren Stimme wie Donner braust, können die süßen Töne nicht nachahmen, weil die barbarische Wildheit ihrer durstigen Kehle Laute von sich gibt, knarrend wie ein Lastwagen, der über einen Knüppeldamm dahinfährt.“

Auch dasjenige musikalische Instrument, ohne welches wir uns eine Kirche kaum denken können, die Orgel, kam durch Karl zuerst in gottesdienstlichen Gebrauch. Die erste, welche ins Abendland kam, hatte Pipin von dem griechischen Kaiser zum Geschenk erhalten. Karl ließ aus Griechenland, wo sie übrigens beim Gottesdienst nicht gebraucht wurden, noch einige kommen und nach deren Muster in seinem Reiche weitere anfertigen. Dieselben scheinen jedoch von höchst unvollkommener Konstruktion gewesen zu sein. Wahrscheinlich waren es Wasserorgeln, während die erste Windorgel erst unter Karls Sohn, Ludwig dem Frommen, von dem venetianischen Mönch Gregor von Benevent für die Kirche in Aachen verfertigt worden sein soll.

Auf den Kirchengesang legte Karl so großen Werth, daß ihm kein Geistlicher vor Augen kommen durfte, der desselben nicht kundig war. Er besuchte selbst die Kirchen, um zu hören, wie gesungen werde, schickte Visitatoren des Kirchengesangs aus, ordnete selbst den musikalischen Theil des Gottesdienstes in seiner Hofkapelle, ja betheiligte sich manchmal beim Unterricht in der Hofsingschule. Die geistliche Liederdichtung hatte an ihm einen eifrigen Beförderer. Das Pfingstlied, welches heute noch in der katholischen Kirche bei den feierlichsten Gelegenheiten, bei Papst- und Bischofswahlen, Königskrönungen und Synoden gesungen wird, ist nach manchen Berichten von Karl selbst gedichtet, stammt aber jedenfalls aus seiner Zeit. Es ist das berühmte Veni, creator spiritus, welches in deutscher Uebersetzung lautet:

Komm', heilger Geist, o Schöpfer du, such deiner Gläub'gen Herzen heim,
Erfüll mit Himmelsgnad die Brust, die du, o Herr, geschaffen hast;
Der du der Tröster bist genannt, des höchsten Gottes höchste Gab',
Ein Lebensquell, ein' Feuerflamm', der Salbung und der Liebe Geist.
Du hast ein siebenfaches Amt, bist Finger an des Vaters Hand,
Bist die Verheißung aus der Höh', legst Worte in der Gläub'gen Mund.
Zünd in dem Geiste an dein Licht, gieß Liebe in die Herzen aus,
Des Fleisches Schwachheit stärke du mit deinen Kräften allezeit.
Treib unsern Feind weit von uns weg und schenk uns Frieden fürderhin,
Daß unter deiner Führung wir vor allem Uebel sind bewahrt.
Mach uns den Vater wohl bekannt und seinen eingebor'nen Sohn,
Schenk uns zu glauben auch an dich, der du von beiden gehest aus!

Lob sei dem Vater und dem Sohn, der von dem Tod erstanden ist,
Dazu dem Geist, dem Tröster werth, von nun an bis in Ewigkeit. Amen.

Auch die Vertrauten des Kaisers haben lateinische Kirchenlieder gedichtet, so z. B. Paul Warnefried, der Verfasser des Homiliarium, welcher als Sekretär des Lombardenkönigs Desiderius mit diesem in fränkische Gefangenschaft gerathen, dann von Karl wegen seiner Gelehrsamkeit sehr bevorzugt worden war und um 800 als Benediktinermönch in Monte Kassino starb. Von ihm stammt ein Loblied auf den Täufer Johannes, welcher, weil nach seiner Geburt seinem Vater die Stimme wieder gegeben wurde, als Schutzpatron des Gesanges angerufen wird. Von den Anfangssilben der Zeilen im ersten Verse dieses Liedes sind die lateinischen und französischen Benennungen der Noten hergenommen.

Nicht minder lag Karl die sittliche Hebung der Geistlichkeit am Herzen. Wir haben gehört, in welch grauenhaftem Zustand sittlicher Verwilderung sich dieselbe in der merovingischen Zeit befand. Da hatten nun die von England herübergekommenen Missionare durch ihr streng christliches Leben reformatorisch gewirkt; der christliche Lebensernst, welcher in den von ihnen gegründeten Klöstern herrschte, mußte auch auf die Weltgeistlichkeit einen heilsamen Einfluß üben. Dieser Einfluß des Mönchthums auf die Geistlichkeit zeigt sich besonders in dem von dem Bischof Chrodegang in Metz gemachten Versuche, das Leben der Geistlichen an den Orten, wo sie sich in größerer Anzahl beisammen befanden, namentlich am Sitze des Bischofs, in Aehnlichkeit mit der Regel des Benediktinerordens einzurichten. Sie sollten in einem Hause zusammen leben, gemeinschaftlich speisen, wobei das Maß von Speise und Trank genau vorgeschrieben war, zu bestimmten Stunden zu Gebet, Gesang und Schriftbetrachtung sich zusammenfinden, bei welcher Gelegenheit denen, die sich irgendwie gegen die Regeln des Vereins verfehlt hatten, öffentliche Verweise ertheilt wurden. Diese Lebensweise hieß kanonisches Leben, die daran sich betheiligenden Geistlichen Kanoniker oder Chorherren, das Haus, in welchem sie zusammen lebten, Chorherrnstift. Ein solches Stift war es, welches dereinst von Beutels-

bach nach Stuttgart verlegt wurde und die hiesige Stiftskirche ins Dasein gerufen hat. Dieses kanonische Leben verbreitete sich zur Zeit Karls d. Gr. über das ganze Frankenreich und trug dazu bei, dem ungeordneten Leben der Geistlichen ein Ende zu machen, sie aus der unwürdigen Abhängigkeit von den Bischöfen zu befreien, zugleich aber auch die Ehelosigkeit derselben zu einer immer allgemeineren Sitte zu machen. Wir sehen an dieser Einrichtung, wie sehr jene Zeit des Gesetzes noch bedurfte, und wie sich das Gute nur dann Bahn zu brechen vermochte, wenn es in der Form einer festen gesetzlichen Ordnung auftrat. Solche Bestrebungen fanden in Karl d. Gr. einen Förderer. Namentlich verbot er, daß Priester zu Felde ziehen, denn wie lasse sich ein Sieg hoffen, wenn die Priester in der einen Stunde den Christen den Leib des Herrn reichen und in der anderen die Christen, denen sie denselben reichen, oder die Heiden, denen sie Christum verkündigen sollten, mit freventlicher Hand tödten. Daher sollen nur zwei oder drei Bischöfe mit einigen Priestern das Heer begleiten, zum Zweck der Predigt, Sakramentsverwaltung und Seelsorge. — Aber nicht nur das Leben der Geistlichen, auch das Volksleben überhaupt sollte in christliche Zucht genommen werden. Das Hauptmittel hiezu waren die sogenannten Senden oder, wie wir jetzt sagen würden, Visitationen. Die Bischöfe sollten jährlich jeden Ort ihres Sprengels besuchen, um daselbst geistliches Gericht zu halten. Mehrere Tage zuvor zeigten die Archidiakonen die bevorstehende Ankunft des Bischofs an, damit alle Vorbereitungeu getroffen werden konnten. In jeder Gemeinde waren sieben bewährte Männer zur Aufsicht über die übrigen bestellt. Sie hießen Dekane. Kam nun der Bischof, so mußten sie schwören, daß sie sich durch keine Rücksicht hindern lassen wollen, alle wider das göttliche Gesetz streitenden Handlungen, die ihnen bekannt geworden, anzugeben. Aber auch die übrigen Gemeindeglieder waren zur Anzeige jeder ihnen bekannten lasterhaften Handlung verpflichtet. Es wurden ins Einzelne gehende Fragen an sie gerichtet: ob jeder Vater seinem Sohn das Glaubensbekenntniß und das Vaterunser lehre, ob heidnischer Aberglaube und sonstige heidnische Sünden getrieben

werden. Den Schuldigen wurden Strafen, zum Theil Leibesstrafen auferlegt und sogleich vollzogen, wobei die Grafen den Bischöfen ihre Hilfe leihen sollten. Das war nun freilich eine Einrichtung, vor welcher einem freisinnigen Manne des 19. Jahrhunderts die Haut schaudert, und welche sicherlich auch zu manchen Uebelständen führen konnte, wie denn namentlich die Verhängung weltlicher Strafen durch die Kirche unserem evangelischen Gefühle widerstrebt. Aber wir müssen nur immer daran denken: es war die Zucht des Gesetzes, unter welche das Frankenvolk genommen werden mußte, und wie nun das alttestamentliche Gesetz religiöse Uebertretungen mit weltlichen Strafen bedroht, so hat auch Karl d. Gr. diesen Standpunkt eingenommen. Besonders kämpfte er gegen alle Reste heidnischen Aberglaubens, selbst wo derselbe unter christlicher Form Eingang suchte. So war z. B. die Sitte verbreitet, der man ja auch unter uns manchmal begegnet, bei wichtigen Unternehmungen die Bibel aufzuschlagen in der Erwartung, in den ersten Worten, auf die das Auge treffe, eine göttliche Weisung zu erhalten; oder wurden die Worte, welche man beim Eintritt in die Kirche singen oder vorlesen hörte, als Orakel gedeutet. Namentlich aber über den Gräbern der Heiligen, wie z. B. in der Kirche des hl. Martin zu Tours, wurden hl. Schriften aufbewahrt, durch deren Aufschlagen man den Willen Gottes zu erkunden hoffte. Vergeblich hatten mehrere Kirchenversammlungen im fränkischen Reiche gegen diese Gebräuche sich ausgesprochen. Karl schärfte es im Jahr 789 aufs neue ein, daß niemand sich unterstehen solle, aus dem Psalter oder den Evangelien oder sonst wie die Zukunft zu urkunden. Dagegen hat er die im Mittelalter so weit verbreiteten sogenannten Gottesurtheile für zuläßig gehalten.

Doch nicht nur durch Verbote bekämpfte Karl unchristliches Wesen, auch in positiver Weise suchte er eine auf dem Grunde des Evangeliums ruhende Bildung in seinem Reiche einzuführen. Christliche Bildung hatte sich, wie wir gesehen, während der finsteren Jahrhunderte nach der Völkerwanderung in die stillen Klöster Englands und Irlands geflüchtet. Von dorther ver-

pflanzte Karl den Samen derselben in sein Reich. Es geschah dies besonders durch den schon vorhin genannten Alkuin. Dieser Mann, aus edlem angelsächsischem Geschlechte stammend, um 730 geboren, in der berühmten Schule zu York gebildet, war von seinem Lehrer Egbert, als dieser den erzbischöflichen Stuhl bestiegen hatte, über die von demselben eingerichtete Büchersammlung gesetzt worden, hatte dann mit einem anderen seiner Lehrer, Aelbert, zur Vermehrung dieser Sammlung als junger Mann weite Reisen gemacht, wobei er auch nach Rom gekommen zu sein scheint. Unter schweren inneren Kämpfen überwand er durch Wachen, Beten und Fasten seine stürmischen Leidenschaften, um hinfort in demüthigem Sinn ganz der heiligen Wissenschaft zu leben. An Kenntnissen, besonders auch in der griechischen und hebräischen Sprache, überragte er alle seine Altersgenossen, und nachdem er zum Diakonus geweiht worden, wurde ihm die Leitung der ganzen Schule übertragen. Berühmte Männer, wie der schon genannte Liudger, haben von ihm ihre Bildung empfangen. Im Jahr 780 sandte ihn der neugewählte Erzbischof von York, Eabald, nach Rom, um für ihn das erzbischöfliche Pallium zu holen. Auf der Rückreise traf er zu Parma mit Karl zusammen. Dieser erkannte, welch' bedeutenden Gelehrten er vor sich habe, und ließ nicht nach, in ihn zu dringen, bis Alkuin versprach, mit drei seiner Schüler zu ihm zu kommen. Er ward zum Vorsteher der neugegründeten Hofschule (schola palatina) gemacht, in welcher künftige Geistliche ausgebildet werden sollten. Bald bildete sich um ihn ein Verein von Männern, welche von Verlangen nach tieferem Eindringen in die Wissenschaften erfüllt waren, Karl selbst saß zu Alkuins Füßen, die Söhne und Töchter des Königs wurden von ihm unterrichtet; auch die Großen des Reiches mit ihren Söhnen mußten am Unterricht theilnehmen. Der Mensch, die Natur und Gott, das waren nach Alkuins geistvoller Auffassung die drei Hauptgegenstände menschlichen Wissens. Daher gliederte sich ihm alle Wissenschaft in Ethik (Sittenlehre), Physik (Naturlehre) und Theologie. Die erstere umfaßte die Grammatik, Rhetorik und Dialektik — also dasjenige, was wir humanistische

Bildung nennen, das sogenannte trivium; zur zweiten (der Physik) wurden die vier Wissenschaften der Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik gerechnet, die realistische Bildung, das quadrivium; in der Theologie endlich, für welche alles andere die Grundlage bilden sollte, war die Auslegung der hl. Schrift die Hauptsache. Wir sehen, wie umfassend das dem Alkuin vorschwebende Bildungsideal war, und auch in der von ihm festgestellten Reihenfolge der Wissenschaften ist richtiger pädagogischer Takt nicht zu verkennen. Zu solchen Studien wollte freilich das unruhige kriegerische Treiben am Hofe Karls nicht recht passen, daher empfand Alkuin heftiges Heimweh nach dem stillen Klosterleben, und da er in den fränkischen Klöstern nicht die Sittenzucht und den wissenschaftlichen Sinn fand, den er wünschte, so erbat er sich von Karl Urlaub zu einem längeren Besuch in seiner Heimat. Zwei Jahre verweilte er daselbst, dann kehrte er zurück, um an den Lehrstreitigkeiten, welche in der fränkischen Kirche ausgebrochen waren, sich zu betheiligen. Hierauf zog er sich, um ungestörter den Wissenschaften leben zu können, in das Kloster zu Tours zurück, wo er eine Schule errichtete und die Mönche, die sich bisher ausschließlich mit landwirthschaftlichen Arbeiten beschäftigt hatten, zu dem für jene Zeiten so wichtigen Bücherabschreiben anhielt. Er selbst verfaßte Lehrbücher für die meisten Zweige der Wissenschaft, namentlich auch Schriftauslegungen. Wiederholt besuchte ihn sein kaiserlicher Freund in seiner stillen Abtei, und die wichtigsten Berathungen über die politischen und kirchlichen Angelegenheiten des Reiches fanden daselbst zwischen beiden Männern statt, wie sie denn auch einen regen Briefwechsel mit einander unterhielten. Doch endete das schöne Verhältniß mit einem Mißton. Ein von seinem Bischof zur Gefängnißstrafe verurtheilter Geistlicher von Orleans hatte im Kloster zu Tours Schutz gesucht. Der Bischof, mit kaiserlicher Vollmacht versehen, wollte denselben gewaltsam in der Klosterkirche festnehmen lassen, die Mönche aber und die Bevölkerung der Stadt widersetzten sich und vertheidigten mit gewaffneter Hand das Asylrecht ihres Klosters. Alkuin nahm sich in einem Schreiben an den Kaiser seines Klosters kräftig an

und verweigerte trotz erneuten kaiserlichen Befehls die Auslieferung des Geistlichen. Hierauf erfolgte ein sehr ungnädiges kaiserliches Schreiben, und der Kummer hierüber zog Alkuin eine Krankheit zu, an welcher er den 19. Mai 804 starb.

Der durch Alkuin ausgesäte Samen trug im Frankenreiche vielfältige Frucht. Die Klosterschulen, welche in Fulda, St. Gallen, Reichenau und an vielen anderen Orten aufblühten, waren nach dem Muster der von ihm gegründeten schola palatina eingerichtet, und es war der ausgesprochene Wille des Kaisers, daß nicht nur die künftigen Geistlichen, sondern daß das ganze Volk der Wohlthat der Schulbildung theilhaftig werde. Jeder sollte gehalten sein, seine Kinder einem Kloster oder einem Priester zum Unterricht zu übergeben. Eine auf christlichem Grunde ruhende Volksbildung stand dem großen Kaiser als Ziel seines Strebens vor Augen, aber leider sind die Keime, welche er so treu gepflegt, bald nachher unter der Ungunst der Zeiten zu Grunde gegangen.

Auch an der Entwicklung der kirchlichen Lehre nahm Karl thätigen Antheil. Zwei spanische Bischöfe, Felix und Elipandus, hatten die Ansicht ausgesprochen, Jesus könne nach seiner menschlichen Natur nicht als Gott, sondern nur als der Adoptivsohn Gottes bezeichnet werden. Nachdem diese Ansicht schon auf der Kirchenversammlung von Narbonne 788 als ketzerisch verworfen worden, wurde sie auf Karls Anregung auch auf deutschen Kirchenversammlungen 792 zu Regensburg und 794 zu Frankfurt zum Gegenstand der Verhandlung gemacht, wobei der gelehrte und redegewandte Alkuin den Felix widerlegte. Wichtiger noch ist Karls Theilnahme an dem Bilderstreit. Dieser hat seinen Ursprung in der griechischen Kirche, die er über ein Jahrhundert lang in zwei einander heftig befeindende Parteien spaltete. Die älteste Kirche hatte in Opposition gegen das sie umgebende Heidenthum jede Abbildung heiliger Personen verworfen, nur Sinnbilder des Heiligen wurden geduldet. Allmählig aber kamen auch Bilder auf, und angesehene Kirchenlehrer rechtfertigten dieselben als Mittel theils zur Belebung der Andacht, theils zur Unterweisung der des Lesens

Unkundigen. Die Menge aber blieb hiebei nicht stehen. Abergläubische und abgöttische Verehrung von Bildern verbreitete sich und fand namentlich unter den Mönchen ihre Beförderung. Im Morgenlande vor allem führte die sinnliche Richtung der Menge zur Bilderverehrung. Nicht nur in der Kirche, auch in den Häusern, an den Geräthen, ja auf den Kleidern hatte man Abbildungen aus der biblischen Geschichte. Man fiel vor den Heiligenbildern nieder, man erzählte sich von Wunderkuren, die durch dieselben verrichtet worden seien. Nun stand aber im griechischen Reiche der Mönchspartei die Militärpartei schroff gegenüber, und der auf die letztere sich stützende Kaiser Leo der Isaurier trat zuerst als heftiger Gegner der Bilderverehrung auf. Wie solche, die auf dem Felde äußeren Kampfes große Erfolge errungen haben, leicht zu der Meinung kommen, auch wo es sich um Glauben und Ueberzeugungen handle, könne man mit Machtsprüchen durchgreifen, so war es bei diesem Leo. Die Juden hatte er gezwungen sich taufen zu lassen, die Montanisten, zur herrschenden Kirche überzutreten; nun beschloß er, gegen die Bilder vorzugehen. Zuerst (726) verbot er das Niederknieen vor denselben, was den gelehrten Johannes von Damaskus veranlaßte, an den Patriarchen zu Konstantinopel eine Rede zur Vertheidigung der Bilderverehrung zu senden. In manchen Gegenden des Reiches entstanden Volksbewegungen, ja es kam zu offenem Aufruhr. Als der Kaiser diesen blutig niedergeschlagen, gieng er weiter und verbot 730 alle religiösen Bilder. Die Bischöfe, welche dem kaiserlichen Befehl nicht Folge gaben, wurden abgesetzt. Allein außerhalb des Machtbereichs des griechischen Kaisers sprach man den Bann über die Bilderfeinde aus und kündigte ihnen die Kirchengemeinschaft auf. Papst Gregor II. sagte dem Kaiser in einem scharfen Briefe: „Versucht es nur einmal, in die Schulen zu gehen, in welchen die Kinder lesen und schreiben lernen, und sagt ihnen, daß Ihr der Verfolger der Bilder seid, so werden sie Euch gleich ihre Tafeln an den Kopf werfen.“ Ueber dem Thor des kaiserlichen Palastes befand sich ein prächtiges Christusbild, ein Soldat sollte es abnehmen und verbrennen, eine Schaar Frauen bat um Schonung

des Bildes, er aber zerhieb dem Bilde das Gesicht. Da riß die Menge die Leiter um, auf welcher er stand und erschlug ihn. Mit Gewalt wurde der Aufruhr gedämpft. — Das Werk Leo's wurde von seinem 741 zur Regierung gekommenen, durch die Bilderfreunde gestürzten, aber 744 von neuem zur Herrschaft gelangten Sohne Konstantin, mit dem Beinamen Kopronymus, fortgesetzt. Er berief 754 ein Koncil nach Konstantinopel, von welchem die Bilderverehrung, ja das Verfertigen und Aufstellen religiöser Bilder überhaupt unter Androhung der schwersten Strafen verboten wurde. Der Diensteifer der kaiserlichen Beamten bewies sich nun darin, daß allenthalben in den Kirchen die religiösen Bilder übertüncht, dagegen die Kirchenwände mit Jagdstücken u. dgl. bemalt wurden. Aber ein hochangesehener Mönch Stephanus in Bithynien wurde der Mittelpunkt des Widerstands gegen die kaiserlichen Befehle. Vergebens suchte ihn der Kaiser durch Geschenke zu gewinnen, vergebens war es, daß man die Mönche aufs grausamste mißhandelte, ihnen Nasen, Ohren und Hände abhieb, die Augen ihnen ausstach u. dgl. Nur um so mehr entzündete sich ihr Fanatismus, nur um so heftiger wurden ihre Schmähungen gegen den Kaiser. Dieser seinerseits schalt die Mönche Finsterlinge, und begünstigte auf jede Weise diejenigen, welche ihr Mönchsgelübde brachen; mehr und mehr wurden alle diejenigen, welche häufiger zur Kirche giengen oder sonst mehr Frömmigkeit bewiesen, als die Mode mit sich brachte, als Finsterlinge und Feinde des Kaisers bezeichnet. Länger als 30 Jahre dauerte dieser Kulturkampf, ein neues Geschlecht war herangewachsen, ohne ein Bild gesehen zu haben. Die Machtmittel des Kaisers schienen den Sieg gewonnen zu haben. Kein Mönch ließ sich mehr blicken in Konstantinopel. Da starb Konstantin. Sein Sohn Leo, der ihm 775 folgte, hatte eine Athenerin Namens Irene zur Frau. Diese war eine Freundin der Bilder; sie bestimmte ihren Gemahl, von der Strenge seines Vaters nachzulassen. Bald zeigten sich wieder Mönche, die Andächtigen sammelten sich um sie, ein allgemeiner Aufschwung religiösen Lebens machte sich fühlbar. Für die Duldung der Bilder aber ließ sich der Kaiser nicht gewinnen. Als

er aber 780 gestorben war und Irene anstatt ihres unmündigen Sohnes die Regierung führte, da wurden die Mönche auf jede Weise begünstigt und in bischöfliche Aemter eingesetzt. Mit den auswärtigen Kirchen, namentlich der römischen, knüpfte man Verbindungen an und hielt, nachdem man dem Widerstand der Militärpartei durch List die Spitze abgebrochen, unter Theilnahme der römischen Abgeordneten eine Synode in Nicäa (787), wo die Bischöfe in verächtlicher Charakterlosigkeit von der Bilderfeindschaft sich lossagten und um Verzeihung für dieselbe baten. Ein Bild ward in die Versammlung gebracht und von allen geküßt. Darauf wurde die Aufstellung und die Verehrung der Bilder für zulässig erklärt, aber mit der ausdrücklichen Verwahrung, das Sichbeugen vor den Bildern sei ein Zeichen der Liebe und keineswegs zu verwechseln mit der Anbetung, welche Gott allein gebühre, und die dem Bilde erwiesene Ehre beziehe sich auf den durch das Bild Dargestellten. So hatte der Bilderdienst gesiegt und es hatte sich gezeigt, daß eine religiöse Ueberzeugung, und wäre es auch eine irrige, durch weltliche Machtmittel nicht überwunden werden kann.

Wie im folgenden Jahrhundert diese Kämpfe in der morgenländischen Kirche abermals zum Ausbruch kamen und mit dem definitiven Siege der Bilderfreunde endigten, können wir hier nicht weiter ausführen. Dagegen müssen wir nun sehen, wie man sich im Abendlande zu dieser Bewegung stellte. Daß die römischen Bischöfe, z. B. ein Gregor II., für die Bilderverehrung sich aussprachen, wissen wir bereits. Anders war es in der fränkischen Kirche. Hier hatte Bischof Serenus von Marseille, um abergläubischer Bilderverehrung zu wehren, die Bilder in den Kirchen zusammenschlagen lassen, dadurch aber freilich das Volk in hohem Grade erbittert. Karl d. Gr. trat der Bilderverehrung und dem zweiten nicenischen Koncil entschieden entgegen, wobei dahin gestellt bleiben mag, ob persönliche Gereiztheit gegen die Kaiserin Irene mitwirkte; ja er schrieb selbst unter Beihilfe seiner Gelehrten, besonders Alkuins, eine Schrift, die vier karolinischen Bücher, zur Widerlegung jenes Koncils. Es wird darin allerdings auch die fanatische Bilder-

stürmerei verworfen, viel entschiedener aber noch die Bilderverehrung. Ihr gegenüber wird geltend gemacht, daß der Christenglaube sich auf das Unsichtbare beziehe. Jedes Zeichen von Verehrung gegenüber von leblosen Bildern sei etwas Abgöttisches. Auch unterläßt es Karl nicht, bei dieser Gelegenheit sich gegen die abgöttischen Ehrenbezeugungen, welche in der griechischen Kirche den Kaisern dargebracht wurden, auszusprechen und gegen deren Vergleichung mit den Aposteln, welche sich das zweite nicenische Koncil erlaubt hatte. Wir haben in diesen libri carolini ein Werk ebenso wohl evangelischer Nüchternheit, als deutscher Mannhaftigkeit gegenüber von dem abergläubischen Wesen der Bilderfreunde, der Pietätslosigkeit der Bilderstürmer und von dem knechtischen Sinn, der in den Reihen beider sich gezeigt hatte. Karl schickte diese Schrift an Papst Hadrian. Dieser war freilich anderer Meinung und ließ Karl eine Gegenschrift zugehen, auf deren Grund sofort 794 zu Frankfurt in Gegenwart päpstlicher Legaten über diese Frage verhandelt und der Bilderdienst verworfen wurde.

So sehen wir auch in dieser Frage Karl eine Anschauung verfechten, welche, lange genug durch die überhand nehmende Veräußerlichung des kirchlichen Lebens überwuchert, erst in der Reformation sich wieder Bahn gebrochen hat.

Durch das Wirken dieses Mannes ist die Einpflanzung des Christenthums in den Boden Deutschlands in der Hauptsache vollendet. Hiemit ist auch unsere Darstellung zu ihrem Ende gelangt. Blicken wir von hier aus zurück und suchen die Entwicklung, welche an unseren Augen vorüber gegangen, in einem Bilde zusammen zu fassen!

Sie kennen wohl jene Legende vom hl. Christophorus. Ein Riese, dem an Größe und Stärke niemand gleich war, streifte er in der Einöde umher, von jedermann gefürchtet, von niemand geliebt. Aber mit der Zeit empfand er das Bedürfniß, an Menschen sich anzuschließen. Er sucht sich einen Herrn. Aber nur dem Stärksten will er dienen. So tritt er zunächst bei einem fremden Könige ein, nachdem er hatte zugestehen müssen, daß derselbe stärker sei als er selbst. Aber er erfährt, daß noch

größere Macht als sein Herr der Teufel habe. So ergibt er sich diesem zu Dienst. Als er jedoch bemerkt, wie derselbe dem Kreuze, daran Christus gehangen, furchtsam aus dem Wege geht, so schließt er daraus, daß dieser Christus der Stärkste von allen sei, und macht sich daran, ihn aufzusuchen. Aber lange sucht er vergeblich. Endlich kommt er zu einem frommen Einsiedler, der erzählt ihm vieles von Christo, wie mächtig er sei und wie herrlich er seinen Freunden lohne, und weist ihn an, wenn er Christo gefallen wolle, die Wanderer um Gottes willen durch einen reißenden Strom zu tragen, der in der Nähe vorbeifloß. Christophorus thut das viele Tage lang mit aller Treue und immer darnach sich sehnend, daß ihm doch der Herr Christus endlich einmal erscheine. Da kommt eines Nachts ein zartes Knäblein und will hinüber getragen sein. Jener nimmts auf die Schultern. Kaum aber ist er in den Strom getreten, so wird dieser reißender als je zuvor, und das Kind wird schwerer und schwerer. Dem Christophorus ist's, als müßte er zusammen brechen unter seiner Last. „Wunderbares Kind," ruft er aus, „wer bist du? Mir ist's, als trüge ich die ganze Welt auf meinen Schultern." Da antwortet das Knäblein: „Wisse, daß du mehr trägst als die Welt. Du trägst den, der Himmel und Erde geschaffen hat. Ich bin Jesus Christus, dein Herr, dem du dienst und durch den du deine Dienste thust." Dann taucht es den Riesen unter's Wasser, tauft ihn auf den Namen des dreieinigen Gottes und legt ihm den Namen Christophorus, d. h. Christusträger bei.

Dieser Christoph, meine Freunde, ist ein Sinnbild unseres Volkes. Voll trotziger Naturkraft schweift es in seinen Wildnissen umher, bis die Sehnsucht nach einem gesitteten Leben, nach dem Verkehr mit Fremden es ergreift. Es entschließt sich, seiner Ungebundenheit zu entsagen. Aber nur dem Stärksten will es dienen. Zuerst erscheint ihm Rom, dessen Uebermacht es zu fühlen bekommen, als dieser Stärkste. Seine Jünglinge treten in römische Kriegsdienste, und lernen dort auch das römische Heidenthum kennen. Aber weder das römische Kriegswesen noch der römische Götzendienst ist das Stärkste in der Welt. Vor

dem Kreuz Christi müssen beide weichen. Daher, weil sie in ihm den Stärksten erkennen, fühlen sich unsere Väter zu Christo hingezogen. Lange suchen sie ihn vergebens. Mit der Zeit aber gibt er sich ihnen zu erkennen. Allein nicht so, wie sie sich ihn wohl vorgestellt hatten, als ein Kriegsheld kam er zu ihnen; nein, in schwacher Gestalt, wehrlos wie ein Kind, so erscheint er in den Glaubensboten, die in Deutschland von Christo zeugten. Und unsere Väter traten in seinen Dienst und trugen ihn hindurch durch die reißenden Wogen der Völkerbewegungen. Recht schwer ist er ihnen geworden, recht theuer haben sie dafür zahlen müssen, daß sie ein christlich Volk sein wollten. Aber ihr höchster Ruhm, ihr Stolz und ihre Freude ist es gewesen, daß sie Christum tragen durften. Und, liebe Freunde, unser Volk verfehlte seine Bestimmung, es würde sich selbst und seinem weltgeschichtlichen Berufe untreu, es gäbe sich selbst auf, es sänke herab von der Höhe, auf welche Gott es gestellt, es gienge unter in Schmach und Elend, wenn es je aufhören wollte, ein Christophorus zu sein.

Druck von Chr. Scheufele (früher G. Hasselbrink) in Stuttgart.